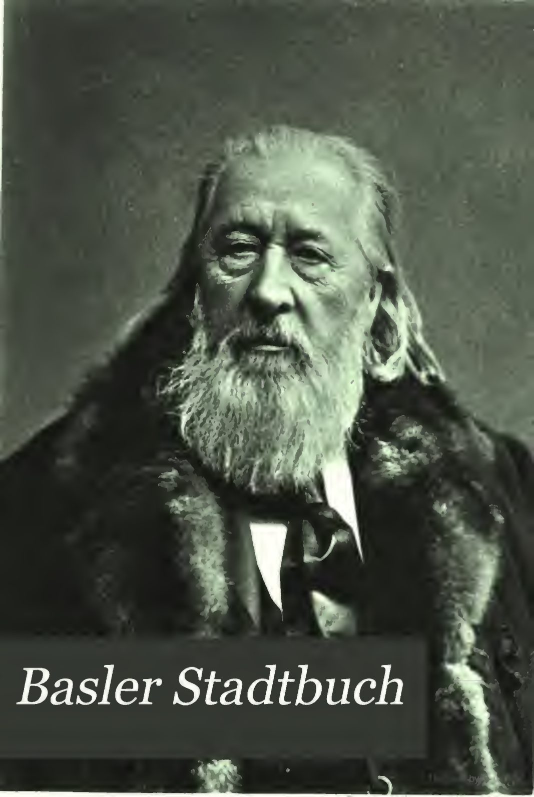


Basler Stadtbuch



Gravure Meisenbach Riffarth & Co. Berlin

… Jahrbuch
1902.

Herausgegeb…
von
…urckhardt. Rudolf W… nagel
und
A… …





Basler Jahrbuch

1902.

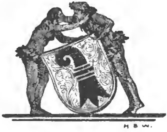
Herausgegeben

von

Albert Burckhardt, Rudolf Wackernagel

und

Albert Geßler.



Basel.

Verlag von R. Reich

(vormals C. Dettloff's Buchhandlung)

1902.

Basler Druck- und Verlags-Anstalt.

Inhaltsverzeichnis.



Die Natur bei Böcklins Tod.

Ein Schweigen in den Bergcypressen,
Kein Ton des Lebens auf der Flur ...
Hast du zu atmen denn vergessen
In Hain und Höhen, o Natur?

Sogar dein Meer, dein ewig reges,
Es flutet leise wie im Traum,
Die Wolken ziehn nicht ihres Weges,
Kein Windhauch spielt um Blatt und Baum.

Du trauerst... Du hast Ihn verloren,
Den besten Freund; er sank ins Grab,
Den deine Seele sich erkoren,
Weil er dir seine Seele gab.

Er, der mit Augen, sonnig hellen,
Sah, wie dein tiefstes Leben quoll,
Dem laut in Wäldern und aus Wellen
Dein Wort, das Schöpfungswort, erscholl;

Der, selbst ein Schöpfer, kühn gestaltend
Dein Reich in Fülle hat gemehrt
Und ihm, des Künstleramtes waltend,
Den Glanz der Schönheit hat beschert...

Er starb, der Freund... Doch laß das Klagen!
Sein großes Werk bleibt ja bestehn,
Und noch in fernen Zukunftstagen
Wird man mit Seinem Blick dich sehn.

Drum heiße neu dein Meer sich kräuseln,
Laß wieder strahlen goldnen Schein,
Laß um sein Grab Cypressen säuseln —
Er ist, er bleibt auf ewig dein.

Albert Geßler.

Erinnerungen an Arnold Böcklin
nach Tagebuchnotizen eines Studenten.

Von A. von Salis.

In biographischen Schriften über Böcklin scheinen sich hie und da Unsicherheiten und Unrichtigkeiten einzustellen über Entstehungsweise oder -Zeit einzelner Bilder. Insofern mögen vielleicht künftigen Böcklin-Biographen die folgenden Tagebuchnotizen einen nicht ganz wertlosen Dienst leisten, da sie über einzelne chronologische Fragen wenigstens Zuverlässiges geben, sowie über die Genesis einiger Bilder. Auch scheinen mir manche persönlichen Aeußerungen Böcklins, welche da sind festgehalten worden, nicht uninteressant zu sein.

Darin, daß hier bloß in anspruchslosester Weise referiert und Material zusammengetragen, keineswegs den Fachleuten ins Handwerk gepfuscht und eine ästhetische Würdigung Böcklins von einem Unberufenen will versucht werden, liegt wohl soviel Berechtigung der nachfolgenden Veröffentlichung, daß ich dafür nicht um Entschuldigung und Nachsicht werde bitten müssen.

1869.

Am 4. April 1869 — nach meiner Rückkehr von Berlin und vor meiner Abreise nach Tübingen, — sah ich zum erstenmal

Böcklins erstes Freskogemälde im Treppenhause unseres Museums, die „Gäa."

Am 6. Oktober, nach meiner Heimkehr von Tübingen, das zweite Fresko, die Flora:

Flora, eine mütterliche Gestalt mit dem Füllhorn, schwebt hoch daher; ihr grüner, weitausgebreiteter Mantel wimmelt von ihren fröhlichen Kindern, welche Blumen und Kränze tragen und sie in kindlich-lachender Freude herniederstreuen auf den kahlen Felsen der erst geschaffenen Erde, wo Menschenkinder sie glücklich auffangen und anstaunen. Die Komposition ist poetisch und originell, zeigt eine großartige künstlerische Freiheit von der Tradition, welche sonst die Flora als Mädchen oder Jungfrau darzustellen pflegt. Böcklin empfindet und denkt ganz individuell; er giebt die Flora als Mutter, und gewiß mit Recht.... Er gemahnt mich in seinem großartigen Hinwerfen oft an Rubens.

Ich sprach mit ihm, und er war sehr leutselig. Ich fand den Moos- und Blüten- und Früchtekranz um dieses Bild viel schöner und passender, als die sonderbare Einfassung des ersten Bildes. Böcklin gab mir Recht und sagte, sein angestellter Maler habe ihm die letztere so verpfuscht, wider seinen Willen, daß es jetzt aussehe „wie das Bord einer Mailänder Kiste."

Als ich am 29. Oktober gegenüber von Professor Jak. Burckhardt im Gespräch über die Fresken äußerte, daß mich Böcklins Flora an Rubens erinnere, sagte er zustimmend: „Ueberhaupt Alles, was lebhaft und lebenswarm ist, mahnt Einen an Rubens." Und als von der Behandlung des Fleisches bei den beiden Malern die Rede war, bemerkte Burckhardt: „Wenn Sie sich wollen einen klaren Begriff machen, wie Rubens das Fleisch behandelte, so können Sie's an keinem Bilde besser sehen, als an dem völlig intakten, in anderer Hinsicht mehrfach tadelhaften „Perseus und Andromeda" in Berlin.

1870.

Am 8. März erzählte mir Frau H., sie habe gestern ein herrliches Bild von Böcklin gesehen, das heute „verschickt“ wurde, die drei Furien oder Erinnyen, auf einem Brücklein den Mörder erwartend.

Am 5. April sagte mir Jak. Burckhardt, es solle nach Paris gewandert sein. Das sei ja der Vorteil einer so großen Stadt, neben ihren unendlichen Nachteilen, daß in ihr etwas wahrhaft Originelles nicht könne verborgen bleiben, sondern anerkannt werde. Ich meinte, es könne dann aber auch gelegentlich etwas Häßliches zu Anerkennung gelangen, wenn es nur originell sei. Burckhardt gab das zu, fand es aber ungefährlich, denn „die Kraft ist es, die sich Bahn schafft; und der Artikel ist heutzutage selten....“

Am 1. Mai 1870 war ich Abends in der Brauerei à Wengen vor dem St. Johann-Thor beim Bier mit meinem Vater, Kupferstecher Weber und Maler Böcklin. Die Herren waren gut aufgelegt und gesprächig. Aus einer beiläufigen Bemerkung Böcklins erhellte auch wieder sein eminenter Natursinn: er bummelte letzthin mit Freunden in drei Stunden von Frenkendorf nach Liestal — statt in einer halben Stunde! —, „unter den blühenden weißen Frühlingsbäumen im frischen Gras immer wieder Halt machend, oben das Blau des Himmels, und das Nest Basel in nebliger Ferne, dessen Anblick nur das Gefühl weckte, man möchte dort Ratsherr sein!“ — Ueberhaupt war heute Böcklin sehr humoristisch gestimmt und erzählte gerne von gelungenen Situationen aus seinen römischen Tagen und Erinnerungen. So z. B. von einem Freunde, der, am Karneval betrunken, sich erbrechen mußte, bevor ihm gelang, sich die Maske vom Gesicht zu entfernen, so daß ihm der Kartoffelsalat aus den

Augen derselben drang! — Aber auch Ernsteres erzählte Böcklin aus seiner römischen Zeit. Als von der mangelhaften Baslermethode die Rede war, wonach bei Errichtung öffentlicher Gebäude der Plan recht und flott gemacht und acceptiert werde; wenn es aber zur Ausführung kommen solle, man vor den Kosten erschrecke und dann da und dort beschneide, so daß das Ganze, wenn es fertig dastehe, zu klein sei, wie z. B. die erst vor wenigen Jahren neu erbaute Strafanstalt, da meinte Böcklin ironisch, man sollte es eben machen wie in Rom: wenn da die Gefängnisse gefüllt seien, so lasse man im heiligen Kirchenstaat die Verbrecher, die darin nicht mehr können untergebracht werden, ganz einfach laufen, ausgenommen die armen politischen Verbrecher, die sogar lebenslänglich festgehalten werden; während Banditen oft „in corpore" entwischen und nachher die Gegend unsicher machen, indem sie bei Geldmangel sogar in die Stadt des heiligen Vaters ihre Raubmordstreifzüge unternehmen. Bei einem abendlichen Spaziergang nach dem Kapitol, in Begleitung seiner Frau, kam Böcklin selbst zu drei Morden. Er wies uns das Messer, das er immer verborgen in der Hand trug, wenn er durch kleine Gassen wandern mußte. Er weiß ohne Zweifel seinen Mann zu stellen, hat eine kräftige Gestalt und ein sicheres, scharfes Adlerauge. — Die Brillen kann er nicht leiden, weil er glaubt, daß ihre Träger nicht das Auge als Hauptsinn zum Aufnehmen in ihr Innerstes besitzen und daher sich in einem ganz anderen Ideenkreis bewegen müssen, als er selbst, was ihn dann ihnen gegenüber verschließt und zum Teil verstimmt und mißtrauisch macht; denn seine ganze Bildung, sein ganzes Leben kommt ihm sozusagen durch das Auge.

Am 3. Mai 1870, gegen Mittag, kam ich in Böcklins Atelier (jetzt St. Johannvorstadt 84, mit Ausblick auf den Rhein und den

Schwarzwald). Gleich beim Eintritt empfing mich ein sonderlich-bläuliches Licht; das Fenster war mit einem durchsichtigen bläulichen Papier verhängt. Er selber malte gerade an einem Bilde, das schon eingerahmt auf der Staffelei stand. Ich war zuerst so überrascht von der Wirkung desselben, daß ich keine Worte fand. — Eine grünverschleierte Gestalt schwebt im schwarzen Wolkengrunde. Tief darunter liegt die schwarze Erde, hinter welcher der Mond ein klein wenig hervorlugt und den untersten Saum des Gewölkes etwas beleuchtet. Es ist die Ruhe der Nacht und erinnert an die Stimmung von Göthes: „Der du von dem Himmel bist . . . . “ In der Linken hält sie den Mohn; die offene Rechte streut Mohnkörner auf die Erde hinab. Eine duftige und poetische Komposition! Das Ganze ist noch nicht ausgemalt, wird aber diese Woche noch fertig werden. In der Nähe fällt Einem daher jetzt noch zuvörderst die unfertige Ausführung ins Auge und befremdet. Aber von entfernterem Standpunkte aus gesehen ergreift die Komposition wunderbar. — Ein Lichtfleck über dem Haupt der Gestalt war mir unerklärlich. Es ist die Lichtöffnung im Gewölk, woher sie gekommen. Die Gestalt selbst hat ihr Licht von keinem vorstellbaren leuchtenden Gegenstand her. Böcklin sagte: „Sie hat ihr Licht; das ist genug. Man darf nicht zu naturalistisch sein. Das ist ja gar nicht die Aufgabe der Malerei; sondern sie will bestimmte Formenerscheinungen und Stimmungen zum Bewußtsein, zur Empfindung bringen, und wird sich im Ausdruck gewiß immer an die Natur anlehnen, aber ist nicht knechtisch an sie gebunden.“ (Ich erinnerte mich an einen ähnlichen Ausspruch Göthes bei Eckermann.) — Ich knüpfte an diesen Punkt an, um über das Schweben von menschlichen Gestalten zu reden. Lessing sagt nämlich in seinem Laokoon, es sei unzulässig, menschliche Gestalten als schwebend darzustellen ohne Vehikel des Fliegens, Wolken oder Flügel. Böcklin fand es geradezu lächerlich, Flügel an

Menschen anzubringen, wie Jeder einsehen müsse, der überhaupt einen Begriff habe von der Bewegung des Fliegens: da müßten ja die Flügel an der Seite befestigt sein, aber nicht auf dem Rücken. — Ich wunderte mich ferner, daß er ein Bild in den Goldrahmen stelle, während er noch daran male. Doch erklärte er mir überzeugend, das Gold des Rahmens sei „die dritte Farbe," welche berücksichtigt sein wolle bei der Farbengebung und Farbenzusammenstellung des Bildes selbst.

Man wähnt oft, das künstlerische Arbeiten geschehe sozusagen unbewußt, einer richtigen Inspiration folgend. Heute lernte ich, daß dem nicht unbedingt so ist. Böcklin zeigte mir z. B. einen ganz feinen hellgrünen Tüllstoff, der ihm als Modell diente für den Schleier dieser „Nacht," in der That ein schönes Modell; und herrlich nahmen sich kleine, kleine Glasperlen aus, welche darauf hafteten, wie Tautropfen; und was nähme sich passender und lieblicher aus, als solche Tautropfen auf dem Schleier der nächtlichen Göttin, die aus dem feucht-kühlen Gewölk herniederschwebt! — Dennoch will Böcklin sie nicht anbringen, weil sie, wenn gut gemalt, das Auge des Beschauers zu sehr auf sich zögen und also auf ein Nebensächliches ablenkten. — Das heißt doch bewußt arbeiten! Es ist schwerer, einem beglückenden Gedanken zu entsagen, als ihn darzustellen.

Ebenso bewunderte ich Böcklins Gedankenarbeit, als er mir ein Porträt von Professor F. B. zeigte. Der Kopf ist im Profil gegeben und sehr ähnlich; den lebhaften Zug der Aufmerksamkeit, der für F. B. charakteristisch ist, hat Böcklin vollkommen getroffen. Der Maler deutete den Moment des Bildes treffend: „Er wird gleich antworten!" — Darum habe er den Kopf im Profil gegeben, weil er, von vorn gesehen, zu breit wäre, und gerade diejenigen Züge hervortreten würden, welche nicht so genau das Wesen des Originals bezeichneten.

Ich lenkte daher das Gespräch auf das Prinzip des Porträtierens und bemerkte, es sollte eigentlich ein Maler niemand porträtieren, ohne ihn durch den Umgang im Wesentlichen kennen gelernt zu haben; sonst werde er oft gerade die Züge und die Stimmungen ausdrücken, welche nicht wesentlich zum Charakter des Originals gehören. — Böcklin war damit einverstanden: bei männlichen Porträts sei das eine Hauptsache, welche der Photographie in der Regel abgehe; bei weiblichen dagegen komme es mehr darauf an, das Liebliche und Anmutige hervorzuheben. Frauen würden sich in der Regel bedanken, wenn man ihren Charakter porträtieren wollte!

Die Art, wie Böcklin dabei zu seinem Ziele kommt, ist bezeichnend. Er hieß F. B. hinstehen und ihm das Profil zukehren; dann begann er, während er skizzierte, ein Gespräch über einen Gegenstand aus der Mechanik, der jenen interessieren mußte. Wenn F. B. aber in seiner Aufmerksamkeit allzusehr versunken war und dadurch einen zu harten Zug anzunehmen drohte, so lenkte Böcklin unmerklich auf ein anderes, modifiziertes Thema über, das denjenigen Ausdruck beim Original wieder hervorrief, welchen der Maler wünschte und anfangs bereits hervorgelockt hatte. Er brauchte dabei ein treffendes Bild: es sei mit dem menschlichen Ausdruck des Gesichtes wie mit dem das Gestade bespülenden Meer; hier kehre jeweilen nach der siebenten anbrausenden Woge dieselbe Wogenform wieder, — was er mir an Photographien nachwies, — wenn dieselben Bedingungen der Wellenbildung eintreten. So beim Menschen: ein gleicher Affekt seines Gemütes, es braucht nicht dasselbe Thema ihn zu bewirken, äußert sich in derselben Formenbildung seiner Züge. — Er zeigte mir auch eine vorläufige Farbenskizze für ein Porträt von Kupferstecher Weber.

Am 6. Mai wieder bei Böcklin, der mir über Farbenmischungen und Farbenharmonien sprach. Ganz konnte ich ihn nicht verstehen.

Er kam auf Göthe zu sprechen und bedauerte, daß dieser zu seiner Zeit mit solchen Malern habe umgehen müssen, wie Seekatz, Oeser, Meyer, Angelika Kaufmann u. s. w. Ueber Farben hätten jene fürchterlich falsche Ansichten gehabt; z. B. den Schmelz, der aus geschickter harmonischer Handhabung derselben entstehe, hätten jene als eine Farbe an sich angesehen, die verloren gegangen sei, und die zu finden sie sich umsonst bemühten. — Ueberhaupt sei es merkwürdig, wie falsch Göthe urteile, wenn er über die Malerei spreche. Was er über die Dichtung sage, sei alles richtig und lasse sich unverändert sozusagen auf die übrigen Künste anwenden. — Das war mir ein sonderbarer Ausspruch gegenüber den Behauptungen Lessings in seinem Laokoon. Böcklin bemerkte überhaupt noch Einiges über Göthe, was mir auffiel. Er, Böcklin, habe einen italienischen „Werther" gelesen eines gewissen Tomaso (?), der seiner Zeit einen italienischen Roman geschrieben und herausgegeben, bevor er Göthes „Werther" gekannt; der dann aber, sobald er diesen zu Gesicht bekommen, so entzückt ward von dessen Abfassung in Briefform, daß er seinen Roman, so vieler Exemplare er noch habhaft werden konnte, zurückzog und ihn ebenfalls in Briefform umgoß. Als nun Böcklin letzthin wieder einmal Göthes Werther las, konnte er ihn kaum hinunterwürgen, so langweilig und antipathisch kam er ihm vor, sowie seiner Frau, verglichen mit der italienischen Auffassung ähnlicher Situationen. Ueberhaupt gebe Göthe Charaktere, welche für unsere Zeit völlig unbegreiflich seien, z. B. auch in den „Wahlverwandtschaften," unentschlossene, halbe Menschen, welche halbe Zustände ertragen, wie es höchstens Ungebildete können; Menschen, welche nicht tiefer über sich selbst und den Zweck ihres Seins nachdenken. Göthe selbst sei doch nicht so gewesen; aber er gebe in seiner Schilderung minime Personen.

Seiner vorletzten Behauptung hielt ich entgegen, was Eckermann berichtet über Göthes spätes Liebesabenteuer mit jener Dame im Marienbad, indem ich zu bezweifeln wagte, daß unsere Zeit besser sei, als jene „halben Menschen.“ Jene hätten doch wenigstens den Widerstreit des inneren, geistigen Menschen mit seiner äußeren Umgebung gefühlt, und über diesen tief-tragischen Konflikt nachgedacht, diesen vielleicht allerdings nicht zu Ende gedacht und gelöst, sondern in einer gewissen skeptischen Unklarheit darüber verharrt, bisweilen darin verzweifelt; unsere modernere Zeit dagegen scheue sich vor solcher Unklarheit und setze sich einfach leichtfertig oder roh darüber hinweg. — Böcklin wandte sich lachend um und meinte: „Aber diese Unklarheit kommt doch über Jeden; da hilft kein Sperren.“

Das Gespräch kam auf den Charakterzug der Deutschen, sich abzuschließen, besonders in der Kunst, gegen fremde Einflüsse, aus Angst, die Individualität einzubüßen. So habe, erzählte Böcklin, ein deutscher Maler in Rom, der dies that, sich Schadow gegenüber auf den Maler Lessing berufen, der jenes Prinzip als das seinige einst aufgestellt. Da habe ihm Schadow geantwortet: „Nehmen Sie Flügel der Morgenröte und geh'n Sie ans äußerste Meer, so wird Sie doch Ihre Individualität nicht verlassen!“ — Böcklin war über diesen Ausspruch hoch erfreut und erweiterte ihn: Wer eigentliches Talent besitze, der gebe von seinem Ich nichts auf, sondern bereichere es nur, indem er auch Fremdes betrachte und zu Rate ziehe; seine Individualität könne gar nicht verloren gehen; denn seine Anschauung und Auffassung des Fremden sei schon eine ganz individuelle, nur ihm eigene.

Am 29. Mai traf ich Böcklin beim Bier. Er äußerte sich heute gerne etwas paradox; so z. B. in Bezug auf das technisch-virtuose Ausmalen von Kleiderstoffen u. dergl., das er, von einem gewiß richtigen Prinzip ausgehend, beinahe auf extreme Weise ver-

pönt, während er doch selber immer wieder seine Schleier malt, deren technische Ausführung er völlig in seiner Gewalt hat. — Man muß vorsichtig mit Böcklin umgehen; er scheint empfindlich zu sein und leicht zu beleidigen.

Den 29. Juni 1870. — Böcklin war so liebenswürdig und schickte mir, auf unser letztes Gespräch bezüglich, zum Lesen „Vier Tragödien des Sophokles und Euripides (Oedip. Kolonos, Philoktet, Medea, Hippolyt.), mit Rücksicht auf die Bühne übertragen von Adolf Wilbrandt, Nördlingen 1867."

Den 10. Juli, abends bei Böcklin. Er hat drei schöne Bilder in Arbeit: jene Landschaft, die er für den Sarasin'schen Gartensaal al fresco malte, in Oel: die „Emmausjünger;" — eine andere italienische Landschaft ist erst als Skizze begonnen; — eine dritte, eine „feuchte Gotthardlandschaft," ist erst in den Umrissen angedeutet. (Problem war für den Maler die Wiedergabe des Lichtreflexes der feuchten Felswände.) Als Staffage soll dienen Struth von Winkelried und der Lindwurm, und zwar der Moment vor dem Kampf; der Lindwurm, schreckhaft in Bewegung und Größe, wird erst den Eindruck geben von der Heldenhaftigkeit dessen, der ihn besteht.

Den 15. Juli allgemeine Aufregung ob der soeben erfolgten Kriegserklärung von Frankreich an Preußen.

27. Juli. Nachdem ich vormittags für das Komite der internationalen Genfer-Konvention auf dessen Bureau (Rittergasse 29) gearbeitet, traf ich in der Badanstalt Maler Böcklin, der soeben in der „Lesegesellschaft" zwei seiner Gemälde ausgestellt hat, gegen Eintrittsgeld „zu gunsten der schweizerischen Wehrmänner," — Magdalena und die Erinnyen.

Bei einem Glase Bier unter schattigen Bäumen an der „Thor-Steinen" kamen wir auf die schwierigsten Probleme zu sprechen, auf seine philosophische Weltanschauung. Ihm ist die Welt ewig,

ewig wechselnd; alle Existenzen sind Eigenschaften desselben Prinzips, das man Gott nennen mag, oder Kraft, oder Geist. Ich wandte ein: die entgegengesetzten Existenzen, Böse und Gute, könnten doch nicht wohl Eigenschaften desselben Wesens sein. Er behauptete dagegen: die Kräfte, welche solche verschiedenen Existenzen beherrschen oder bilden, seien freilich nur verschiedene Eigenschaften desselben Wesens; beim Demütigen oder Liebenden zeige sich eben die jenem Urprinzip eigene Liebe, beim Ehrsüchtigen oder Herrschsüchtigen die jenem eigene Kraft, u. s. w. Danach kann natürlich von Sittlichkeit keine Rede sein; Gut und Böse sind nur ein Begriff, den wir uns bilden. Alles Existierende ist gleich gut, oder vielmehr gleich „seiend." — Ich hielt ihm vor, welche Ungerechtigkeit unserseits es dann wäre, Frevler zu bestrafen. Er gab es zu und will solche menschliche Strafe nur rechtfertigen aus dem Nützlichkeitsprinzip, d. h. daraus, daß Das müsse Gesetz werden, was die Existenz der zahlreichen Menschen nebeneinander allein möglich macht, was für die Gesamtheit und für den Einzelnen nützlich ist. Was ist dann aber nützlich? — Was Einen angenehm ausleben läßt! — Von Teleologie will Böcklin nichts hören; von unmittelbarer sittlicher Norm im Innern auch nichts. Ich berief mich, zum Beweis der Berechtigung des absoluten sittlichen Gefühls, dem Künstler gegenüber auf das jenem parallele unmittelbare Schönheitsgefühl; man kann ja auch nicht beweisen, warum Das und Jenes schön sei. Das gab Böcklin zu; aber — er behaupte von nichts, das s e i schön, sondern das s c h e i n e i h m schön, mache auf i h n den Eindruck der Harmonie. — Da hört natürlich alle Diskussion auf. Es ist ganz dieselbe Anschauung, wie sie seinerzeit ein Maler S. gegen mich aussprach: „Jede Weltanschauung ist die richtige."

Unterschied von Glauben und Wissen wollte Böcklin nicht zugeben. Der erste Fehler des Glaubens sei, daß er das Uebersinnliche zum Persönlichen mache: „Unser gütiger Vater!" Das sei

nicht wahr; „Er“ ist nicht unser Vater, nicht gütig, sondern geht unabänderlich seine eigenen Bahnen .....

Am 2. August besah ich mir die beiden ausgestellten Bilder von Böcklin, mit besonderer Freude an den „Furien“ in Gewitterlandschaft. Je länger man das Bild anschaut, desto intensiver zieht es an. Die Harmonie von Landschaft und Staffage, von lebloser und belebter Kreatur, hat stets einen unaussprechlichen poetischen Zauber.

28. August. Nachmittags einige Stunden bei Böcklin. Jene herrliche „Nacht“ (vergl. 3. Mai) hat er zusammengerollt und auf die Seite gelegt; er hat dieselbe Figur nun nochmals entworfen, aber dunkel, in hellerem Himmel; unten nicht mehr die Erde, sondern Sterne bis an den unteren Rand des Gemäldes. Als er das frühere Bild neben dieses neue hielt, zeigte sich klar der Vorzug des letzteren: jene hellere Figur im dunklen Grunde wirkte weit matter und unscheinbarer, als diese dunkle im helleren Licht.

Auch seine „Gotthardlandschaft“ hat er verändert. Statt eines Breitbildes ward es nun, sehr vorteilhaft, ein Hochbild, und die Staffage des Struth Winkelried vertauscht gegen eine fliehende Wandererkarawane, denn — das Ganze soll den Eindruck des Schauers erwecken, wobei der Mensch kaum an den Widerstand denken kann.

Jenes Bild von den drei Furien, das nun ebenfalls im Atelier stand, habe ich richtig aufgefaßt in gewissen Einzelheiten, wie mir Böcklin zu meiner Freude bezeugte. Warum der Mörder ein ritterlicher sei nach Haltung und Kleidung, hatte ich mir richtig ausgelegt: ein Landstreicher und Mörder von Profession hätte keine Gewissensbisse mehr. Daß die Furien vor einer zerbrochenen Mauer stehen und nicht etwa vor einem Felsen, hat auch seinen guten Grund: die zerrüttete Mauer bringt den Eindruck hervor, daß hier auch schon, vor dem gegenwärtigen Mord, ein Fluch gewaltet habe,

etwas gewaltsam sei zerstört worden. Die roten Ziegel in der zerbröckelten Mauer mahnen unwillkürlich an Blut. Diese letztere Bemerkung nahm Böcklin mit sichtlicher Freude auf; es sei das wirklich sein Gedanke gewesen.

Ich fragte ihn, ob nicht die Ausführung eines Bildes, nachdem die Komposition vor dem Künstler fertig dastehe, oft diesem langweilig vorkomme. Er gab eine Antwort, die wohl auf jede Kunst paßt, nicht nur auf die Malerei: Wenn es den Künstler zu langweilen anfängt, so ist das ein Zeichen, daß etwas faul ist in der Sache. Was den Künstler langweilt, muß dem Beschauer auch als langweilig vorkommen, und dann ist's gefehlt.

Die „Geburt der Venus“ aus Meeresschaum, den, in Form eines Schleiers, Amoretten von ihrem Leibe lösen, und der „Frühling“ (Amoretten suchen Veilchen; Venus bekränzt einen Amor mit solchen), letzteres in Tempera auszuführen auf Leinwand, sind vielversprechende Skizzen.

28. Oktober. Metz hat gestern kapituliert. Vormittags ein halbes Stündchen bei Böcklin. Er hat Verschiedenes in Arbeit, absichtlich, um die Stimmung und die eigene Urteilskraft gesund zu halten, in einem Gleichgewicht, welches ihn nicht in überspannte Einseitigkeit soll geraten lassen. Aus Mangel an solchem Gleichgewicht komme es z. B., daß Maler, welche immer nur büßende Magdalenen oder trauernde Madonnen malten, endlich keinen Ausdruck mehr stark genug fanden; ihre Gefühle waren an dieselbe Stimmung so gewöhnt, daß sie sich, um einen heftigen Schmerz darzustellen, nicht mehr anders zu helfen wußten, als durch Augenverdrehen, krampfhafte Stellungen der Hände u. s. w. Diese Bemerkung läßt sich wohl überall auf die Kunst anwenden, auch auf die Poesie.

Böcklin hat soeben eine wunderliebliche Skizze in Arbeit, eine wahre „Frühlingsluft.“ (Ein Liebespaar sitzt auf blumiger

Wiese; zwei Frauengestalten wandeln unter Bäumen; eine blickt hinauf ins Gezweige, wo offenbar ein Vöglein singt.)

Sonntag, 13. November, saß ich im Abonnementskonzert neben Kupferstecher Weber. Während einer Pause verglich er, im Anschluß an das Gehörte, Beethoven mit dem gewaltigen Bildner Michelangelo, Mozart mit dem heiteren Rafael, Weber mit dem großen Koloristen Tizian. Und als das Gespräch auf Böcklin kam, rühmte er diesen als Künstler und als Mann: „Ich werde es Böcklin nie vergessen, daß er selbst in bedrängten äußeren Verhältnissen nie zum Vedutenmaler herabsank, sondern immer Künstler blieb."

13. Dezember. Aus meinen Examenarbeiten heraus nachmittags eine Weile in Böcklins Atelier. Er hat sein liebliches Frühlingsbild fast beendigt und nun, unter dem Eindruck des andauernden Krieges, einen gewaltigen „Herbststurm" in Arbeit. Die Gotthardlandschaft hat er nach Berlin gesandt; und trotz dem wilden Kriegslärm scheint man dort dennoch für das Schöne, für die Kunst, noch offenen Sinn behalten zu haben: seit dem 17. November kamen Böcklin von durchaus unbekannten Personen vier Ovationsschreiben zu.

1871.

29. Januar 1871. Nachmittags bei Böcklin; erbaute mich wieder an seinem Frühlingsbild ..... Das Gespräch kam auch auf Jakob Burckhardt und seine Kritik lebender Künstler und Dichter. Böcklin behauptet, er verneine zu viel; das hätten ihm auch Heyse und Geibel schon bemerkt. Heysen habe er auch gar nichts gelten lassen ..... Der Kritisierte lasse sich durch solche Kritiken leicht entmutigen, lasse sich irreführen, stimme etwa zu und meine, es sei etwas ein Fehler, was keiner sei. Oft sind sogar Fehler in ge-

wissem Sinne notwendig, um andere Punkte so hervorzuheben, wie sie es sein sollen. Der Künstler kann der Kritik gegenüber nie zu starrköpfig sein! . . . . .

Böcklin hat nun einen „Centaurenkampf“ in Arbeit, oder genauer, einen Kampf von Lapithen und Centauren: da alle Welt voll Kampf sei, müsse er auch wohl ein Paar „raufende Knoten“ malen. An der kleinen Skizze (Langbild) bewunderte ich wieder Böcklins Vereinigung von Phantasie und Verstandesberechnung. Er machte mich aufmerksam auf die Steigerung im Gemälde: das Drohende (links stürmt über einen Hügel herauf ein Centaur mit geschwungener Keule), den Kampf selbst (in der Mitte rauft ein Fußgänger mit einem Centauren), den Erfolg (rechts wälzen sich am Boden ein Centaur und ein Fußgänger). Auch wies Böcklin hin auf die beabsichtigte Lichtwirkung: das Licht fällt schräg von unten links nach rechts hinauf. Damit es aber den Blick des Beschauers nicht über das Bild hinausleite, wird der helle, massige Leib des gestürzten Rosses das Licht auffangen, festhalten und so den Blick in das Bild zurückleiten. — Wie manche Regeln, die der Laie nicht ahnt und nicht zu ahnen braucht!

(Später hat Böcklin bekanntlich diese Skizze nicht ausgeführt, sondern sie zu dem vollendeteren Bilde des „Centaurenkampfes“ umgestaltet und gesteigert, in welchem die oben angedeuteten Ideen beibehalten sind und zu vollkommenstem und wuchtigstem Ausdruck gelangt durch das nähere Zusammendrängen der Figuren, das drohende Abstürzen der am Boden liegenden Raufer über den Felsen, die Masse der Pferdeleiber, das leuchtende, weiße Gewölk in der Mitte des Bildes u. dergl. m.)

3. März. — Bei Böcklin. Er arbeitet an einer „Nymphe der Diana,“ Studie eines vollständig beleuchteten Kopfes. Seine Behandlung des Fleisches scheint mir „natürlicher“ zu werden, jener graugrüne Teint allmählich zu schwinden.

Auch hat er eine Modellierarbeit begonnen: sechs satirische Maskenköpfe an die Fensterarchitektur der Kunsthalle.

In Bezug auf die Klage, daß man mit Worten gar nicht ausdrücken könne, was Musik und Malerei darzustellen vermögen, that Böcklin ganz denselben Ausspruch, wie Jakob Burckhardt so oft: „Wenn man alles sagen könnte, so brauchte man ja nichts zu malen." Darum giebt es eben die verschiedenen Kunstgattungen, weil eine allein nicht alles kann, noch können soll!

Als ich Böcklins letzte Bilder vermißte, sagte er: „Die sind schon nicht mehr in meinem Besitz, eines in Berlin, das andere in München." Auf meine Frage, ob er davon keine Skizzen oder Photographien behalten habe, bemerkte er: „Ach, man ist ja froh, wenn man sie nicht wieder zu sehen braucht! Man erinnert sich selten gern an Vergangenes. Nur ein Bild, das ich seinerzeit gemalt, sähe ich gerne wieder; hier ist die Photographie davon: die Villa am Meer (mit der Frauengestalt in Trauer). — Daran habe ich immer wieder Freude."

Karfreitag, 7. April. Nachmittags ein Stündchen bei Böcklin. Er studierte eben an einer Herbstlandschaft herum (vergl. 13. Dezember 1870): In bunte, rot und gelb belaubte Bäume fährt ein wilder Herbststurm; der Boden ist mit farbigem Laub bedeckt. Rechts ragt hinter diesen Baumruinen eine Häuserruine empor. Die ganze Scene ist auf dem Gipfel einer Anhöhe; zwischen den Stämmen links hindurch sieht man das dunkle Violett-Blau einer fernen Bergkette; der Himmel ist wolkig gefleckt, stürmisch-dunkel, mit zerstreuten weißen Wölkchen besäet. Im Vordergrund reitet in der Diagonale quer durch die Landschaft ein Mann in blau-grauem Mantel; gelbe Blätter wirbeln drauf herab. — Böcklin dachte nun eben darüber nach, diesen „allzu bürgerlichen" Reitersmann gegen eine phantastischere Gestalt zu vertauschen und so auch größere Freiheit zu erlangen in der Behandlung der Landschaft selbst, die er

etwas phantastischer halten möchte. Wir rieten auf dies und das, und kamen zuletzt auf Böcklins Gedanken als auf den besten zurück, den Tod auf wildem Roß, vielleicht sogar auf demselben stehend, dahinsausen zu lassen. Das stimmt prächtig zu der Herbstlandschaft und zu der Häuserruine; die Vernichtung wird so auch noch symbolisch fixiert, der Eindruck davon verstärkt.

Sonntag, 23. April, nachmittags mit Böcklin nach St. Louis gebummelt. Wir sprachen u. a. vom naiven Gefühlsausdruck der Antiken, ihrem Lachen und Weinen, selbst bei den gewaltigsten Heroen. — Wir weinen nicht so leicht, bemerkte ich, bei körperlichen und äußeren Leiden; viel eher beim Anblick oder Genuß des Erhabenen. Böcklin gab das zu und fügte bei, er gehe z. B. deshalb so ungern ins Theater, weil er bei einer Situation, die ihn ergreife, unwillkürlich weinen müsse, daß ihm die dicken Thränen die Wange hinabrinnen.

Ueber Berlin sprach Böcklin ungünstig, über die Spottsucht des dortigen Publikums, über den Mangel an Gemüt und tieferer Geistesbildung; günstiger dagegen über Stuttgart und die Schwaben, deren gebildete Frauen er ganz besonders hochstellte. Der Umgang mit solchen sei unberechenbar einflußreich und wichtig. Der Mann eignet sich sofort, besonders Junggesellen, die ganze Welt und Geschichte an, will alles überblicken und beurteilend umfassen; dabei kommt es darauf an, ob er schwarz oder weiß schaut; und so sind die Männer immer eher Extreme, Optimisten oder Pessimisten. Die gebildete Frau folgt ihnen zwar; aber sie fühlt mit feinem weiblichen Takt die Zwischenstufen und -Stadien heraus; sie hält sich mehr am einzelnen, menschlichen, konkreten Gegenstand, verallgemeinert nicht so rasch, wie der Mann .....

Am 30. Mai, nach Beendigung meines Kandidatenexamens, fand abends die Feier des fünfzigjährigen Jubiläums der Basler Zofingia statt. Unter den anwesenden Gästen war auch Böcklin,

der uns eine Holzschnitt-Vignette gezeichnet hatte, als Titelblatt einer kleinen, gedruckten Sammlung von Gedichten aus dem „Zofinger-Gärtli," die wir als Festgabe auf diesen Anlaß herausgegeben haben.

Sonntag, 2. Juli, kam Böcklin in unsere Wohnung, sich von uns zu verabschieden, da er morgen nach München übersiedelt. Und am 18. Juli zog ich von Basel aus, als Vikar meine pastorale Laufbahn beginnend. Doch durfte ich in späteren Jahren noch mehrmals mit Böcklin zusammentreffen, der von 1871 bis 1874 in München lebte, von 1874 bis 1885 in Florenz, von 1885 bis 1892 in Zürich.

Am 11. Oktober 1879 suchte ich, auf der Durchreise durch Florenz, Maler Böcklin auf in seiner Wohnung Via Cherubini 10. Er selber war nicht da, sondern noch in seinem Atelier, Lungo Mugnone 7bis, I. Stock. Seine Frau begrüßte mich herzlich und lud mich auf den folgenden Tag, Sonntag, zu ihrem Mittagstische.

So besuchte ich denn am 12. Oktober Böcklin vormittags in seinem Atelier. Er hatte drei herrliche Bilder auf seinen Staffeleien, zwei fast vollendet.

Ein Frühling; blau-dämmrige Landschaft; vorn links zwei Nymphen unter Bäumen; rechts auf einem Fels behaglich ausgestreckt ein brauner, flötender Pan; erwartungsvolle Stimmung.

Eine Meeresbrandung von wunderbarer Poesie: links im Vordergrund tiefe Felskluft, davor kantige Felsblöcke, über welche das anbrandende Wasser zurückflutet. Rechts im Hintergrund ein schmaler Streif Meeres und dunkelblauer Himmel. Vorn in der Felskluft steht, rückwärts an den Fels gelehnt, eine weibliche Figur, schön in Form und Farbe, ein braunes Gewand mit weißen Falten, dem schaumbespritzten Felsen gleichgestimmt, mit der Linken haltend; die Rechte greift träumerisch in die Saiten einer zum Teil in der Kluft verborgenen Harfe, und die Gestalt lauscht gespannt

dem verklingenden Ton. Böcklin machte mich aufmerksam auf die gleich langen Saiten der absichtlich rechteckförmigen Harfe: der Ton der Brandung ist eben stets derselbe!

Ein drittes Bild (Herakles-Hain) ist erst skizziert: rechts im Mittelgrund ein geheimnisvoller Hain, in dessen Mitte eine Bildsäule. Vorn stehen, vom Anblick derselben überrascht, vor einem Geheimnis, ein Greis in braunem Mantel, links und rechts junge Krieger in goldenen, blitzenden Harnischen. Es ließe sich schwer eine Benennung finden für das Bild; es giebt dasselbe den „Duft des Geheimnisvollen."

Zur Seite stand noch eine Maria am Leichnam Christi, abweichend von der in Basel.

Böcklin ist diesen Sommer sehr krank gewesen an einer Schultergelenkentzündung; geheilt haben ihn „Ischia, das Meer und Homer," Seebäder, Natur und Odyssee. Er ist seit kurzem zurück, und nun so produktiv, daß er eine ganze Reihe von Staffeleien gleichzeitig um sich her aufgestellt hat. Er malt nicht mehr auf Leinwand, sondern auf Holz, und nicht mehr mit Oelfarben, sondern mit eigens komponierten Lacken u. s. w. Seine Farben sind wunderbar schön und tief; insbesondere freute er sich an einem Blau, mit dem er „immer noch tiefer gehen könne." Er hat ein sehr geräumiges, schönes Atelier und einen dienenden Farbenreiber.

Er begleitete mich nun in die Accademia bei S. Marco und machte mich hier u. a. aufmerksam auf die großen Vorzüge des Perugino, seine Klarheit, sein bewußtes Wesen, wonach er immer bei der Hauptsache bleibe; besonders in zwei Bildern, einem feierlichen Christus am Oelberg und einer Pietà. Auch Botticelli und Signorelli sind ihm wert. Er bewunderte hier z. B. die große Leidenschaft einer Magdalena am Kreuzesstamme. Auch entdeckte mir Böcklin ein Geheimnis der wuchtigen Wirkung von Michelangelos Figuren: derselbe giebt in der Regel seinen Ge-

stalten eine solche Stellung, daß, wenn z. B. die rechte Schulter vortritt, zugleich das linke Bein vortreten muß; dadurch erhalten seine Kompositionen vielfach das Gewaltige, fast Gewaltsame.

Wir wanderten dann über den Markt, an dem köstlichen bronzenen Eber vorbei, nach Santa Croce, und dann nach Böcklins Wohnung. Nach Tische erschienen zwei junge Maler, die sich „seine Schüler schelten lassen," die aber „nie die Kunst wirklich verstehen werden, so wenig als eine Katze apportieren oder das Männchen machen lernt." Böcklin benützte gerne den Anlaß, dieselben abzuschütteln, indem er mich nach Fiesole begleitete. Wir gingen zu Fuß hinauf; Böcklin war unterwegs auf alle Bäume aufmerksam ..... Auf der Terrasse eines Gasthauses in Fiesole saßen wir bei einem Fiasco Chianti in vielseitigstem Gespräche, über die Antike, über das malerisch und das dichterisch Darstellbare. Dabei erzählte er mir, daß eine Dame, welche an der Via Appia vor Rom zwei Waisenkindern begegnet war, ihn aufforderte, die rührende Scene zu malen; aber — gemalten Kindern könne man nicht ansehen, daß sie Waisen seien, und was alles an schweren Schicksalen über sie ergangen. Das könne nicht die Malerei, wohl aber die Dichtung aussprechen; darum habe er denn auch jener Dame einige Verse über die von ihr geschilderte Scene geschrieben. Vor uns lag Florenz im Abendgolde, dann im Lichterglanz; ein reicher Sternenhimmel strahlte über unserem nächtlichen Heimweg.

Am 16. Oktober verabschiedete ich mich von Böcklin, der mich noch nach S. Spirito begleitete. Er erzählte mir u. a., wie Florenz entvölkert werde; alle Vornehmen ziehen fort, nach Rom; gegenwärtig sei z. B. der Palazzo Strozzi käuflich! Das machen zum Teil die hohen Steuern in Florenz, und zum Teil die heillose Centralisation. Böcklin ist einsam in Florenz; aber eben darum gerne hier: wenn man älter werde, kenne man das Bedürfnis der Geselligkeit nicht mehr, dieses Selbstbetruges, wobei einem in

Deutschland überdies noch gelehrte Damen die Zeit stehlen. „Leben ist Thätigkeit, fortwährende Lebensäußerung; und die habe ich hier: ich male, musiziere und mache etwa schlechte Gedichte."

Zum letztenmale sah ich Böcklin persönlich in seinem Atelier in Zürich bei flüchtigem Besuch, im Oktober 1885 oder Frühling 1886. Tagebuchnotizen hierüber liegen mir nicht vor. Nur entsinne ich mich deutlich, daß ich damals wieder sein Bild der „Nacht" (vergl. 3. Mai 1870) bei ihm sah. Dieser Vorwurf hatte ihn demnach seit fünfzehn Jahren nicht losgelassen, oder hatte ihn nun nach so langer Pause aufs neue erfaßt.

Damals sah ich auch in seinem Atelier als Neuestes einen runden Schild mit dem Hochrelief einer Gorgo, die modellierten Schlangenhaare auslaufend in bloß gemalte. Es beschäftigte den Künstler das Problem einer Verbindung von Plastik und Malerei zu erhöhter Wirkung.

Ratsherr J. J. Im Hof

1815—1900.[1])

Die ehrwürdige Erscheinung, welche das Titelbild vergegenwärtigt, ist wohl den meisten Lesern des Jahrbuches noch in frischer Erinnerung. Die werdende Großstadt muß auf manche gemütliche Züge früherer Zeit verzichten. So waren noch vor 40 Jahren die Männer, welche im öffentlichen Leben irgendwie hervorragten, den Bürgern und Einwohnern persönlich bekannt. Die Buben auf der Straße grüßten die Burgermeister und die Ratsherren und wichen denselben ehrerbietig aus. Jetzt ist das anders. Zu den alten Baslern aber, welche sich bis heute ausgedehnter öffentlicher Bekanntschaft erfreuten, gehörte Ratsherr J. J. Im Hof. Obwohl er längst aus den Staatsbehörden ausgetreten, blieb er eine volkstümliche Gestalt. Er bewegte sich auch im modernen Basel als einer, der da zu Hause war, weil er selbst an der neuen Entwicklung der Vaterstadt mitgearbeitet hatte. Die Kreise, in welchen er sich während der letzten Jahrzehnte mit Vorliebe bethätigte, der Kunstverein und viele der Kunst und der Gemeinnützigkeit dienende Institute, haben sein Andenken dankbar geehrt. Wenn wir auch hier einläßlicher über sein Leben und Wirken berichten, so geschieht es, weil „der alte Ratsherr" durchaus nicht bloß ein Freund der Maler und Bildhauer gewesen ist, sondern sich während langer Zeit

[1]) Diese Skizze ist in etwas anderer Gestalt zuerst im Jahresberichte des Basler Kunstvereins 1900 zum Abdruck gelangt.

im Dienste des gesamten Gemeinwesens als einsichtigen, opferwilligen und thatkräftigen Bürger bewährt hat. Er hat nie den Anspruch erhoben, ein großer Mann zu sein; aber was er war und was er vermochte, das stellte er gern seinen Mitbürgern zu Diensten. So gehört denn wohl sein Bild mit in das goldene Buch der Stadt.

* * *

Die Familie Imhof zählt zu den alten Geschlechtern Basels. Ob dieselbe aus dem Lande Uri stammt, wie Ratsherr Imhof in einer festlichen Begrüßung der Schützen aus der innern Schweiz einst stolz versicherte, können wir nicht feststellen. Aber daß der Stammvater der ganzen, in zwei Hauptlinien vertretenen Familie im Jahre 1393 Bürger von Basel wurde, scheint urkundlich erwiesen. Es war ein Ulmann Imhofe. Derselbe hat sich 1427 als Hauptmann am Zuge gegen Elicourt beteiligt. Wir treffen seine Nachkommen dann während fünfhundert Jahren im ehrsamen Handwerk, im Handel, im Kriegsdienste, im wissenschaftlichen Leben und in staatlichen Beamtungen. Ein Christoffel Imhof war 1499 Gerichtsherr und Seidenkrämer „zum Engel" auf dem Markte, Niklaus Imhof, „Aulaeus," 1525 Notarius und Ehegerichtsschreiber. Des letzteren Sohn siedelte nach Liestal über und von ihm stammt der in der Geschichte der Landschaft als ein gar scharfer Mann angeschriebene Schultheiß Christoffel Imhof, zu dessen Andenken am Liestaler Rathause das Wappen, weiße Lilie im blauen Felde, bis heute prangt. Er hat im Bauernaufstande, der 1653 auch die Landschaft ergriff, die Rechte der Stadt mit äußerster Strenge zur Geltung gebracht und sich dadurch die lebenslängliche Belehnung mit dem Amte eines Schultheißen zu Liestal erworben. Seine Nachkommen kehrten nach Basel zurück und am 1. Februar 1694 erschien Samuel Imhof „vor einem ganzen

Ehrenhandwerke der Weißgerber," die zu Safran zünftig waren, um seinen Sohn Melchior aufdingen zu lassen; er erlegte fünf Gulden Bottgeld und regalierte das Handwerk mit einem guten Mähli. Dieser Melchior ImHof, der Weißgerber zu St. Leonhard, ist der Begründer des Handwerker- und Handelshauses, dessen letzter zünftiger Vertreter Ratsherr J. J. ImHof gewesen ist.

Die Weißgerberei war lange eines der blühendsten Handwerke Basels; ihre Produkte gingen in den Welthandel. Die Rotgerber bearbeiteten die Felle mit Pflanzenstoffen (Rinde), die Gelbgerber mit animalischen Stoffen (Fett und Oel), die Weißgerber mit mineralischen Substanzen (Alaun). Die letztern verfertigten das sogenannte sämische Leder, das besonders zu eleganten Schuhen und zu Hosen verarbeitet wurde. Wir finden unter den Meistern der 1568 gegründeten Innung im Laufe der Zeit sehr viele alte Basler Namen, so Frischmann, Oser, VonSpeyr, Rapp, Pack, Thurneysen, Gasser, Fischer, Birmann, Munzinger, Schardt &c. und eine ganze Dynastie ImHof. Ein Niklaus ImHof, der Urgroßvater des „letzten Weißgerbers," hat das Geschäft besonders in Schwung gebracht, „maßen er auch das Färben des Leders kannte, wie ein Farbbüchlein von 1741 ausweist." Wie sich die Ausbildung des Handwerkers damals vollzog und welche Ausdehnung der Lederhandel gewann, zeigen uns einige Notizen über die Gesellenfahrt eines Melchior ImHof, geb. 1740. Derselbe arbeitete, nachdem er bei Vetter Geymüller gelernt, in vielen Schweizer Orten, dann in Genf, Lyon, Chalons s/M., Paris, in der Normandie und $1\frac{1}{2}$ Jahre in London, um durch Holland heim zu kehren und seine Schaf-, Geiß-, Reh- und Hirschfelle nach Väterweise im Gerberbrunnen beim Zunfthause einzuweichen und sämisch gares Leder herzustellen für Schwabenland und Bayern, für Lyon und Venedig.

Haben wir so weit ausgeholt, so sei auch noch eine Bemerkung über die äußere Erscheinung dieses Melchior ImHof und seiner

Gattin Dorothea geb. Ernst beigefügt. Die Frau, welche ihrem Gatten in Handelsgeschäften treffliche Dienste leistete, war eine hübsche, intelligente Person, die mit hochaufgesteckten Hauben sich wohl zu kleiden wußte. Der Mann hatte ein gutmütiges Gesicht, dunkles Haar mit gebrannten Seitenlocken und Zopf. „Er trug himmelblaue Kleidung, die er lange mit Perlmutterknöpfen beibehielt, um auf der Zurzacher Messe als der Weißgerber ImHof von Basel kenntlicher zu sein; er war groß und schlank.“ Wer hätte heute noch irgendwie Veranlassung, die Kleider seines Großvaters zu beschreiben! Darin ist unsere Zeit eintöniger geworden.

Der Sohn des eben erwähnten Ehepaares, Joh. Jakob ImHof, geb. 1786, führte den vorväterlichen Beruf weiter. Er bewohnte das angestammte Haus an der Gerbergasse, gegenüber dem Lochbrunnen, dehnte aber das Geschäft durch Ankauf des Pfauen und des Lohhofes aus; er diente der Oeffentlichkeit als Gerichtsherr und bekundete nebenbei einen gewissen idealen Zug, indem er sich zu seinem Vergnügen eine kleine Gemäldesammlung anlegte. Der Mann hatte viel Originelles. Es existiert ein Bild, das ihn mit einem jungen Großsohne darstellt. Behäbig und klug blickt der würdige Bürger in die Welt; der Enkel aber hält recht auffallend eine Ananasfrucht empor. So wollte der Großvater eine Lebenserfahrung auf seine Nachkommen übergehen lassen. Er hatte einmal einem „Freunde“ eine namhafte Geldsumme geliehen, aber statt Kapital und Zinsen nach vielen Jahren von dem Schuldner als einzigen Entgelt eine Ananas aus weiter Ferne zugeschickt erhalten. Diese köstliche Frucht mußte verewigt werden als Warnung vor geschäftlicher Leichtgläubigkeit! Der Gerichtsherr ImHof ist der Erbauer des Hauses zum Jakobskeller unterhalb des alten Spitalsprunges gewesen. Aus seiner ersten Ehe mit Margaretha geb. Steiger entsproß Joh. Jakob ImHof, geb. am 6. März 1815, dessen Lebensbild wir nach seinen Aufzeichnungen, nach öffentlichen Quellen

und aus der eigenen Erinnerung zu zeichnen versuchen. Das bisher Mitgeteilte mag, soweit es die Entwicklung des Handwerks in der Vaterstadt betrifft, ein gewisses allgemeines Interesse haben; wir gestatteten uns die etwas breitere Darlegung aber auch, um zu zeigen, aus welchem Boden ImHof erwachsen ist und welche Ueberlieferungen er in die Welt mitgebracht hat.

* * *

Mit wehmütiger Pietät erzählt ImHof, er habe die lieblichen Züge seiner Mutter, die eine feine und fromme Frau gewesen, nur nach einem trefflichen kleinen Porträt von Marquart Wocher kennen gelernt, da dieselbe schon 1817 eines frühen Todes gestorben. Der zarte Knabe kam fünfjährig zu Pfarrer Berry in Münchenstein und empfing durch dessen Töchter den ersten Unterricht. Im Gymnasium erzielte er später nicht gerade glänzende Erfolge; doch bot die humanistische Bildung eine gute Grundlage für eine auf Allgemeines und Großes gerichtete Entwicklung. Ein dreijähriger Aufenthalt in Lausanne vervollständigte seine Kenntnisse nach der realistischen Seite hin. Mathematische Studien zogen den Jüngling hier besonders an; zugleich aber wirkte ein an Geist und Gemüt reicher Lehrer, Professor Bruch-Blumer, bestimmend ein auf sein sittliches und religiöses Leben. Der Schüler dankte es dem Erzieher zeitlebens, daß ihn derselbe von gewissen rationalistischen Einseitigkeiten befreit habe. Gerne hätte der junge Mann sich einem technischen Berufe zugewendet; allein die Autorität des Vaters entschied anders. Ein älterer Bruder, Daniel, war bestimmt, die Gerberei weiter zu führen, und Jacques sollte sich zum Kaufmann ausbilden lassen. So geschah es; er wurde Lehrling im Geschäfte des Vaters.

Nun müssen wir aber nachholen, daß der kunstsinnige Vater seinen Knaben frühzeitig Unterricht im Zeichnen nehmen ließ.

ImHofs erster Lehrer in diesem Fache war der Maler Achilles Benz im Hinterhause zum Wolf, ein Mann mit wenig Schwung, körperlich auffallend klein. „Er sah aus wie ein damaliger vierpfündiger Brotlaib,“ heißt es in den „Erinnerungen“ etwas respektwidrig, aber arglos. Da lernte der Knabe Straßen und Gebäude zeichnen, den Spalenberg und den Schwibbogen, und übte sich im Kolorieren von Landschaften. Bei Neville in der alten Lesegesellschaft, einem tüchtigen Künstler, war der Unterricht dann systematischer und gründlicher. Es wurde jahrelang perspektivisches Zeichnen getrieben, man wagte sich an Tiere und an die menschliche Figur. Endlich war die obere Kunstklasse erreicht, allwo Hieronymus Heß den Malstecken schwang. Allein der junge ImHof erlebte hier, was andere Schüler des originellen Meisters auch erlebten. Wenn es einer dem etwas rabiaten Künstler nicht völlig traf, so war die Lehre bald zu Ende. „Nachdem ich die zarten Umrisse von Amor und Psyche zu seiner Zufriedenheit glaubte vollendet zu haben, wollte mir ein kleines Genrebild, Stube mit ländlichem Volke, nicht gelingen. Heß machte mir Grobheiten und ich verließ die Schule.“ Der vielleicht damals zu feinfühlige Schüler hat sich an seinem launenhaften Lehrer liebenswürdig gerächt, indem er fast sechzig Jahre später dessen Lebensbild und künstlerisches Wirken in einem schönen Buche verherrlichte. Auch in Lausanne konnte ImHof sein Lieblingsstudium weiter pflegen; er zeichnete hier unter einem vorzüglichen Lehrer, Naef, malte in Aquarell Schlösser, See und Landschaften, wozu namentlich fröhliche Ferienreisen dem begeisterten Naturfreunde wiederholt Gelegenheit boten.

Der angehende Kaufmann sollte nun, wie das damals üblich war, seine weitere Ausbildung und den gesellschaftlichen Schliff in Frankreich empfangen und durfte sich, nachdem er von Lausanne zur Zurzacher Messe und heim gereist war, vorerst einer eigentümlichen geschäftlichen Unternehmung des Vaters anschließen. Dieser hatte

aus Württemberg zwei große Schafherden nach Paris treiben lassen und begab sich nun im eigenen Wagen hin, um die Tiere dort zu verkaufen. Wie viel mehr bot solch eine gemütliche Reise dem empfänglichen Sinne, als die heutige Fahrt im Schlafwagen! Der Handel geriet freilich nicht zum besten. Aber der Sohn Imhof sah das weite, reiche Land zum erstenmale, staunte die Weltstadt an und empfing einen tiefen Eindruck von all den Herrlichkeiten der Kunst und des Wissens, die sich da bald seinem strebsamen Geiste öffnen sollten.

Wir finden den jungen Kaufmann 1836/37 in Paris. Nachdem er zuvor in Hâvre seine geschäftlichen Kenntnisse erweitert hatte, widmete er sich hier nun, seiner Neigung folgend, auch technischen Studien. In der Schule eines Geographen Heck aus Straßburg lernte er das topographische Zeichnen, namentlich mit Hinsicht auf die militärische Verwendung. Der sonst friedlichen Künsten zugethane junge Mann trug nämlich längst den Gedanken mit sich, er möchte seinem Vaterlande einmal als Genieoffizier Dienste leisten. Dazu hatte er sich schon in Basel vorzubereiten begonnen durch den Besuch der Kurse, welche ein Lehrer Schmied im Markgräflichen Hofe für Artilleriekadetten veranstaltete. Allein „um den sogenannten Herrenbuben rasch militärisches Wissen beizubringen, ging es dort auf der Schnellbleiche" und den Ernst solcher Arbeiten lernte er erst in Paris kennen. In Basel war den Schülern einmal die Aufgabe zugeteilt worden, den Uebergang der Wiese gegen den Angriff deutscher Truppen in Verteidigungszustand zu versetzen. Ein Artillerie-Aspirant zeichnete ein heiteres, farbenreiches Kampfbild mit feuersprühenden Kanonen, während Imhof und sein Freund Isaak Pack Befestigungsanlagen entwarfen, „die nicht ganz unbrauchbar erschienen." Als Frucht der Pariser Studien entstanden u. a. zwei topographische Blätter, welche Basel und Umgebung darstellten. Diese Stücke haben Imhof

später die Aufnahme in das Geniekorps seiner Vaterstadt verschafft. Er hatte stets eine besondere Geschicklichkeit, ohne die Leute zu belästigen, sich überall einzuführen. So erreichte er es in Paris, daß er im Musée d'artillerie Aufnahmen von neuen englischen Artilleriemodellen machen durfte und sonst manche Bevorzugung erlebte. Mit allem hoffte er, dem Vaterlande einst dienen zu können; denn alle Pflege des Schönen und des Nützlichen sollte nach seiner Auffassung das Wohl des Ganzen fördern.

Unter Imhofs Pariser Erlebnissen ist eines tragi-komischer Art. Es hatte ein Attentat auf den König Louis Philippe stattgefunden. Da brachte Ende Dezember 1836 der „National" die Nachricht, daß ein kaum zwanzigjähriger Mann, namens Jean Jacques Imhof, „Student der Medizin," als der That verdächtig abgefaßt und auf das Polizeidepot geführt worden sei. Die Franzosen pflegten damals schon die Augen zu schließen, wenn sie auf gefährliche Leute fahndeten. Die vierundzwanzigstündige Gefangenschaft aber bildete in den Erinnerungen des unschuldigen Fremdlings für alle Zeit eine heitere Episode.

Imhofs Pariser Aufenthalt hatte seinen Gesichtskreis erweitert und ihm neben kaufmännischer und künstlerischer Ausbildung auch politische Kenntnisse vermittelt. So kehrte er heim und bald sehen wir ihn nicht nur im Geschäfte, sondern auch im öffentlichen Leben, im Militär, auf dem Gebiete der Gemeinnützigkeit und der Kunstbestrebungen, sowie im Staatsdienste, eine ruhige, vorsichtige und darum fruchtbare Thätigkeit entfalten. Wir erwähnen nur nebenbei, daß er mit der Zeit Major im Geniestabe wurde und 1856/57 die, glücklicherweise unnötigen, kriegerischen Vorkehrungen mit zu leiten berufen war. Er konnte da seine Kadettenarbeit in reiferer Gestalt verwerten. Ein Porträt von Landerer aus jener Zeit stellt ihn in fast unglaublich strammer Positur als befehlenden Kriegsmann dar. Behaglich erzählt er in den Aufzeichnungen seine

Kriegsgeschichten und rechnet es sich als besonderes Verdienst an, daß durch seine Vermittlung die „Langen Erlen“ damals vor einer totalen Niederlegung bewahrt worden seien.

Allein mit weit größerer Genugthuung als die „kriegerischen Erfolge“ erfüllte es ihn, daß er schon 1843 von der Gemeinnützigen Gesellschaft in die Kommission der Zeichnungs- und Modellierschule gewählt wurde, nachdem er 1842 der erneuerten Künstlergesellschaft beigetreten war. Damit hat in seinem Leben eine neue Entwicklung begonnen, die zwar „seinem Berufe als Kaufmann eher Abbruch that,“ aber durch die er eben in besonderer Weise für die Vaterstadt und weitere Kreise Bedeutung gewinnen sollte.

In der Künstlergesellschaft, die ihn mit hervorragenden Männern zusammenführte, fand er bald viel Vertrauen; „über mein Wünschen und Begehren,“ fügt er bescheiden bei. Er wurde Konservator und schon für das Jahr 1845 Präsident der Gesellschaft. Ein anvertrautes Amt war ihm nie leere Ehrensache, sondern bedeutete für ihn ein neues Arbeitsfeld, auf dem er gewissenhaft seine Kräfte einsetzte für ideale oder praktische Zwecke. Davon zeugen, außer Protokollen und Jahresberichten, zahlreiche thatsächliche Erfolge, sowie die dankbare Freundschaft vieler Künstler und Kunstfreunde. Seine Wirksamkeit wurde besonders fruchtbar seit der 1863 vollzogenen Vereinigung der Künstlergesellschaft mit dem Basler Kunstvereine. Es war ihm lange die Leitung dieser neuen thätigen Genossenschaft übertragen, so daß er nicht nur Ziele vor sich, sondern auch einen weiten Kreis von Gleichgesinnten um sich sah, mit denen er an der Verwirklichung gemeinsamer Ideale arbeiten konnte.

Allein so begeistert ImHof war für alles Schöne und dessen künstlerische Darstellung, so erfolgreich diente er auch als Bürger dem Guten und Nützlichen im öffentlichen Leben. In rascher Folge wurde er von 1843 an Mitglied des Stadtpolizeigerichtes, des

Civilgerichtes, des Gescheides und des Appellationsgerichtes. Man wußte seinen klaren Verstand, seine Gemütsruhe, den selbständigen Sinn und die durch christliche Humanität geleitete strenge Gerechtigkeitsliebe zu schätzen. Er selbst hatte Freude an der richterlichen Thätigkeit und hat derselben in seinen Handprotokollen eigenartige Erinnerungszeichen gesetzt, indem er während der Sitzungen die Köpfe von Advokaten und Delinquenten entwarf; gelegentlich mußte ihm auch ein schlummerndes Mitglied des Gerichtshofes als Modell dienen.

Schon 1847 trat er als Abgeordneter des Stadtquartiers in den Großen Rat und zwar unter dem Zeichen des „Fortschrittes" und mit der Absicht, neuen Gedanken im Staatsleben zum Durchbruche zu verhelfen. Er war nicht umsonst in der Fremde gewesen. Sein volkstümliches Empfinden und Streben machte ihn zum Vertrauensmanne derer, welche das Regiment nicht als ein Privilegium aristokratischer Geschlechter anerkannten. Er bezeugt in seinen Aufzeichnungen: „Ich hielt mich an die freisinnige, liberale Partei, wurde sogar als ein Roter, als ein Umstürzler, angesehen. Allein ich war vielmehr ein Vermittler zwischen der alten und der neuen Zeit. So bekämpfte ich die radikale Abschaffung der Zunft- und Gewerbeordnungen und das Manchestertum meiner Freunde." Er wollte namentlich das Handwerk und den bescheidenen Mittelmann in seiner Erwerbsthätigkeit geschützt sehen und erkannte frühzeitig das Bedrohliche der Aktiengeschäfte. Er trat ein für Verstaatlichung der Straßen, der Eisenbahnen und der Verkehrsmittel überhaupt und bekannte sich zum demokratischen Prinzip, jedoch stets mit der Forderung einer strengen Handhabung der öffentlichen Ordnung und Sittlichkeit. Auch auf dem Boden der Politik verleugnete er seinen Idealismus nicht; er hielt die Gerechtigkeit hoch und setzte dem Parteigeiste ein unabhängiges Urteil entgegen. In der freiwilligen Bethätigung der Bürgerschaft auf allen möglichen Gebieten erblickte

er eine für ein republikanisches Gemeinwesen doppelt notwendige Ergänzung der offiziellen Arbeit der Behörden. Auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens schien ihm eine weitgehende Freiheit die beste Gewähr für Frieden und Wahrhaftigkeit. Er durfte in diesen Dingen mitreden, da er selbst aus seinem christlichen Glauben kein Hehl machte und im Unglauben den Feind alles wahrhaft Großen und Schönen erblickte. Daß ihm der Mut der Ueberzeugung nicht fehlte, beweist neben viel anderem das Wort, welches er über den „Krieg“ von 1856 äußerte. Nachdem er erzählt, wie er mit seinem Freunde Achilles Alioth unter dem Kommando der Obersten Delarageaz und Locher das verschanzte Lager an der Wiese habe erstellen helfen, fügt er bei: „Gott schütze das Vaterland trotz dem taktlosen Verfahren der Schweiz in dem Neuenburger Handel.“

Nachdem ImHof 1853 zu einem Vorgesetzten der Gerbernzunft ernannt und im folgenden Jahre dem Baukollegium zugeteilt worden war, da ihn seine technischen Kenntnisse für dieses Departement geeignet erscheinen ließen, wurde er am 30. März 1858 zum Mitgliede des Kleinen Rates gewählt. Seine Freunde sprachen ihm telegraphisch nach Bern, wo er sich gerade aufhielt, ihre begeisterte Freude aus; wichtiger aber war ihm das Telegramm seiner trefflichen Gattin, das ihn aufforderte: „Ueberleg' es recht.“ Das Ehrenamt eines Ratsherrn stellte große Anforderungen an den Vertreter eines ausgedehnten Geschäftes und an den Vater einer kinderreichen Familie. Im Geschäft hatte er seit dem 1851 erfolgten Tode seines Bruders Daniel neben dem Handel auch die Lederfabrikation zu leiten. Er nahm die Wahl an, weil er es für Pflicht erachtete, erfahrenes Vertrauen zu rechtfertigen.

Während acht Jahren stund ImHof nun an der Spitze des Sanitätskollegiums und des Sanitätsausschusses. Ein fachkundiger Beurteiler nennt ihn neben Ratsherr Dr. Müller

und Staatsschreiber Dr. G. Bischoff einen der Begründer des modernen Sanitätswesens der Stadt und schreibt ihm nach dieser Richtung namhafte Verdienste zu. Unter seiner Leitung vollzog sich die Uebernahme der bisher von der Stadt besorgten Sanitäts- und Lebensmittelpolizei durch den Staat. Das Gesetz über das Sanitätswesen und die Gesundheitspolizei vom Jahre 1864 enthält die ersten materiellen Vorschriften gesetzlicher Art auf diesem Gebiete und die mit dem Gesetze verbundene Sanitätspolizei-Verordnung griff ernstlich und wohlthätig ein. Nachdem die Cholerazeit manche Uebelstände im öffentlichen Gesundheitswesen aufgedeckt hatte, stellten 1865 und 1866 die Pocken und drei Typhusepidemien große Anforderungen an das Kollegium und dessen Vorsteher; es mußten Hilfsspitäler eingerichtet werden im Gnadenthal (Werkhof), im kleinen Klingenthal und am untern Rheinweg. ImHof bewies in solch schweren Zeiten große Ruhe, Umsicht und Thatkraft; der sonst sehr milde Mann konnte, wenn das von ihm als nötig und zweckmäßig Erkannte auf Widerstand stieß, mit militärischer Entschlossenheit dreinfahren. In seine Regierungsthätigkeit fällt auch der Erlaß von Vorschriften über Medizinalpersonen und die Beratungen eines Konkordates über Freizügigkeit der Schweizer Aerzte. Die Beaufsichtigung der Anilinfabriken, die Untersuchungen des Trinkwassers und der Grundwasserverhältnisse, sowie die ersten Anregungen zur Kanalisation bezeichnen staatsmännische Arbeiten, denen sich ImHof mit großer Sachkenntnis und rückhaltloser Hingebung widmete. So benützte er denn auch seine zahlreichen Reisen, um alles, was das Ausland Vorbildliches bieten konnte, und fremde Erfahrungen überhaupt, in den Dienst der Vaterstadt zu ziehen. Als Ende der Fünfzigerjahre das Bedürfnis nach Ausdehnung der Stadt immer dringender wurde, verlangte ImHof einen bestimmten und klaren, die Willkür ausschließenden Plan für die Gesamterweiterung Basels, Niederlegung der Befestigungen und eine allge-

meine Bauordnung. Von 1861 an arbeitete er in der Kommission für städtische Schlachthäuser u. s. w.

Wiederholt wurden ihm auch besonders ehrende Aufträge zu Teil von seiten der Stadt und der Eidgenossenschaft. So begrüßte er 1862 als Abgeordneter der Regierung mit Herrn Sekretär Burckhardt-Iselin den Großherzog Friedrich von Baden bei seiner Ankunft in Freiburg und nahm sodann mit den Vertretern des Bundesrates an dem vom Großherzoge gebotenen Festmahle in Schopfheim Teil. Es handelte sich um Eisenbahnangelegenheiten. In seiner Tischrede sprach er von „seiner Excellenz Bundespräsident Stämpfli," nachdem er vorher diesen Staatsmann, der sich gelegentlich in einer gewissen Formlosigkeit gefiel, veranlaßt hatte, im Kleinbasel ein Paar Handschuhe zur Hof-Fahrt zu kaufen. Nach dem Brande von Glarus überbrachte er den schwerheimgesuchten Eidgenossen eine erste Spende der Stadt und nahm das Töchterlein einer brandbeschädigten Familie zur weitern Erziehung heim in seinen großen Kinderkreis. Auf Weltausstellungen funktionierte er als eidgenössischer Spezialkommissär für die Kunst.

Mit ganz besonders liebevoller Hingebung aber amtete er von 1868 an während Jahrzehnten als Meister der Zunft zu Gerbern, bemüht, die Interessen des Handwerkerstandes gegenüber der Industrie zu wahren und viel Gutes, das einst zugleich mit dem überlebten Zunftzwange war weggeworfen worden, in neuer Gestaltung auferstehen zu lassen. Am fröhlichen Zunftmahle kam ImHof, der bei aller fortschrittlichen Gesinnung ein feines Gefühl für das schöne Alte in sich trug, stets in besonders freundlicher Weise zur Entfaltung seiner Eigenart. Er wußte ernste Dinge in die heitere Geselligkeit hineinzutragen und verkörperte im hohen Alter unter den Zunftbrüdern ein Stück ehrwürdiger Vergangenheit. Klarer Blick in Gegenwart und Zukunft, bewußtes Festhalten an gesunden Eigentümlichkeiten des städtischen Lebens, Sinn

für Witz und Kritik, dabei ein weitherziges Wohlwollen und soziale Unbefangenheit machten ihn zum Freunde aller.

Nach seinem Austritte aus der Regierung blieb ImHof bis 1881 Mitglied des Großen Rates sowie mancher untergeordneter Kommissionen und bis 1889 Meister der Zunft. Doch trat seit 1875 seine politische Thätigkeit mehr in den Hintergrund, während ihm noch durch zwei Jahrzehnte hindurch bei geistiger Frische vergönnt war, der Kunst in Basel und im Vaterlande Dienste zu leisten. Er scheute hiefür keine Opfer und die hervorragende Stellung, welche er im politischen Leben errungen hatte, gewährte ihm nun auch anderwärts Autorität.

Daß ein Mann mit so viel Herz für die Kunst und ihre Jünger bei großer persönlicher Opferwilligkeit Einfluß auf die Kunstübung gewinnen mußte, ist leicht verständlich. So sehen wir denn weitaus die meisten schweizerischen Künstler der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, jedenfalls alle bedeutendern, mit ihm irgendwie in Verbindung stehen. Für alle hatte er wohlwollendes Verständnis und treuen Rat, für viele Hilfe und kräftige Fürsorge; mit einigen verband ihn eine innige, durch lange Gemeinschaft in Freud und Leid gestählte Liebe.

Es ist nicht leicht, hier Namen zu nennen, und doch dürfen wir es nicht ganz unterlassen. Unter ImHofs ersten Künstlerbekanntschaften steht die mit dem Zürcher Metzgermeister und Dichter Heinrich Cramer; dieselbe führte zu einer herzlichen Freundschaft. Cramer, „ein Mann von patriotischem und idealem Schwunge," war mit dem Seidenhändler Adolf Pestalozzi eine Hauptstütze der Zürcher Künstlergesellschaft. Wie lange hat der Basler seine Zürcher Freunde um ihr gemütliches „Künstlergütli" beneidet!

Von verstorbenen Freunden, denen ImHof zeitlebens zu Dank und Treue verbunden geblieben, ist vor allen Ferdinand Schlöth zu nennen, der warmherzige, hochgesinnte Mann; von den noch

lebenden, Dr. Ernst Stückelberg, der, obwohl viel jünger, von ihm wie ein Jugendfreund geliebt und verehrt wurde. Die beiden Männer waren durch eine tiefe Uebereinstimmung der seelischen Bedürfnisse, des geistigen Strebens und künstlerischen Empfindens, sowie durch manche altbaslerische Tradition, bei aller Verschiedenheit der Naturelle so verwandt miteinander, daß ihr Verkehr den Stempel einer geweihten Intimität trug. Beide waren nebenbei Mitglieder des alten, originellen Bundes der „Orientalen," einer geselligen Vereinigung von Männern, die „einmal im Orient gewesen, oder doch gerne dorthin gereist wären," pflegte ImHof scherzhaft zu sagen; auch Oberst Heinrich Wieland, Oberst Herzog und Peter Vischer-Burckhardt gehörten diesem Kreise an.

Mit dem noch fröhlich schaffenden Rud. Koller in Zürich unterhielt ImHof über lange Jahrzehnte hin einen freundschaftlichen Verkehr; Albert Landerer stand ihm sehr nahe; Böcklin, Weber, Weckesser, Barzaghi, Robinet, Kiesling, Brünner, Lanz und viele andere Meister gingen bei ihm einst ein und aus. „Wer zu dem alten Herrn kam und sein von Bildern und Büchern, Schriftstücken und Altertümern wimmelndes Arbeitskabinett betrat, der fühlte sich aus der rauhen, kalten Welt in eine angenehmere Luft versetzt. Der ehrwürdige Greis sprach so freundlich vom Siege des wahrhaft Schönen und Guten, daß Vertrauen und Hoffnung neu aufleuchteten; wer unter Lasten gebeugt daherkam, empfing aus seinem vielgeprüften Herzen Trost und Aufrichtung."

* * *

Welchen Anteil Ratsherr ImHof an der Erstellung und Belebung der Kunsthalle hatte, wie eifrig und unablässig er während zehn Jahren an der Verwirklichung des St. Jakobsdenkmales gearbeitet, wie er zur Errichtung der Skulpturhalle mitgeholfen, als Präsident des Kunstvereins während 26 Jahren ge-

wirkt und sich zuletzt noch an gemeinnützigen Werken der Fürsorge für junge und alte Künstler beteiligt hat, das alles müssen wir hier übergehen. „Kunst will Gunst“ war sein Losungswort. Was die Kunst wollte, hat er ihr in jeder Weise entgegengebracht, oft so reichlich, daß andere berechtigte Lebensinteressen fast beeinträchtigt erschienen.

Allein er war sich unumstößlich bewußt, auf diesem Wege wirklich Gutes und dem gemeinen Wohle Zuträgliches zu schaffen und faßte diese Seite seiner Lebensaufgabe eigentlich als eine höhere Mission auf.

Einige Einzelnheiten aus ImHofs öffentlicher Thätigkeit für das Kunstleben der Vaterstadt sollen hier als Vignetten doch noch eingefügt werden. Die Erstellung der Rheinfähren, deren Einnahmen zum Bau der Kunsthalle so ergiebig beitrugen, hat er sich selbst stets als einen guten Gedanken angerechnet. Wie er dazu kam, erzählte er folgendermaßen: „Auf meinen Reisen nach der Zurzacher Messe fuhr ich bei Koblenz auf einem an einem Drahtseile hängenden Schiffe über den Rhein; da dachte ich, weil doch die Brückenprojekte wiederholt ins Wasser gefallen, man könnte auf diesem Wege eine Verbindung zwischen Groß- und Klein-Basel herstellen.“ Nach fünfjähriger Beratung — man nahm sich damals noch Zeit zu solch ernsten Dingen — wurde dann 1854 die erste Fähre eingerichtet. ImHof hatte stets Freude an allem Symbolischen; so vollzog er denn auch eine ordentliche Schiffstaufe und weihte die „Rheinmücke“ mit einem frommen Spruche zu ihrem Dienste: „So fahre fröhlich hin und her — Du munt're Mücke, du — Und Gottes Hand von Strand zu Strand bewahr' — Das Volk und dich vor Schaden und Gefahr.“ Am Abend des Einweihungstages wäre die Mücke dann freilich bald zu Schaden gekommen, da einige Herren nicht nur von Strand zu Strand, sondern in dem abgelösten Fahrzeuge bachab fuhren. Sie kamen jedoch

trotz großer Gefahr glücklich unter der Brücke durch zum Bankett in den „Drei Königen."

Als den Höhepunkt seiner patriotischen und künstlerischen Wirksamkeit betrachtete Im Hof den Tag, an welchem er als Präsident des Kunstvereins das St. Jakobsdenkmal der Stadt feierlich zu übergeben berufen war. Er sprach begeistert darüber, wie Schlöth die schwere Aufgabe so meisterlich gelöst habe, mit dem Tode zugleich das Leben und mit der Niederlage den Sieg darzustellen.

Als es endlich gelungen war, „der Kunst in Basel ein Haus zu bauen," zur Einweihung der Kunsthalle 1872, gab er voll Freude den Zukunftshoffnungen Ausdruck, die er an dieses Ereignis knüpfte. „Wir wollten nicht ein schmuckes Kaffeehaus, eine gute Wirtschaft mit hübschen Gartenanlagen einrichten; sondern das Haus soll eine Stätte edler Arbeit und förderlicher Geselligkeit sein. Hier sollen die Kunstfreunde mit den Künstlern zusammen einen Kern bilden, von dem aus das gesellige Leben der Stadt eine gesunde Umgestaltung erfahren kann. Das steht Basel wohl an; nicht wegen des zweifelhaften Glückes, daß die Stadt allmählich zur Großstadt heranwächst, sondern weil sie als Sitz der Universität ein Vorbild edler Humanität und Bildung sein soll. Wir müssen aber dabei hohe und reine Ziele, die sich weder der Religion, noch der Politik des Einzelnen feindlich entgegenstellen, verfolgen. Wir vereinigen uns hier auf einem neutralen, jedoch nicht gleichgültigen Gebiete." Er zeichnet dann scharf die materialistische Blasiertheit, die ihr Wohlleben mit dem Scheine der Kunst dekoriert. „Pikante Sujets, mit technischer Fertigkeit ins Licht gesetzt, feiern ihre Triumphe." Auf der andern Seite sieht er die Mißgunst und den Zorn seufzender und begehrlicher Menschen die Kunstschätze in Stücke schlagen. Und dazwischen soll nun der ruhige, friedfertige Mann den Sinn für Kunst, für das

Hohe überhaupt und das Göttliche pflegen? Schwer; aber der Mühe wohl wert!

An solch großen Zielen lebte der treue Mann wohl und wenn vieles nicht erreicht wurde, was er in begeisterter Menschenfreundlichkeit gehofft, so schickte er sich in die Zeit, ohne je am endlichen Siege des Guten zu zweifeln.

* * *

In vorgerückten Jahren erst ging sein Wunsch, Italien zu sehen, in Erfüllung. Als er im Februar 1872 die Fastnachtfeuer ringsum leuchten sah, so erzählt er, wurde in ihm der Gedanke, nach dem Süden zu ziehen, mächtig. Ein eigentümlicher Zusammenhang! Aber das Monumentale und Altfeierliche der Höhenfeuer hatte sein poetisches Gemüt ergriffen; er suchte nach einem Ausdruck seiner Stimmung; Frühlings- und Wanderlust zog durch seine Seele und der Entschluß war gefaßt. Die äußern Verhältnisse — das muß ja bei aller Poesie immer auch sein — gestatteten die Ausführung. Zufälligerweise kam gerade eine Einladung der Architekten Collard aus Genf und Zetter aus Solothurn, er möchte sich ihrer italienischen Reise anschließen, und, begleitet von einer lieben Tochter, zog er mit diesen kunstverständigen Freunden über die Alpen. Mailand, Florenz, Pisa, Siena, Rom, Neapel, Capri, Pästum und alles andere erfüllte ihn mit unbeschreiblicher Freude. In Rom traf er Schlöth, Weckesser, Rudolf Müller. Ein Besuch bei Anselm Feuerbach war ihm von großem Werte. Er lernte begeisterte Leute kennen; Natur, Kunst und Volksleben begegneten mit all ihren Reizen seinem kundigen Blicke. „Auch ich habe von dem Wasser des Trevibrunnens in Rom getrunken und so kam es, daß mir später noch zweimal beschieden war, die lieblichen Erinnerungen aufzufrischen“ (1879 und 1889). Inzwischen nahm er in München an der Versammlung der deutschen Kunstvereine teil

und besuchte mehrere Male Paris und die großen Städte Frankreichs. Robinet, Barzaghi, Anker und Meissonier boten ihm viel durch ihre Kunst und durch ihre Freundschaft.

* * *

Wenn, wie seine Freunde sagten, in seiner Erscheinung und seinen Schicksalen etwas Patriarchalisches zur Darstellung gelangte, so war das besonders durch sein Familienleben begründet. Er sah sich umgeben von einem weiten Kreise lieber Angehöriger. Die Familie brachte ihm viel Freude und Glück. Seine erste Gattin, Maria geb. Forkart, stand ihm während dreißig Jahren mit selbstloser Liebe und treuer Fürsorge zur Seite; sie erzog ihm eine Schar hoffnungsvoller Kinder und war seines Herzens Freude. Die zweite Gattin, Frau Amalia Rüsch geb. Jakob, brachte ihm aus ihrer ersten Ehe Söhne und Töchter zu, die er mit väterlicher Liebe, gleich der einzigen Tochter zweiter Ehe, umfaßte. Sie schaffte ihm mit unternehmendem Geiste erst recht in reichem Maße Gelegenheit, sich im Kunstleben Basels und des Vaterlandes zu bethätigen. Ihr Haus zum Kirschgarten wurde eine kleine Kunsthalle, eine gastfreundliche Stätte für idealgerichtete Leute. Siebenundzwanzig Jahre eines geistig frischen Alters waren ihm an ihrer Seite beschert.

Aber über den lebensfrohen Mann gingen auch die schweren Schatten der Sorge und des Todes. Die erste Gattin und eine ganze Reihe lieber Kinder und Großkinder mußte er ins Grab sinken sehen, manche in vorgerücktem Alter aus blühenden eigenen Familienkreisen heraus. In den bittern Zeiten, da das Leid nicht aufhören wollte, suchte und fand er dann freilich seine Aufrichtung nicht in Kunst und Gunst der Menschen, sondern in der Gnade Gottes, deren er sich mit christlichem Glauben und Hoffen getröstete. Er hat sich seines Christenglaubens nie geschämt und wußte, daß alles

sogenannte rein Menschliche zum Frieden der Seele und zur Harmonie des Lebens nicht ausreicht. Der Gedanke an das eigene Ende begleitete ihn seit Jahrzehnten wie ein treuer Freund und als der Tod nach kurzer Zeit der Schwachheit kam (7. Juni 1900), fand er den hochbetagten Mann innerlich und äußerlich gerüstet.

Doch wir wollen dieses Bild nicht mit dem Tode abschließen, kehren vielmehr noch einmal zurück zu den sonnigen Wegen eines reichen Lebens.

Im Jahre 1813 haben J. J. ImHofs Großeltern mütterlicherseits das alte, halbzerfallene Schlößchen Grenzach im Badischen und das dazu gehörende Bauerngut gekauft, den ehemaligen Besitz derer von Bärenfels österreichischer Linie. Es war ein befestigtes Weiherhaus mit Zugbrücke und Türmen. ImHofs Vater baute das Haus wohnlich um und stattete es mit künstlerischem Schmucke aus. Die alten Wassergräben wurden zugeschüttet, die morschen Zinnen der Türme ersetzt, und bald sahen die alten Räume neues, munteres Leben aufblühen. Eine herrliche Quelle rieselt aus dem steilen, sonnigen Rebberge lustig in den Fischteich; darüber wiegen sich die Wipfel der ernsten Tannen und hundertjährige Haselstauden horchen, was die frohen Menschen sich unter ihrem dichten Laube erzählen. Um den vom Kastanienbaume beschatteten Platz liegt das bäuerliche Gehöfte mit der Trotte, aus welcher der Stolz des Markgrafenlandes, der helle, duftige Wein strömt. Das war des Kunstfreundes poetisches Tuskulum. Da hauste er den Sommer über und in die goldenen Herbsttage hinein mit seiner ganzen Familie; da empfing er seine vertrauten Freunde gern; ja auch hohe Besuche haben dort vorgesprochen. Ob dem Schlößchen steigt der breite Weinberg empor zum Laubwalde. Eine von Reben umrankte, steinerne Terrasse bietet einen herrlichen, weiten Ausblick auf die Stadt Basel mit ihren frommen Türmen, auf das fruchtbare Gelände jenseits des Rheines, auf die Jurahöhen dahinter

und hin bis zu den matten Linien der Vogesen. Wer den alten Ratsherrn, einen der letzten seiner Art, recht verstehen und genießen wollte, mußte ihn in Grenzach sehen. Wie einfach natürlich fügte sich seine Erscheinung in die eigenartige, anmutige Umgebung und wie anziehend wußte er aus alten Zeiten zu erzählen, die Reize der Natur und des ländlichen Lebens zu schildern. Ernst und Humor ergänzten sich an seinem gastfreundlichen Tische. „Um der Uebersättigung und dem Getriebe der Stadt zu entfliehen, nahm ich gern meinen Aufenthalt in Grenzach. Da erfrischte ich mein Augenlicht und mein Gemüt empfing poetische Labung."

Von Jugend auf blieb er so in Fühlung mit dem schlichten Empfinden und den einfachen Bedürfnissen des Landvolkes. Er fand in dem ursprünglich Natürlichen stets das Gegengewicht, das ihn von einer Ueberschätzung der „feineren Kultur" bewahrte. Er verkehrte „ebenbürtig" auch mit den Bauersleuten, tauschte mit ihnen die Erfahrungen im Weinbau aus, nahm herzlichen Anteil an allem, was ihnen wichtig war, und zählte manchen scheinbar unbedeutenden Mann zeitlebens zu seinen guten Freunden. Viele lernten ihn auch dort draußen als einen treuen Berater und Helfer kennen.

Im Frühjahr 1900, als der Schlehdorn am Hornfelsen und die Kirschbäume längs der Straße verblüht hatten, als die Knospen der Rebe sich füllten, schritt er zum letztenmale an den hohen Pappeln vorüber, müde vom langen Winter und vom langen Leben.

* * *

Die Aufzeichnungen des „alten Ratsherren" tragen die Ueberschrift: „Im Wohl des Ganzen liegt das meine auch." Sein Leben bietet in fortlaufender Illustration dieses Sinnspruches ein schlichtes, aber beachtenswertes Bild alter Bürgertugend. Möge die Schilderung desselben mit dazu beitragen, spätern Geschlechtern ein gutes Erbteil zu bewahren.

J. P.



Basel zur Zeit der Freischarenzüge und des Sonderbunds.

Von Prof. C. Meyer.

Staatenbund und Bundesstaat sind die beiden Pole, zwischen welchen sich die Geschichte der nicht zu staatlicher Einheit gekommenen europäischen Länder des neunzehnten Jahrhunderts bewegt. Ob dieselben Monarchien oder Republiken, ob sie wirklich nationale oder bloß auf historischem Wege entstandene staatliche Gebilde sind, ändert an dieser Thatsache nichts. Geringere oder stärkere Centralisation, größere oder geringere Souveränetät der einzelnen Glieder sind die hauptsächlichsten Fragen, um welche es sich handelt. Materielle Interessen, üble Erfahrungen, welche mit dem einen oder dem anderen dieser Zustände gemacht worden sind, Liebe zum Herabgebrachten oder Hang zu Neuerungen sind in der Regel die Motive, welche sowohl einzelne Persönlichkeiten als größere Gruppen eines Volkes zur Parteinahme für föderalistische oder für stärker centralisierte Staatsformen bestimmen. Was stärkere Centralisation wünschenswert erscheinen läßt, ist namentlich das

Verhältnis zum Ausland, ferner die der wirklichen Bedeutung der einzelnen Glieder eines Staates oft nur unvollkommen entsprechende Stellung derselben zur Gesamtheit, endlich der Wunsch, die allgemeineren Interessen in einer möglichst starken Hand koncentriert zu sehen. Was hingegen Mißtrauen gegen sie weckt, ist in erster Linie die Besorgnis, eine starke Centralgewalt werde sich auch in lokale Interessen über Gebühr mischen, und zweitens die Furcht der kleineren Glieder des Staatenbundes, ihre hergebrachte Bedeutung ganz oder teilweise zu verlieren.

Aber nur selten gelingt es in solchen Fällen, die wünschenswerten Veränderungen einfach durch die Macht der Ueberredung, also auf friedlichem Wege, durchzuführen. Die Entscheidung wird vielmehr, wie uns die neuere Geschichte der Schweiz, Italiens und Deutschlands deutlich zeigt, in der Regel nur durch mehr oder weniger blutige Kämpfe herbeigeführt. Und häufig ist es dann weniger das historische Recht als die größere Macht, welcher der Sieg schließlich zufällt. Es wird nun ein neuer Rechtszustand geschaffen, neue staatsrechtliche Verhältnisse entstehen, und den Unterlegenen bleibt keine andere Wahl, als sich diesen zu fügen und sich ihre Stellung innerhalb derselben so günstig als möglich zu gestalten.

In der Schweiz sind es namentlich die beiden der Mitte des Jahrhunderts vorausgehenden Jahrzehnte, in welchen sich Spaltungen von der eben geschilderten Art gezeigt und zu mancherlei Streit unter den einzelnen Kantonen und innerhalb derselben geführt haben. Ohne Zweifel gab es damals in derselben rechtlich garantierte Zustände, deren Veränderung im Sinne des Fortschritts und folglich größerer Centralisation wünschenswert war, z. B. die militärischen, das Münz-, Post- und Zollwesen, ferner die Stellung zum Ausland. Auch war eine stärkere Centralgewalt sowie eine stärkere Vertretung der größeren Kantone in eidgenössischen Angelegenheiten, wie sie schon die Mediationszeit gekannt hatte, notwendig. „Es

wäre," schrieb Eduard Blösch im Jahre 1847, „Unverstand, Uri oder Zug zuzumuten, daß sie sich dem Amtsbezirk Burgdorf gleichstellten; aber es ist ebenso wenig verständig, Bern und Zürich zuzumuten, daß sie sich ferner in allem mit der Bedeutung von Uri genügen lassen.[1]) Dazu denke man sich die Tagsatzung mit ihren beschränkten Machtmitteln etwa zur Zeit des deutsch-französischen Krieges von 1870 und 1871 oder während eines noch bevorstehenden mitteleuropäischen Krieges; man denke sich die Schweiz überhaupt während eines solchen in ihrem früheren Zustande nur durch ihre fadenscheinige Neutralität gegen fremde Zumutungen und fremde Heere geschützt! Endlich giebt es zahlreiche volkswirtschaftliche Aufgaben, wie Korrektionen von Flüssen, Austrocknung sumpfiger Landstriche, Aufforstungen im Gebirge u. a. m., welchen der Bund mit seiner Macht und seinen Mitteln entschieden besser gewachsen ist als die einzelnen Kantone.

Alle diese Fragen hat zuletzt ein kurzer und verhältnismäßig unblutiger Feldzug, der sogenannte Sonderbundskrieg, zu Gunsten der centralisationsfreundlichen Partei entschieden. Der Feldzug führte zu einer so raschen Entscheidung, daß die von manchen erwartete Einmischung des Auslandes unterblieb; er war auch so unblutig, daß sich die feindlichen Brüder, nachdem das „Vae victis" einige Jahre hindurch, am heftigsten in Luzern und Freiburg, seine Rolle gespielt hatte, in nicht allzu ferner Zeit wieder einigen konnten.

Der Bundesvertrag von 1815 war die rechtliche Basis, welche in den stürmischen Dreißiger- und Vierzigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts die einen zu schützen, die andern anzugreifen und zu beseitigen suchten. Und zu den während der Dreißigerjahre im Vordergrunde stehenden Kämpfen rein politischen Charakters, den

[1]) Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft, herausgegeben von C. Hilty, Jahrgang XI, S. 169.

Kämpfen um die Rechtsgleichheit, kamen dann schon am Ende des nämlichen Jahrzehnts und mehr noch in dem darauffolgenden weitere Gegensätze von kirchlicher und konfessioneller Art. Es geschah das zum Teil in paritätischen Kantonen, wie St. Gallen und Aargau, wo die Katholiken in ihrer großen Mehrzahl zugleich die konservative, die Protestanten aber die radikale Partei bildeten. Aber auch in dem protestantischen Zürich wie in den katholischen Kantonen Luzern und Solothurn fehlte es keineswegs an tiefgehenden Differenzen, deren Wurzeln im religiösen und kirchlichen Boden zu suchen sind. Luzern namentlich hatte durch seine zwar nicht rechtswidrigen, wohl aber in hohem Grade unklugen Bestrebungen, den Jesuitenorden wieder bei sich einzuführen, eine höchst aufregende Frage in den Vordergrund der eidgenössischen Politik gerückt. Es hatte dadurch einerseits seinen Gegnern eine gefährliche Waffe in die Hand gegeben und andererseits den politisch gemäßigten oder konservativen Protestanten in Zürich, Basel und der französischen Westschweiz ihre vermittelnde Stellung außerordentlich erschwert, zum Teil sogar geradezu unmöglich gemacht.

Alle diese Fragen mußten natürlich auch die Stadt Basel in dieser oder jener Weise berühren. Basels Haltung in den eidgenössischen Angelegenheiten war damals eine streng legale. Man hatte schon die Aufhebung der Klöster im Kanton Aargau mißbilligt und nahm, wie wir sehen werden, auch in der Freischaren- und Jesuitenfrage eine streng gesetzmäßige, auf den Bundesvertrag von 1815 gegründete Stellung ein. Wohl hatte man den Luzernern von der Berufung des Ordens Jesu abgeraten, gerade wie es einige Jahrzehnte früher (1818) Bern mit Freiburg gehalten hatte. Man war aber nicht geneigt, die Jesuitenfrage im Sinne der radikalen Anschauungsweise für eine eidgenössische zu erklären und den Orden von Bundes wegen auszuweisen. Daneben war man gegen gewisse Mängel des Bundesvertrages von 1815 keineswegs blind, wie schon

die vom Großen Rat im Juni des Jahres 1832 erteilte Instruktion an die damalige Gesandtschaft beweist.[2]) Später hielt man freilich den Zeitpunkt zu einer Revision des Bundesvertrags nicht für geeignet, hätte auch eine partiale Revision einer totalen vorgezogen. Gewisse Forderungen der fortgeschrittenen Parteien, wie die freie Niederlassung und die unbeschränkte Gewerbsfreiheit erfreuten sich unter der Bürgerschaft, zumal unter den Handwerkern, einer äußerst bescheidenen Popularität.

Andererseits war aber auch die Gesamtbilanz des damaligen eidgenössischen Lebens keine besonders günstige, selbst wenn man von den allergröbsten Auswüchsen des politischen Fanatismus, den Freischarenzügen von 1844 und 1845, der Ermordung Joseph Leus oder den Verfolgungen der sogenannten Momiers im Kanton Waadt völlig absieht. Bezeichnend und in engem Zusammenhange mit der politischen Aufregung jener Jahre war einerseits ein unverhältnismäßig stark entwickeltes Wirtshausleben, andererseits die Verwilderung der Presse. Die Politik war allerdings von jeher eine durstige Wissenschaft, weil sie viel von der Leber wegspricht; deshalb mußte sich auch der Große Rat von Basel-Stadt am 6. Oktober des Jahres 1845 mit dieser Frage beschäftigen, und auch in der übrigen Eidgenossenschaft machten sich die Wirkungen des Wirtshauslebens in hohem Grade fühlbar.[3]) Was hingegen die Verwilderung der Presse betrifft, so hatte sich in einem Teile derselben allmählich ein Stil entwickelt, wie er gegenwärtig höchstens noch in gewissen französischen Journalen zu finden ist. Ich erinnere namentlich an das basellandschaftliche Volksblatt oder an Jenny's „Guckkasten" in Bern. Ersteres namentlich griff in seinen Spalten jahraus jahrein die achtungswertesten Persönlichkeiten der

[2]) Basler Zeitung von 1832, Nr. 117, S. 563.

[3]) A. von Tillier. Geschichte der Eidgenossenschaft während der Zeit des sogeheißenen Fortschritts, Bd. 3, S. 245—250.

Stadt Basel persönlich an,[4]) während der „Guckkasten" mit ihm nicht sympathischen Bewohnern der Stadt und des Kantons Bern in ähnlicher Weise verfuhr. Als das Volksblatt gegen Ende des Jahres 1842 allzu beleidigende Angriffe gegen das Basler Gymnasium und gegen die Lehrerschaft desselben brachte, erhielt die Post von der Regierung die Weisung, keine Abonnements mehr auf dasselbe anzunehmen.[5]) Emanuel Scherb, welcher in der in Basel erscheinenden „Schweizerischen Nationalzeitung" über diese Verfügung unzeitgemäße Betrachtungen angestellt und die Regierung beschimpft hatte, erhielt dafür eine zweimonatliche Gefängnisstrafe;[6]) auf diese bezieht sich die bekannte, aber schwerlich ganz wahrheitsgemäße Darstellung des Distelikalenders für 1844.[7]) Im übrigen hat aber das basellandschaftliche Volksblatt, gerade weil es indiskret und geschwätzig war, den Vorteil, daß es über manches Detail Auskunft giebt, über welches die diskretere Presse schweigt. Es bietet somit dem Forscher, freilich nur dem vorsichtigen, mancherlei, was er sonst nicht so leicht findet.

Einen hervorragenden Anteil an diesen Zuständen hatten natürlich die zahlreichen fremden, namentlich deutschen Flüchtlinge, welche damals in der Schweiz Schutz und Arbeit, mitunter auch Stellen und Aufnahme in das Bürgerrecht irgend einer besonders gesinnungstüchtigen Gemeinde gefunden hatten. Sie organisierten ihre dem Arbeiterstand angehörigen Landsleute zu offenen oder ge-

[4]) Ueber die Persönlichkeit des Redaktors Ulrich Walser, vergl. Appenzellische Jahrbücher, 2. Folge Heft 6, S. 157—176. Die Angriffe auf stadtbaslerische Personen und Zustände hatten übrigens meist mißvergnügte Stadtbürger zu Verfassern, namentlich den damals vielgenannten Rudolf Köllner. Vergl. Kantonsblatt von 1842, erste Abteilung, S. 210.

[5]) 9. Verwaltungs-Bericht des Kleinen Rats an den Großen Rat des Kantons Basel-Stadtteil über das Jahr 1842, S. 42.

[6]) Kantonsblatt, erste Abteilung 1843, S. 86—88.

[7]) Schweizerischer Bilderkalender für das Jahr 1844, S. 31 ff. nebst Bild

heimen Verbindungen und suchten wohl auch, z. B. im Savoyerzug des Jahres 1834, von der Schweiz aus ihre Utopien zu verwirklichen. Den Schweizern aber glaubten sie ihren Dank am besten dadurch abzustatten, daß sie die radikalen Bestrebungen in Volksversammlungen mit ihrer überlegenen Beredsamkeit und in der Presse mit ihrer größeren stilistischen Gewandtheit förderten. Ihre Behandlung war natürlich nicht überall dieselbe. Wo die Polizei wie in Zürich oder Basel einigermaßen auf Ordnung hielt, konnten sich die dem Arbeiterstand angehörigen Elemente des jungen Deutschlands nur etwa als Bildungs- oder Gesangsvereine behaupten.[8]) Am freiesten bewegten sie sich hingegen nach der Umwälzung des Jahres 1845 im Kanton Waadt. Doch konnten es ihnen auch die radikalen Regierungen nur ausnahmsweise recht machen; man brauchte sie wohl zu Aufläufen oder zur Einschüchterung der politischen Gegner, wußte ihnen aber nachher wenig Dank für die geleisteten Dienste.[9]) Das ist aber bekanntlich der Lauf der Welt; der, welcher die Kastanien ißt, und der, welcher sie aus dem Feuer holt, sind selten ein und dieselbe Person. Jener hat den Genuß, während dieser Gefahr läuft, sich die Finger zu verbrennen.

2.

Der Halbkanton Basel-Stadt oder, wie er damals offiziell hieß, Basel-Stadtteil, hatte gegen das Ende der hier zu schildernden Periode, d. h. anfangs Februar 1847 28,239 Einwohner, von welchen 25,965 auf die Stadt und ihren Bann und 2274 auf den Landbezirk fielen. Die Zahl der Kantonsbürger und die der

[8]) Marr, W. Das junge Deutschland in der Schweiz, S. 100. (Ueber die Person des Verfassers, dessen Name „schon um den Anfangsbuchstaben zu früh gekommen ist," vergl. Bächtold. G. Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Bd. 1, S. 449 ff.

[9]) Erlebnisse des Bernhard Ritter von Meyer, Bd. 1, S. 131. Marr a. a. O. S. 322 ff.

Schweizerbürger waren ungefähr gleich groß, während die der Ausländer um etwa 4000 Seelen hinter der schweizerischen Bevölkerung zurückblieb.[10]) Die Verfassung war demokratisch-repräsentativ, jedoch in der Weise, daß aktives und passives Wahlrecht auf die Kantonsbürger beschränkt war. Der Große Rat, aus 119 Mitgliedern bestehend, war teils von den 18 Wahlzünften, teils von den sechs Wahlkollegien gewählt. Die 16 Zünfte der Stadt wählten je zwei Vertreter, die drei Gemeinden des Landbezirks, in zwei Zünfte geteilt, im ganzen vier. Von den fünf städtischen Wahlkollegien wählte jedes 15 und das des Landbezirks acht Großräte. Die durch das Los gebildeten Wahlkollegien konnten ihre Vertreter frei aus der ganzen Bürgerschaft wählen, während die Zünfte an ihre Mitglieder gebunden waren. In den Zünften war jeder mehrjährige Bürger, d. h. jeder, der das vierundzwanzigste Jahr zurückgelegt hatte, stimmfähig, in den Wahlkollegien hingegen nur, wer ein öffentliches Amt bekleidete, einen gelehrten Beruf ausübte, entweder 1500 Franken Vermögen besaß oder endlich jährlich mindestens sechs Franken Abgabe bezahlte. Nicht wählbar waren die Geistlichen, die Lehrer, diese mit Ausnahme der Hochschullehrer, ferner wer einen abwartenden Dienst bekleidete oder auswärts lebte. Alle zwei Jahre kam ein Dritteil sämtlicher Mitglieder des Großen Rates in den Austritt; die Austretenden waren sämtlich wieder wählbar. Die Sitzungen des Rates waren, wenn nicht besonders wichtige Traktanden vorlagen, meist schwach besucht. Hingegen zeigte sich bei den einzelnen Mitgliedern meist ein stark entwickeltes Unabhängigkeitsgefühl, und man kann nicht sagen, daß sie ihre Instruktionen in der Tasche mitgebracht hätten.

Die Regierung, der sogenannte Kleine Rat, bestand mit Einschluß der beiden Bürgermeister aus fünfzehn Mitgliedern, welche

---

[10]) Intelligenzblatt der Stadt Basel von 1847, Nr. 32, S. 145.

sämtlich auch dem Großen Rat angehörten. Auch für sie galt alle zwei Jahre die Dritteilserneuerung. Was die Zusammensetzung der Regierung betrifft, so hatte dieselbe ein im ganzen vornehmeres Gepräge als das frühere bis 1798 bestehende Zunftregiment; allein bei diesem waren es gerade die vielen Elemente aus dem Handwerkerstande gewesen, welche jedem, auch dem bescheidensten und notwendigsten Fortschritte sich widersetzt hatten. Die beiden Bürgermeister wechselten Jahr um Jahr mit ihren Funktionen. Der sogenannte Amtsbürgermeister präsidierte sowohl den Kleinen als den Großen Rat; der zweite Bürgermeister hingegen ging in der Regel als erster Gesandter auf die Tagsatzung. Für sämtliche Gerichte galt der Grundsatz der Lebenslänglichkeit, während derselbe für den Großen und Kleinen Rat durch die Verfassung des Jahres 1831 beseitigt worden war. Lebenslänglich waren ferner die Geistlichen der Landeskirche, sowie die Lehrer der verschiedenen Schulen angestellt.

Einnahmen und Ausgaben des Staates beliefen sich in den Jahren, um welche es sich hier handelt, auf ungefähr eine halbe Million damaliger Schweizerfranken. Dabei ist jedoch nicht zu übersehen, daß neben dem Staat auch die Stadtgemeinde Basel existierte, und daß dieser verschiedene Rechte und Pflichten zukamen, welche seither an den Staat übergegangen sind. Im ganzen beflis man sich der Sparsamkeit, und namentlich das Bauwesen und das Erziehungswesen, welche gegenwärtig unser Budget so gewaltig in Anspruch nehmen, gingen einen viel langsamern Gang als heutzutage. Die Vermögen, auch die der Reichen, waren viel kleiner als jetzt, obschon die Stadt im allgemeinen für reich galt; das Leben war im ganzen einfach, wirklich anstößiger Luxus kaum bekannt.[11])

[11]) Intelligenz-Blatt von 1847, S. 190 (Votum von R. Paravicini). Linder, August Gottlieb. Johannes Linder. Lebensbild eines Predigers der Basler Kirche aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. S. 236.

Man zählte ums Jahr 1840 höchstens 25 Millionäre. Der Wert sämtlicher Gebäude der Stadt und ihres Bannes, der Wert aller in Privatbesitz befindlichen Grundstücke, alle Fahrhabe, sowie die Summe der im Umlauf befindlichen Gelder belief sich auf höchstens 50 Millionen Schweizerfranken. Das Betriebskapital der Kaufleute, Fabrikanten und Gewerbetreibenden nebst dem im Auslande Baslern zustehenden Grundeigentum, dem von solchen auswärts auf Hypothek und Wechsel Dargeliehenen oder in Aktien, Staatspapieren und andern Unternehmungen liegenden Kapital betrug höchstens das Doppelte der eben genannten Summe.[12])

In der damaligen Politik Basels überwogen die sogenannten konservativen Anschauungen, zum Teil jedenfalls infolge der Demütigungen, welche über die Stadt nach dem gegen die Landschaft unglücklich geführten Kampfe zu Anfang der Dreißigerjahre durch die radikale Majorität der Tagsatzung waren verhängt worden. Die Folge davon war in Basels eidgenössischer Politik ein ziemlich festes Zusammengehen mit den übrigen nicht dem Radikalismus verfallenen, meist katholischen Kantonen. Man hat diese Stellung öfter als eine unpassende und unnatürliche bezeichnet und hat behauptet, die natürlichen Verbündeten der Handels- und Industriestadt Basel wären die großen und volkreichen radikalen Kantone gewesen. Dabei übersieht man aber zweierlei. Erstens gab es nämlich gerade in diesen Kantonen zahlreiche Vertreter des geistigen Lebens, welche wie Kaspar Bluntschli, Johann Jakob Hottinger, Albert Bitzius, Abraham Emanuel Fröhlich, Alexander Vinet u. a. m. durchaus nicht zur radikalen Partei gehörten, während allerdings die Massen ihren radikalen Führern ziemlich unbedingt folgten. Ferner übersieht man, daß es in den meisten dieser Kantone mehr oder weniger starke,

[12]) Gemälde der Schweiz. Heft 11. Der Kanton Basel, erste Hälfte: Basel-Stadtteil von L. A. Burckhardt. S. 65, 66.

aber schlecht geleitete und deshalb einflußlose oppositionelle Elemente gab, welchen die Politik Basels jedenfalls sympathischer war als die der Wortführer ihrer eigenen Kantone.

Auch in speziell baslerischen Angelegenheiten überwog ein zähes, oft ängstliches Festhalten am Hergebrachten, unter der Bürgerschaft zum Teil in noch höherm Grade als unter den hervorragendsten Staatsmännern jener Zeit. Den Letztern würde man entschieden Unrecht thun, wenn man sie für alle Mängel ihrer Zeit persönlich verantwortlich machen und die vielen Lichtseiten ihres Wirkens einfach ignorieren wollte. Schon die Namen der bedeutendsten unter ihnen, der beiden Bürgermeister Johann Rudolf Frey und Karl Burckhardt, ferner der Ratsherrn Andreas Heusler, Peter Merian und Bernhard Socin lassen eine solche Auffassungsweise als eine einseitige erscheinen. Socins Werk war die gründliche und erfolgreiche, in jeder Beziehung fortschrittliche Reform des Abgabenwesens, welche der Große Rat im Anfange des Jahres 1840 trotz einigen Widerspruches annahm.[13]) Ebenfalls ins Jahr 1840 fällt die für jene Zeit durchaus genügende Erweiterung der Eisengasse. Im Jahr 1842 wurde der neue Bürgerspital eingeweiht, in den Jahren 1843—1849 wurde das Museum gebaut, 1845 der Bahnhof der französischen Ostbahn, gegen dessen Aufnahme innerhalb der etwas erweiterten Stadtbefestigung sich allerdings mancherlei etwas spießbürgerliche Bedenken im Schoße des Großen Rates erhoben hatten[14]), dem Verkehr übergeben. In das nämliche Jahr fällt auch, zum Teil infolge des Brandes des Hübscher'schen Landgutes vor dem Riehenthor, wo die Unzulänglichkeit des damaligen Löschwesens gar zu deutlich hervorgetreten war, die Gründung des freiwilligen Pompierkorps. In das Jahr 1846 endlich fällt die Einweihung

[13]) Basler Jahrbuch 1889, S. 19 ff.

[14]) Basler Zeitung von 1843, Nr. 106—108.

des neuen Kaufhauses in den Räumen des ehemaligen Barfüßerklosters. Die Gemeindeschule von St. Leonhard, deren Lage in der Nähe des Kaufhauses schon damals als eine höchst ungeeignete bezeichnet wurde, mußte freilich noch über ein Jahrzehnt in ihrem bisherigen Lokale[15]) warten, bis sie in neuen Räumlichkeiten Unterkunft fand. Gespart wurde eben damals weit mehr, als es unseren heutigen Ansprüchen an den Staat oder vielmehr an die Steuerkraft der Bevölkerung billig erscheint. Die Sparsamkeit war aber aus dem einfachen Grunde größer, weil damals weder der große Rat noch die Bürgerschaft für weitgehende Ansprüche an ihre Steuerkraft zu haben war. Daneben verstanden es aber die damaligen Behörden gar wohl, wichtige Aemter mit bedeutenden Persönlichkeiten zu besetzen. So erhielten im Jahre 1843 das Gymnasium an Johann Rudolf Burckhardt und die höhere Töchterschule an Abraham Heußler treffliche Leiter. Für das Gymnasium wurde ferner der tüchtige Philologe Karl Ludwig Roth, für die Realschule der geschickte Förderer des Volksgesanges Johann Jakob Schäublin, für das eben aufblühende Schulturnen Adolf Spieß gewonnen. Tüchtige Beamte auf anderen Gebieten waren Ratschreiber Georg Felber, Kriminalgerichtspräsident Ludwig August Burckhardt, Platzkommandant und Oberst Johannes Burckhardt und als Oberinstruktor der Infanterie Lukas von Mechel, der spätere General im Dienste des Königs beider Sicilien.

Was die wirtschaftlichen Zustände betrifft, so waren zünftige Gewerbe und Handwerk durch strenge Verordnungen gegen die Konkurrenz des Auslandes, der schweizerischen Nachbarschaft und der frisch in die Stadt gekommenen Elemente geschützt. Die Handwerker hatten auch ein scharfes Auge auf jede wirkliche oder angebliche Beeinträchtigung ihrer beruflichen Thätigkeit. Die Schreiner

[15]) Steinenberg Nr. 4 und 6.

z. B. beschwerten sich (1840) über Eingriffe der Zimmerleute [16]) und die Schlosser über solche der Schmiede [17]) in ihr Handwerk. Zwei Jahre später verklagten die Schlosser den Meister Schlöth, weil er sich weigerte, ihrer Zunft beizutreten; als aber Schlöth sich an den Kleinen Rat wandte, erhielt er die Erlaubnis, so lange von jener Zunft wegzubleiben, als er sich auf die Erstellung der damals beliebten und nach ihm benannten Oefen beschränke. [18]) Wieder zwei Jahre später (1844) wies der Rat die Bader ab, als diese sich über einige Gasthofbesitzer beschwerten, welche in ihren Häusern Badeeinrichtungen angebracht hatten. [19]) Und noch im letzten Monat des Jahres 1846, als die Revision der kantonalen Verfassung bereits begonnen hatte, schafften die Schneider einen aus dem Auslande durch die Post hierhergebrachten Ballen, in welchem sie fertige Kleider vermuteten, eigenmächtig auf ihr Zunfthaus, nachdem sie der Präsident des Polizeigerichts vergebens aufgefordert hatte, denselben wieder an die Post zurückzuliefern. Sie mußten ihn übrigens wieder herausgeben und erhielten dafür einen hochobrigkeitlichen Verweis. [20]) Man sieht aber aus solchen Vorgängen, was man glaubte sich erlauben zu dürfen, wenn man im Großen Rat oder im Verfassungsrat durch Männer vertreten war, welche für die Privilegien der Zünfte auftraten, daneben aber in speziell politischen Fragen dem Fortschritt huldigten.

Von Bedeutung ist endlich noch das Verhältnis des Staates zur Stadtgemeinde Basel. Die Stadt hatte nämlich damals noch mancherlei Befugnisse, sowohl Rechte als Pflichten, welche seither

[16]) 7. Verwaltungs-Bericht des Kleinen Rates .... über das Jahr 1840, S. 73.

[17]) 6. Verwaltungsbericht, S. 79.

[18]) 9. Verwaltungs-Bericht ..... S. 65.

[19]) 11. Verwaltungs-Bericht ..... S. 60.

[20]) Intelligenzblatt von 1846, Nr. 292, S. 1441.

auf den Staat übergegangen sind. Das Vormundschaftswesen, die Verwaltung des Hypothekenbuches, Korrektion und Pflasterung der Straßen samt deren Beleuchtung, die Zölle[21]) an den Stadtthoren, das Brunn- und zum Teil das Bauwesen, fielen in ihren Machtbereich. Da aber der Staat teilweise ebenfalls an diesen Dingen beteiligt war, so kam es leicht zu mancherlei Verwicklungen und Störungen, welche natürlich auf die Entwicklung des Ganzen nur hemmend wirken konnten. Wie kompliziert die Verhältnisse unter Umständen sein konnten, zeigt sich z. B. an den damaligen Stadtthoren. Hier fiel die Unterhaltung von Dach und Fach dem kantonalen Baukollegium zu, die des Inneren hingegen nebst den Wohnungen der Zolleinnehmer dem städtischen Bauamt.[22])

In ähnlicher Weise war auch die Polizei zum Teil staatlich oder kantonal, zum Teil städtisch. Die kantonale hatte für Ruhe und Ordnung, für Schutz der Personen und des Eigentums zu sorgen; auch die sanitarischen Fragen fielen in ihren Bereich. Der städtischen Polizei hingegen fielen Niederlassungs- und Gewerbebewilligungen, ferner der Markt, das Theater, die Baupolizei u. a. m. zu. Die kantonale Polizei hatte ferner die Aufenthaltsbewilligungen für Fremde, die städtische hingegen für die Personen und Haushaltungen mit eigenem Feuer und Licht, also für dauernd Niedergelassene zu erteilen.

Der Stadtrat hatte ferner eine besondere Handwerkskommission und übte durch diese eine Art oberster Aufsicht über das ganze Zunft- und Handwerkswesen. Außerdem hatte er weitgehende Kompetenzen bei Aufnahme ins Bürgerrecht und Gewerbsbewilligungen. Und da die Handwerker im großen Stadtrat auch viel zahlreicher waren als im Großen Rat, da die Stadt ferner keinen

[21]) Ueber diese vergl. 17. Bericht des Kleinen Rates .... vom Jahr 1850, S. 4.

[22]) 12. Verwaltungs-Bericht des Stadtrats zu Basel .... S. 5.

Militärdienst und weniger Steuern verlangte als der Staat, so war der Stadtrat manchem Bürger auch sympathischer, als die staatlichen Behörden. Daneben gab es freilich auch solche, welchen die vielfachen Unzuträglichkeiten dieses Doppelregiments und die größere Schwerfälligkeit der städtischen Administration nichts weniger als angenehm waren; selbst im Schoße des kleinen Stadtrats war diese Anschauung durch den späteren Bürgermeister Johann Jakob Burckhardt vertreten.

3.

Allmählich begannen nun die noch unerledigten eidgenössischen Fragen auch auf die Bevölkerung Basels oder wenigstens auf einen Teil derselben einzuwirken. Es bildete sich, zunächst allerdings außerhalb der Regierungskreise, eine Art von Opposition, welcher sich namentlich viele jüngere Leute, zum Teil auch die Niedergelassenen, damals „Einsaßen" genannt, anschlossen. Auch manche neu aufgenommene Bürger, welchen man mit dem Bürgerrecht nicht zugleich die in Basel herrschenden Anschauungen hatte beibringen können, ließen sich auf die oppositionelle Seite ziehen. Auf diese Weise entstand nach und nach neben dem alten ein junges Basel, gerade wie es in jenen Jahren eine junge Schweiz, ein junges Deutschland, ein junges Italien und sogar ein junges Europa gab.[23])

Das anerkannte geistige Haupt dieser Opposition war der Advokat Dr. Karl Brenner, ein Schüler Wilhelm Snell's, ihr Organ die unter seinem Einflusse stehende, von ihm selbst oder ihm nahe stehenden Personen redigierte „Schweizer. Nationalzeitung." Brenner war aus einer Familie hervorgegangen, welche sich der Brüdergemeinde angeschlossen hatte, und war, wie er selber zu

[23]) (Gelzer, Heinrich). Die geheimen deutschen Verbindungen in der Schweiz seit 1833. Basel 1847.

sagen pflegte,[24]) in seiner Jugend in religiösen Dingen „überfüttert" worden. Das Uebermaß hatte bei ihm das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung hervorgebracht, und er stand dem kirchlichen Leben Basels gleichgültig, ja feindselig gegenüber. Einstweilen überwog jedoch bei ihm, dem Geist jener Jahre entsprechend, der politische Liberalismus, und der kirchliche ist erst später deutlich hervorgetreten. Doch war Brenner kein gewöhnlicher politischer Streber; seine Thätigkeit war nicht sowohl auf eine gut besoldete Stelle im Rat als darauf gerichtet, den von ihm vertretenen Grundsätzen im engeren und weiteren Vaterlande Geltung zu verschaffen und Basel selbst an der Verwirklichung dieser seiner Wünsche mitwirken zu lassen. In der Theorie war er sogar in solchem Grade von der unbedingten Vollkommenheit demokratischer Staatsformen überzeugt, daß er diese am liebsten im ganzen Europa eingeführt hätte. Damit huldigte er freilich einer Tendenz, die, wenn sie zur That werden sollte, für die Schweiz unter Umständen bedenkliche Folgen haben konnte. Im Uebrigen war er als echter Volksmann viel auf der Straße und in Wirtschaften zu sehen. Auch sein großer Bart fiel allgemein auf und galt, obschon er ihn damals noch kürzer trug als in späteren Jahren, als charakteristisches Merkmal seiner ganzen Erscheinung.[25]) Seine zündende Beredsamkeit und sein joviales Naturell übten auf viele seiner Mitbürger, und unter diesen namentlich auf die Jugend, einen nicht zu unterschätzenden Einfluß aus. Das entschieden bösartige Element hingegen, welches so vielen Demagogen älterer und neuerer Zeit anklebt, und welches in jenen Jahren an dem Genfer James Fazy so deutlich zu Tage trat, besaß er nicht.

[24]) Basler Nachrichten von 1883, Nr. 192.

[25]) Der ehrbare Bürger trug damals in der Regel weder einen Schnurrbart noch einen Vollbart. Es kam noch häufig vor, daß junge Leute, welche sich dieses Schmuckes der Oberlippe bedienten, vor der Hochzeit von ihren künftigen Schwiegereltern ersucht wurden, sich desselben zu entledigen.

Brenners hauptsächlichster Wunsch war, daß sich Basel so bald als möglich von der politischen Stellung, welche es in den Dreißigerjahren eingenommen hatte, lossage und dafür in die Reihe der freisinnigen Kantone trete. Dazu kamen dann, durch die Ereignisse der nächsten Jahre veranlaßt, die weiteren Wünsche, Basel möchte auf der Tagsatzung seine Stimme für Ausweisung der Jesuiten aus dem Gebiete der Eidgenossenschaft und für Auflösung der unter dem Namen des Sonderbundes bekannten Schutzvereinigung der sieben katholischen Kantone abgeben. Da sich jedoch im Großen Rate nur sehr wenige Stimmen bereitwillig zeigten, auf diese Ansichten einzutreten, so mußte er eine möglichst gründliche Personalveränderung unter den damaligen Behörden, sei es auf friedlichem, sei es auf gewaltsamem Wege, als nächstes Ziel ins Auge fassen. Brenner zog im ganzen den friedlichen Weg vor und suchte zunächst durch die Presse dem in Basel herrschenden System Opposition zu machen und die noch vereinzelten seiner Anschauung nahestehenden Elemente der Bürger- und Einwohnerschaft als Partei zu organisieren.

Der Zeitpunkt, in welchem die Nationalzeitung ihre Thätigkeit begann, war als solcher nicht übel gewählt. In Zürich hatte kurz vorher die Berufung von David Friedrich Strauß auf den Lehrstuhl der Dogmatik zu einer politischen Umwälzung geführt (1839). Bald darauf nahm im Aargau die konfessionelle Spaltung eine immer drohendere Gestalt an, und es erfolgte am 13. Januar 1841 die Aufhebung der Klöster im Widerspruch mit Paragraph 12 des Bundesvertrages von 1815, zu welchem Basel einst ebenfalls gestimmt hatte.[26]) Der eigentliche Schicksalskanton aber war Luzern. Hier war an die Stelle der ausgesprochenen liberalen Regierung

[26]) Abschied der am 6. April 1814 zu Zürich versammelten und am 31. August 1815 daselbst geschlossenen außerordentlichen eidgenössischen Tagsatzung, Bd. 1, S. 48.

der Dreißigerjahre eine konservative mit stark kirchlicher Färbung getreten. Ob diese die Jesuiten nach Luzern berufen werde, ließ sich damals allerdings noch nicht bestimmt voraussagen; wohl aber wußte man, daß dergleichen Wünsche existierten, und daß der einflußreichste Führer der zur Herrschaft gekommenen Partei, Joseph Leu von Ebersol, die Berufung des Ordens schon seit mehreren Jahren betrieb, und daß er sie, sobald er einer Mehrheit der Regierung in diesem Sinne sicher war, durchzusetzen gedachte.

Indem so an die Stelle der rein politischen Differenzen der Dreißigerjahre kirchlich-konfessionelle getreten waren, konnte es doch fraglich erscheinen, ob die Bürgerschaft in diesen ebenso fest zur Regierung stehen werde, wie es bisher im ganzen geschehen war, ja ob vielleicht nicht auch im Schoße der Behörden selbst sich gelegentlich abweichende Absichten könnten geltend machen. Die Handwerker z. B., welche sich am Kampfe mit der Landschaft in hervorragender Weise beteiligt hatten, konnten sich möglicherweise für die Erhaltung der aargauischen Klöster oder für das Recht der Luzerner, einen Teil des Jugendunterrichtes den Jesuiten zu überlassen, nicht in gleichem Grade erwärmen wie für ihre Zunftprivilegien; sie konnten sich, wenn die Sache geschickt angegriffen wurde, in eidgenössischen Fragen vielleicht für andere Ansichten gewinnen lassen. Und Brenner war in der That schlau genug, gerade das, was dem damaligen Basel am wenigsten zur Zierde gereichte und seinen wirtschaftlichen Aufschwung am meisten hemmte, die Privilegien des zünftigen Handwerks, in seinem Organ möglichst zu schonen. Andererseits erleichterte die Luzerner Regierung ihren Gegnern ihre Angriffe, ganz abgesehen von der Jesuitenberufung, durch mancherlei Mißgriffe, durch lästige polizeiliche Maßregeln, rücksichtslos geübte strenge Censur und durch Anstellung ungeeigneter Beamten in besonders wichtigen Stellungen (Siegwart-Müller, Verhörrichter Ammann). Und wenn auch die Stadt Basel mit Luzern keineswegs

verbündet war, so fiel doch ein Teil des Hasses, welchen dieses sich in jenen Jahren zuzog, auf diejenigen Regierungen, welche die Rechte Luzerns achteten und die gewaltsamen Angriffe auf dasselbe zu verhindern oder zu strafen bemüht waren. Alles das führte zu einer Situation, welche der in Basel langsam erwachenden Opposition die Wege ebnen mußten.

Hier setzte nun die Nationalzeitung gleich bei ihrem Erscheinen im Jahre 1842 ein. Sie eröffnete ein förmliches Angriffssystem gegen die in Basel herrschenden Zustände, gegen Regierung, richterliche Beamte und Geistlichkeit, nicht ohne Leidenschaft, aber doch nicht in den rohen Formen des basellandschaftlichen Volksblattes. Hie und da traf sie natürlich einen wunden Fleck, etwa Sparsamkeit am unrechten Orte, ungeschickte Berufungen von Staatsangestellten, also zum Teil Dinge, von welchen sich keine Regierung und keine herrschende Partei ganz wird frei halten können. Aber häufig griff sie auch durchaus unbescholtene Männer oder Verhältnisse an, welche nur nicht gerade das Glück hatten, in ihren Augen Gnade zu finden. Sie ließ es z. B. an Angriffen auf die in ihrer Mehrzahl damals allerdings streng orthodoxe Geistlichkeit nicht fehlen, während sie für einen wirklich unwürdigen Vertreter dieses Standes, der im Jahre 1845 wegen sittenlosen Wandels abberufen werden mußte, kein Wort des Tadels fand. Dieser hatte allerdings weder zu den streng orthodoxen noch zu den pietistisch gesinnten Geistlichen gehört. Vollends unberechtigt war namentlich auch ihr Angriff auf Bürgermeister Frey im Frühjahr 1842 wegen angeblicher Verletzung des Postgeheimnisses.[27])

In Basel herrschte im Beginn der Vierzigerjahre des letzten Jahrhunderts noch eine sehr strenge Sonntagsfeier. Wohl waren

[27]) Ueber den wirklichen Thatbestand vergl. Basler Zeitung von 1842, Nr. 103, S. 409.

die strengsten Paragraphen der früheren sogenannten Reformationsordnungen teils beseitigt, teils bedeutend gemildert. Es gab aber doch noch mancherlei Verordnungen, welche teils von der jüngeren Generation der Bürger- und Einwohnerschaft, die ihre Studien über Sonntagsheiligung etwa in Frankreich gemacht hatte, teils von den in der Stadt längere oder kürzere Zeit weilenden Fremden als lästig empfunden wurden. Es durften z. B. während des Morgen- und Nachmittagsgottesdienstes Fuhrwerke weder die Stadt verlassen noch in dieselbe kommen; ausgenommen von dieser Verordnung waren bloß die Fuhrwerke, in welchen kleine Kinder zur Taufe in die Kirchen gebracht wurden. Das Tanzen war an den Sonn- und Festtagen überhaupt und das Kegeln wenigstens bis zum Schlusse der Nachmittagspredigt (4 Uhr) verboten. Namentlich aber wußte man in Basel damals nichts von sonntäglichen Theateraufführungen.

An diesem Punkte setzte nun die Opposition ein. Die Frage war an sich keine politische; man weiß aber, wie durch die Beteiligung gewisser Persönlichkeiten und gewisser publizistischer Organe sich beinahe jeder Frage eine politische Seite abgewinnen läßt. Schon gegen Ende des Jahres 1842 war dem Kleinen Rat eine von 250 Bürgern unterzeichnete Petition überreicht worden, deren Gegenstand eben die Bewilligung sonntäglicher theatralischer Aufführungen war. Der Rat übergab die Petition dem Justizkollegium, dem Kirchenrat und dem kleinen Stadtrat zur Begutachtung und beschloß dann in Uebereinstimmung mit diesen Nichteintreten. Bis dahin hatte die Frage, wenigstens scheinbar, noch keine politische Bedeutung; jetzt aber begann auch die Presse sich mit derselben zu beschäftigen. Gedruckte Blätter mit aufreizendem Inhalt wurden in der Stadt verbreitet,[28]) und das „Basellandschaftliche Volksblatt“ nahm ebenfalls Stellung zu derselben.[29])

[28]) Basler Zeitung, Jahrgang 1843, Nr. 16, S. 61.
[29]) Basellandschaftliches Volksblatt von 1843, Nr. 2 und 4, S. 10 und 17.

Sonntag, den 15. Januar 1843, abends gegen 7 Uhr, wurde von einer großen Menge von Arbeitern, Gesellen und anderen jungen Leuten vor dem Stadtkasino, in welchem gerade ein Konzert stattfand, gepfiffen und gelärmt, sogar ein Stein gegen das Kasino geworfen. Nach und nach sammelten sich indessen auch ordnungsliebende Bürger und waren der Polizei bei der Verhaftung der ärgsten Tumultuanten behilflich; eintretender Regen trug ebenfalls zur Abkühlung der erhitzten Köpfe bei.

Einige Hauptlärmer wurden natürlich polizeilich bestraft. Die Frage kam indessen nicht so rasch zur Ruhe, weil einerseits am 6. Februar Dr. Brenner im Großen Rat einen auf das Sonntagstheater bezüglichen Anzug stellte und andererseits von verschiedenen Standpunkten aus über Wünschbarkeit und nicht Nichtwünschbarkeit desselben geschrieben wurde. Der Standpunkt der grundsätzlichen Gegner des Sonntagstheaters ist am besten durch eine anonym erschienene Broschüre vertreten, welche den Titel führt: „Die Sonntagsfeier und das Theater. Den Mitgliedern des Großen Rats gewidmet und seinen Mitbürgern vorgelegt. Von einem Basler."

Brenners Anzug kam in der Sitzung vom 3. April im Großen Rate zur Sprache. Die Reichen und Vornehmen, sagte er, fänden an den Sonntagen ihre Unterhaltung im Konzert, den Unbemittelten aber bleibe nichts anders übrig, als die Sonntagabende im Wirtshause zuzubringen. Der bildende Einfluß, welcher von der Bühne ausgehe, dürfe nicht unterschätzt werden, und die Beschränkung theatralischer Aufführungen auf die Wochentage sei zudem eine Einschränkung der persönlichen Freiheit. Dabei verschwieg Brenner allerdings, daß für Unterhaltung und Belehrung der Unbemittelten auch an den Sonntagen mancherlei geschah, in der Safranzunft und im Stadtkasino ebenfalls mittelst musikalischer Produktionen, anderswo in den Sonntagssälen durch belehrende

Vorträge für die Arbeiter und für die Jugend.[30]) Die beiden Ratsherren Minder und Oswald nebst einigen eifrigen Theaterfreunden sprachen sich zu Gunsten des Anzuges aus, während die beiden Bürgermeister Burckhardt und Frey, Ratsherr Socin, Oberst Vischer u. a. sich in entgegengesetztem Sinne äußerten. Schließlich wurde mit 52 gegen 17 Stimmen Dahinstellung desselben beschlossen.

Die damalige Mehrheit des Großen Rates hat offenbar in guter und wohlwollender Absicht so gehandelt. Sie handelte nach den damals noch in zahlreichen Kreisen der Bevölkerung Basels verbreiteten strengen Ansichten über Sonntagsheiligung und über Pflicht und Recht des Staates, diese nach Kräften zu schützen. Nur übersahen diese meist in behaglichen Familienverhältnissen lebenden Männer dabei, daß es viele in weniger angenehme Verhältnisse gestellte gab, die an Wochentagen nicht frühe genug Feierabend hatten, um das Theater besuchen zu können, denen aber am Sonntag dieses Vergnügen ganz wohl zu gönnen war. Andererseits war es auch ein offenes Geheimnis, daß manche, welche das Theater zu Hause gar nicht, jedenfalls nicht am Sonntag, besuchten, dieses auf Reisen ohne Bedenken thaten, gelegentlich sogar an Sonntagen. Uns fällt es, beinahe sechszig Jahre später, in einer Zeit, wo übertriebener Alkoholgenuß mit Recht als der ärgste Feind der öffentlichen Wohlfahrt gilt, schwerer als unseren Vätern und Großvätern, im Sonntagstheater die alleinige Wurzel alles Uebels zu sehen. Immerhin hat die Demonstration vom 15. Januar dem Theater, für die nächsten Jahre wenigstens, mehr geschadet als genützt und manche den besseren Ständen angehörige Familien für längere Zeit von demselben fern gehalten. Die Sache selbst ist übrigens später, gegen Ende des Jahres 1845, wieder zur Sprache gekommen und der Kleine Rat hat dann das Sonntagstheater am

---

[30]) Die Sonntagsfeier und das Theater, S. 4, 5, 20, 21.

5. November dieses Jahres mit einigen unwesentlichen Beschränkungen bewilligt.

Im nämlichen Jahre 1843, aber gegen das Ende desselben, war auch von einer Revision der seit 1833 bestehenden kantonalen Verfassung die Rede; sie wurde jedoch am 4. Dezember vom Großen Rate mit 80 gegen 9 Stimmen abgelehnt. Die Forderungen der Opposition waren damals im ganzen dieselben wie drei Jahre später: Herabsetzung des Alters der Stimmberechtigten, Beseitigung der Lebenslänglichkeit der Richter und Leitung der Verhandlungen des Großen Rates durch einen besonderen Präsidenten an Stelle des damals präsidierenden Amtsbürgermeisters. Von diesen drei Postulaten ist damals übrigens nur das zuletzt erwähnte ernstlich behandelt worden. Unter denjenigen, welche dem Postulate entgegentraten, befand sich u. a. auch Professor Rudolf Merian, welcher dann einige Jahre später, nachdem dasselbe durchgedrungen war, zum ersten Großratspräsidenten von Basel-Stadt gewählt wurde.

Das folgende Jahr 1844 brachte der Stadt Basel bekanntlich das eidgenössische Schützenfest in Verbindung mit der vierhundertjährigen Erinnerungsfeier der Schlacht bei St. Jakob. Es ist bekannt, wie an diesem Feste das agonale Element neben dem politischen zeitweise stark zurücktreten mußte. Dabei spielte allerdings die eidgenössische Politik, der Kampf gegen den „papierenen Bund," wie Dr. Brenner den Bundesvertrag von 1815 nannte,[31]) eine weit größere Rolle als die kantonale. Mittelbar ist aber die stadtbaslerische Opposition durch die hier gehaltenen Reden doch auch zum Fortschreiten auf der schon betretenen Bahn ermuntert worden. Das am meisten besprochene Ereignis jener festlichen Tage war die erzwungene Entfernung der Walliser Fahne von der Fahnen-

[31]) A. v. Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft während der Zeit des sogeheißenen Fortschritts, Bd. 2, S. 198.

burg und der darauf erfolgte Abzug der Walliser Schützen.[32]) Jene Fahne hatte nämlich der anwesenden Menge den blutigen Sieg der Altschweizer des Wallis über die Jungschweizer am Trient (1843) wieder ins Gedächtnis gerufen und dadurch einen Sturm erregt, welchen die besonnenern Elemente nicht mehr zu stillen vermochten.

Wichtiger als die Ereignisse von 1843 und 1844 waren aber für Basel jedenfalls die des Jahres 1845. Dr. Brenner war wegen seiner Beteiligung an dem sogenannten ersten Freischarenzuge (Dezember 1844) mit vierwöchentlichem Arrest bestraft worden. Seine Mitschuldigen waren der schon früher genannte Rudolf Köllner, Bierbrauer Karl Meyer, Schlossermeister Heinrich Münch, gewesener Standesreiter, und Wilhelm Klein, der spätere Nationalrat. Doch war Brenners Strafe im Hinblick auf seine Stellung im Großen Rat und seine juristische Bildung etwas strenger ausgefallen als die der anderen Beteiligten. Am Tage seiner Freilassung nun, 6. März 1845, fanden sich seine Gesinnungsgenossen in ziemlicher Zahl vor dem Lohnhof ein und begleiteten von dort ihren politischen Führer in stattlichem Zuge mit Musik in den Gasthof zu den Drei Königen, wo achtzig Gedecke für ihn und seine vornehmsten Anhänger bereit standen.

Am 31. März desselben Jahres wurde unter dem Eindrucke der allgemeinen Aufregung jener Zeit eine freiwillige Bürgergarde errichtet, an deren Spitze die Obersten Andreas Werthemann und Andreas Bischoff traten. Zu wirklicher Verwendung ist indessen diese Bürgergarde nie gekommen, die ganze Organisation scheint vielmehr eine ziemlich unvollständige geblieben zu sein.

[32]) In der Speisehütte wurde die Tafel, welche den Namen des Kantons Wallis trug, mit Blut bespritzt, und in die Fahne der Walliser wurde geschossen. Basellandschaftliches Volksblatt von 1844, S. 132, 133.

Einige Monate später, am 4. August 1845, folgte der sogenannte Käppisturm.[33]) Im Artilleriekorps hatte sich damals eine gewisse Verstimmung entwickelt; Ursache derselben war, daß die Artillerie, im Gegensatze zum Infanteriekontingent, zur Stadtgarnison und sogar zum Landjägerkorps, die sogenannten Käppi's, eine neue, leichtere Kopfbedeckung, noch nicht erhalten hatte, und daß die Bemühungen der Artilleristen, dieselbe ebenfalls sofort zu erhalten, erfolglos geblieben waren. Ein scharfer Artikel in der „Nationalzeitung" vom 2. August gab der vorhandenen Verstimmung Ausdruck. Die in demselben enthaltenen Worte: „Fort mit dem alten Drucksystem" bezogen sich ihrem Wortlaute nach allerdings auf die bisher üblichen Tschakko's, schlossen aber eine Beziehung auf das herrschende, politische System und seine hervorragendsten Träger keineswegs aus. Daß Dr. Brenner der Verfasser des betreffenden Artikels sei, wurde ziemlich allgemein angenommen; auch Kiefer, der es wissen konnte, spricht sich in seiner Darstellung des Käppisturms in diesem Sinne aus.[34]) Brenner selbst hat freilich beim Verhör auf dem Lohnhof erklärt, er könne den Verfasser nicht nennen, bevor er mit ihm Rücksprache genommen habe; übrigens habe der Artikel als solcher nicht aufgeregt, sondern er sei der Ausfluß einer schon vorhandenen Aufregung gewesen.[35]) Verantwortlich für denselben war er übrigens als Redaktor der „Nationalzeitung" unter allen Umständen.

Den Behörden erschien der Artikel umso bedenklicher, als das Artilleriekorps, bei welchem Brenner als Wachtmeister diente, auf den nächstfolgenden Wochentag, Montag den 4. August, zur Er-

---

[33]) Eine kurze Beschreibung dieses Ereignisses aus der Feder G. Kiefers enthält das Basler Jahrbuch f. 1898, S. 214—217. Das Referat der „Basler Zeitung" vom 5. August dürfte von Jakob Burckhardt verfaßt sein.

[34]) A. a. O. S. 214.

[35]) Klein-Rats-Protokoll von 1845, Fol. 272.

gänzungsmusterung ins Klingenthal aufgeboten war. Man fürchtete, Brenners Anwesenheit könnte bei diesem Anlasse zu unangenehmen Auftritten führen. Brenner wurde infolgedessen Sonntag den 3. August auf Befehl des Amtsbürgermeisters Burckhardt zu einer Besprechung auf den Lohnhof beschieden und dort vorläufig, d. h. bis zur Entscheidung des Falles durch das korrektionelle Gericht, in Haft gehalten. Die Nachricht von seiner Verhaftung verbreitete sich rasch und rief, zumal bei seinen Gesinnungsgenossen, schon am Sonntag Abend eine bedeutende Aufregung hervor. Im Schoße des Großen Rates, welcher am Vormittag des 4. August versammelt war, wurde die Regierung von Polizeigerichtspräsident Rudolf Wölfflin und Architekt Berri interpelliert. Bürgermeister Burckhardt berief sich zur Rechtfertigung seines Verfahrens auf § 58 des korrektionellen Gesetzes, laut welchem „bei der Voruntersuchung und Erhebung des Thatbestandes die betreffende Person, wenn sie als gefährlich erkannt werde, sofort verhaftet werden könne."

Die Sitzung des Großen Rates war schon um 10 Uhr beendigt, und auf dieselbe folgte unmittelbar eine des Kleinen, welche sich mit der Person Brenners zu befassen hatte. Unter den im Klingenthal befindlichen Artilleristen war inzwischen eine sehr erregte Stimmung entstanden, und als die Musterung zu Ende war, wurden Stimmen laut, man müsse den Wachtmeister Brenner aus seiner Haft zu befreien suchen. Vorerst beschloß man jedoch, zu diesem Zwecke eine Deputation an den Kleinen Rat abzuordnen. Die zuerst abgesandten Offiziere richteten aber nichts aus, und nun erschien noch eine Deputation von Unteroffizieren; diese erhielten auf dem Rathause den Bescheid, der Kleine Rat beschäftige sich noch mit der Sache, augenblicklicher Bescheid sei nicht möglich. Im Vorzimmer des Ratsaales scheinen sich die Unteroffiziere nicht ganz korrekt benommen zu haben, und Ratsherr Socin, welcher anfäng-

lich geneigt gewesen war, für Entlassung Brenners aus seiner Haft zu stimmen, stimmte dann infolgedessen für Fortdauer derselben.[36]) Schließlich beschloß auch der Kleine Rat mit drei gegen zwei Stimmen: „Wird l. korrektionellem Gericht zur Untersuchung und Beurteilung überwiesen und soll H. Brenner in der Haft behalten werden.“[37])

Die Unteroffiziere begaben sich nach aufgehobener Sitzung des Kleinen Rates noch in die Wohnung des Amtsbürgermeisters auf den Münsterplatz und versicherten diesen, ihre Waffengenossen verlangten Brenners sofortige Freilassung; sie erhielten indes die Antwort, der Kleine Rat habe die Fortdauer der Haft beschlossen, und diese könne jetzt nur durch richterlichen Spruch aufgehoben werden.

Schon während dieses letzten Versuches war aber das Artilleriekorps etwa 300 Mann stark gegen 12 Uhr aufgebrochen,[38]) obschon einige Offiziere, unter ihnen namentlich Major Frey, immer noch vor ungesetzlichen Schritten warnten. Bürgermeister Burckhardt verließ seine Wohnung ebenfalls, unmittelbar nachdem er Nachricht von dem Abmarsch der Kanoniere erhalten hatte, und schlug den Weg nach dem Lohnhof ein, wo er kurz vor den Artilleristen eintraf. Hier war das Hauptportal schon geschlossen, als die von einer zahlreichen Volksmenge begleiteten Artilleristen eintrafen. Burckhardt versuchte vergebens aus einem Fenster des oberen Stockwerkes der damals im Vordergebäude des Lohnhofs befindlichen Sigristenwohnung von St. Leonhard die aufgeregte Menge zu beruhigen; von mancherlei Geschrei, aber nicht, wie das „Basellandschaftliche Volksblatt“ berichtet, von Steinwürfen unterbrochen, zog er sich schließlich zurück, und nun wurde das Portal

[36]) Intelligenzblatt der Stadt Basel von 1845, S. 514.

[37]) Klein-Rats-Protokoll Fol. 272.

[38]) Ebenda. — Der Chef der Artillerie, Oberstlieutenant Stehlin, damals der Opposition angehörend, hatte nur vor Unternehmungen in Uniform gewarnt. Basler Jahrbuch f. 1898, S. 215.

gesprengt. Im Hofe trat der Bürgermeister, begleitet von dem damaligen Platzkommandanten, Oberst Johannes Burckhardt, nochmals der Menge entgegen, um sie vor weiteren ungesetzlichen Schritten abzuhalten. Inzwischen wurde eine Leiter herbeigeholt, und ein halbes Dutzend der beherztesten Artilleristen, an ihrer Spitze Georg Kieser, stiegen neben dem vor der inneren Thüre des Lohnhofs stehenden Bürgermeister durch ein Fenster in das erste Stockwerk des Staatsgefängnisses. Nun wurde Brenners Zelle von den erschrockenen Gefängniswärtern geöffnet. Brenner selbst war in hohem Grade überrascht und weigerte sich anfänglich, auf diese Weise seine Zelle zu verlassen, machte auch diesen seinen Entschluß seinen Waffengenossen durch das offene Fenster bekannt. Schließlich ließ er sich aber doch überreden, ja er wurde sogar von einigen aus der jubelnden Menge auf den Schultern hinausgetragen. Der Zug der Artilleristen formierte sich aufs neue und bewegte sich durch die immer noch sehr belebten Straßen nach dem Klingenthal zurück.

Die unmittelbaren Folgen des Käppisturms lassen sich in wenige Sätze zusammenfassen. Um 4 Uhr nachmittags versammelte sich der Kleine Rat wieder, und Bürgermeister Burckhardt referierte über das Ereignis des Vormittags. Um 6 Uhr fand sodann eine Sitzung des Militärkollegiums statt, und den Artilleristen wurden die Käppis oder, wie sie offiziell genannt wurden, die konischen Tschakko's, bewilligt.[39]) Ferner wurden wegen der am Abend noch bemerkbaren Aufregung für die Nacht vier Kompagnien Landwehr aufgeboten, wobei jedoch nach Ratsbeschluß der Generalmarsch nicht zur Anwendung kommen durfte.[40]) Am nämlichen Abend erklärte übrigens Brenner schriftlich seine Bereitwilligkeit, sich jeder vom

[39]) National-Zeitung von 1845, S. 393.

[40]) Klein-Rats-Protokoll von 1845, Fol. 272.

Kleinen Rate verfügten, richterlichen Untersuchung stellen zu wollen; er würde jedoch eine nochmalige Verhaftung sehr bedauern, weil eine solche neue Unordnungen herbeiführen könnte.[41]) Zwei Tage später, am 6. August, überreichte Appellationsgerichtspräsident Fürstenberger dem Kleinen Rat eine mit ungefähr dreihundert Unterschriften bedeckte Sympathieadresse.

Der am 11. August wieder versammelte Große Rat, in welchem sich auch der gerade auf der Tagsatzung in Zürich befindliche Bürgermeister Frey auf den Wunsch seiner Kollegen eingefunden hatte, erhielt eine schriftliche Erklärung der Artilleristen.[42]) Der Ton dieser Erklärung war zwar kein besonders bußfertiger; immerhin gab dieselbe zu verstehen, man habe keine politischen Nebenabsichten gehabt, und es habe sich lediglich um die Käppi's gehandelt. Zwar waren nicht alle Mitglieder des Großen Rats, nicht einmal alle liberalen, mit dem etwas selbstzufriedenen Tone der Erklärung einverstanden. Und auch das schon einige Tage früher zusammenberufene Staatskollegium hatte keineswegs einstimmig auf Amnestie angetragen, sondern sieben der am meisten Kompromittierten bestrafen wollen.[43]) Dennoch zog es der Kleine Rat vor, einstimmig auf Amnestie und auf Erlaß einer Proklamation an Bürger- und Einwohnerschaft anzutragen, und auch dem Großen Rat erschien eine solche im Hinblick auf die große Zahl der Strafbaren[44]) als das Zweckmäßigste. Die Amnestie wurde denn auch trotz der wohlbegründeten, entgegengesetzten Meinung des Civilgerichtspräsidenten Schnell erteilt. Man gab so, wie ein schweizerischer Geschichtschreiber richtig bemerkt, den Ernst der Gesetze preis, entging aber damit den Verlegenheiten,

[41]) Ebenda Fol. 271.

[42]) Vergl. Intelligenzblatt von 1845, S. 510; Basler Zeitung S. 764.

[43]) Klein-Rats-Protokoll von 1845, Fol. 278.

[44]) Dove molti errano, niuno si gastiga, bemerkt schon Macchiavelli zum Jahr 1378 seiner istorie Fiorentine.

welche die Bestrafung einer größeren Zahl Schuldiger mit sich gebracht hätte.[45])

Im übrigen war die Verhaftung unbequemer Oppositionsführer in der damaligen Eidgenossenschaft durchaus nichts Unerhörtes. Wenige Jahre früher, im Dezember des Jahres 1840, hatte die damalige Solothurner Regierung, das sogenannte Kasernenregiment, über dreißig Führer der konservativen Opposition eingekerkert und sie außerdem zu nicht unbedeutenden Geldbußen verurteilt. Es war das angeblich ebenfalls wegen scharfer Zeitungsartikel und wegen einiger Volksversammlungen geschehen, in Wirklichkeit wohl eher, um die Opposition während einer für die herrschende Partei nicht ganz unbedenklichen Abstimmung ihrer Führer zu berauben. Aehnliches geschah im Januar 1841 auch im Kanton Aargau, wo dann freilich die Unruhen infolge der Verhaftung des sogenannten Bünzener Komites wirklich ausbrachen.

Für Bürgermeister Burckhardt hatte die ganze Sache sehr unangenehme Folgen; er war fortan je länger je mehr in der kantonalen und außerkantonalen radikalen Presse die Zielscheibe gehässiger Angriffe in Wort und Bild.[46]) Für den persönlichen Mut hingegen, mit welchem er einer Menge, die sich in die Tausende belief, beinahe allein entgegengetreten war, hatte diese Presse natürlich keine Anerkennung.

Weit erfreulicher hatte sich dagegen die Sache für Dr. Brenner gestaltet. Er hatte einen Triumph gefeiert, ohne selber einen ungesetzlichen Schritt gethan zu haben. Die mittelbaren Folgen konnte er als ausgesprochener Optimist ruhig abwarten; denn die Optimisten haben vor anderen Sterblichen bekanntlich den Vorzug, daß

[45]) J. Baumgartner, Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830—1850, Bd. 3, S. 330.

[46]) Basellandschaftliches Volksblatt, Jahrg. 12, S. 179; 14, S. 87 u. s. w. Der Guckkasten, Jahrg. 6 (1846), Nr. 46.

sie an der Verwirklichung ihrer Ideale nie verzweifeln und dieselbe folglich unter allen Umständen abwarten können.

Als unmittelbare Folge des 4. August mag endlich noch die Konstituierung des sogenannten Bürgervereins erwähnt werden. Dieser Verein versammelte sich zuerst provisorisch am 15. August, dann zu definitiver Konstituierung am 20. im Stadtkasino, später meist im Gasthofe zum Storchen, weshalb seine Verhandlungen von seinen Gegnern hie und da mit dem Klappern der Störche verglichen wurden. Als seine Hauptaufgabe wurde die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung bezeichnet; präsidiert wurde er von dem Präsidenten des korrektionellen Gerichts, Dr. Ludwig August Burckhardt.

Im November des Jahres 1845 fielen übrigens die partiellen Erneuerungswahlen in den Großen Rat bei starker Beteiligung der Bürgerschaft so sehr im Sinne des bisherigen Systems aus, daß sogar die „Basler Zeitung" die Ansicht vertrat, etwas mehr neue Elemente hätten dieser gesetzgebenden Versammlung nur nützlich sein können.

Andererseits war aber auch die Neigung, Unruhen anzustiften und sich gelegentlich selbst zu helfen, nicht völlig erloschen. Ein solches Ereignis fällt in die Mitte des Jahres 1846 und war durch die damaligen hohen Brotpreise hervorgerufen. Am 10. Juli dieses Jahres fand man nämlich morgens an einem Laternenpfahl vor dem Kornhaus Strick und Haken befestigt, und im Laufe des Vormittags kam es daselbst zu einem Tumult, an welchem einige bei solchen Anlässen stets in den vordersten Reihen befindliche Bürger (Schlossermeister Münch, Schiffmann Sebastian Bonkilch und andere) beteiligt waren. Diese hatten auf einige Säcke, die nach ihrer Ansicht verdorbenes Mehl enthielten, schwarze Fähnchen gesteckt. Ein Müller, Johannes Merian, wollte diese wegschaffen, es kam zum Wortwechsel, und Merian erhielt schwere Verletzungen am Kopf.

Auch ein Mitglied der Kornhauskommission wurde mißhandelt, bis zuletzt die Polizei dem Skandal ein Ende machte.

4.

Der eigentliche Anstoß zu Neuerungen kam indessen von Außen, und wir sind infolgedessen abermals genötigt, die Lage der Eidgenossenschaft ins Auge zu fassen. — Schon im Februar des Jahres 1845 war die gemäßigte, aber schwache Regierung des Kantons Waadt durch die Radikalen unter Eytel, Drüey und Delarageaz gestürzt worden. Im Jahre 1846 erlag der ebenfalls radikale Berner Schultheiß Neuhaus nebst seinem Anhang einer noch weiter links stehenden Opposition unter Ochsenbein, Funk und Stämpfli. Gegen Ende des Jahres 1846 endlich, in den ersten Tagen des Oktober, fiel auch die Genfer Regierung, jedoch nicht ohne ihren Gegnern bewaffneten Widerstand geleistet zu haben.

Die Verhältnisse von Genf und Basel hatten eine unverkennbare Aehnlichkeit. An beiden Orten standen sich Konservative oder Gemäßigte und Radikale oder, wie sie sich in der Regel selbst nannten, Liberale gegenüber. Letztere konnten sich unter Umständen durch Zuzug aus der Nachbarschaft, dort aus Waadt, hier aus Basel-Land, aber auch durch ganz fremde, dem jungen Deutschland oder Europa angehörige Elemente verstärken, und sie haben sich auch höchst wahrscheinlich in Genf durch solche verstärkt.[47]) Nur war das Blut der Bevölkerung Basels bei aller Erregung doch ruhiger als das der Genfer, und Brenner war glücklicherweise kein Fazy. Immerhin bezeichnete die Nationalzeitung[48]) die Tage vom 3. bis 8. Oktober als „Genfs Ehrenwoche“ und begann einige Tage später ihre Nutzanwendungen auf die Basler Zustände zu machen.

[47]) Baumgartner a. a. O. Bd. 3, S. 432.

[48]) Nr. 122.

Sie verlangte hinsichtlich der eidgenössischen Fragen Basels Zustimmung zur Auflösung des Sonderbunds und zur Ausweisung der Jesuiten und überhaupt einen engern Anschluß an die freisinnigen Kantone. In Bezug auf die kantonalen Zustände aber verlangte sie: 1. Wahl des Großen Rates, soweit dieser bisher durch Wahlkollegien gewählt war, durch Quartierwahlen, 2. Erweiterung des Wahlrechts, 3. Leitung des Großen Rates durch einen besondern Präsidenten, 4. Schutz des Gewerbestandes, jedoch nur gegen das Ausland, ein Begehren, welches in dieser Form dem Patriotismus der Nationalzeitung jedenfalls mehr Ehre machte als ihrer Einsicht in wirtschaftliche Fragen.

Unter diesen vier Forderungen war die zweite jedenfalls die wichtigste. Die Novemberwahlen des Jahres 1845 hatten deutlich gezeigt, daß von den bisher zur Wahl des Großen Rates Berechtigten ein Umschwung nicht zu erwarten war; wer also einen solchen um jeden Preis haben wollte, mußte vor allen Dingen die Zahl der Berechtigten in einer ihm Erfolg versprechenden Weise zu verändern suchen.

Die Nationalzeitung hatte für die von ihr vertretenen Forderungen den gesetzlichen Weg in Aussicht gestellt. Gleichzeitig und schon früher tauchten jedoch ab und zu beunruhigende Gerüchte auf, als ob ein „Putsch" beabsichtigt sei. Die Zeitungen jener Tage beschränken sich allerdings auf sehr leise Andeutungen,[49]) und man wird nicht recht klug daraus, ob ein bestimmter Plan vorlag oder nicht. Am ehesten hat es den Anschein, als ob man einen Ueberfall der Stadt von Seite der Landschaft Basel, natürlich unter Mitwirkung unzufriedener städtischer Elemente, befürchtet habe, ein

[49]) Basler Zeitung 1846, Nr. 259, S. 1035. Basellandschaftl. Volksblatt, Jahrg. 13, S. 212, 218, 229. — (Schnell, Joh.). Adolf Christ, weiland Ratsherr in Basel. Als Manuskript gedruckt. Bern 1884. S. 48 (Aufzeichnung vom 9. August 1846).

Unternehmen, das unter Umständen nicht ganz aussichtslos gewesen wäre.

Am Abend des nämlichen Tages, an welchem die Nationalzeitung die Forderungen ihrer Partei veröffentlicht hatte, versammelte sich bei Architekt Berri eine Anzahl Bürger, und drei Tage später, am 20. Oktober, trat eine größere Versammlung im Gasthof zu den drei Königen zur Besprechung der Situation zusammen. Männer wie Achilles Bischoff, Johann Georg Fürstenberger, Stadtrat Johann Jakob Burckhardt, Professor Rudolf Merian, Polizeigerichtspräsident Wölfflin bildeten den eigentlichen Kern der Versammlung und legten so den Grund zu einer Mittelpartei, welche bald eine bedeutende Rolle zu spielen und in manchen Fragen die Entscheidung zu geben hatte.

Das Gefühl, von welchem alle Anwesenden mehr oder weniger durchdrungen waren, fand seinen Ausdruck in den Worten: „das Zusammenwirken zwischen Regierung und Bürgerschaft sei nicht mehr im erwünschten Maße vorhanden." Als Abhilfe gegen diesen Zustand wurde Revision der kantonalen Verfassung, und zwar durch einen erst zu wählenden Verfassungsrat, und das Sammeln von Unterschriften zu diesem Zwecke empfohlen. Die in der Stadt zirkulierenden Listen — es waren ihrer zwei — bedeckten sich rasch mit zahlreichen (ca. 700) Namen aus allen Kreisen der Bürgerschaft.

Die Listen wurden dem Kleinen Rat am 24. Oktober vorgelegt und von diesem dem Staatskollegium überwiesen. Einige Tage später lag ein empfehlendes Gutachten des letztern vor, welchem der Kleine Rat seinerseits ebenfalls beitrat.[50]) Nichteintreten hingegen empfahl in einer besondern Zuschrift an den Rat Niklaus Bernoulli.[51])

[50]) Klein-Rats-Protokoll 1846, Fol. 359, 364, 365.

[51]) Ebenda Fol. 360; vergl. Christl. Volksbote von 1846, S. 339, 340.

Der Große Rat wurde auf den 29. Oktober zur Entgegennahme der Petition einberufen. Der Kleine Rat, welcher am Abend vorher noch eine außerordentliche Sitzung gehalten hatte, ordnete keine militärischen Maßregeln an, obschon verschiedene Bürger, unter denselben namentlich Oberstlieutenant Stehlin, solche gewünscht und empfohlen hatten.[52]) Das Verfahren des Kleinen Rates scheint im allgemeinen einen guten Eindruck gemacht zu haben. Doch scheinen immer noch Gerüchte von bevorstehenden Unruhen zirkuliert zu haben; denn anders lassen sich einige Vorgänge in jenen Tagen nicht leicht erklären. Die Nationalzeitung z. B. sah sich veranlaßt, in einem besondern „Vorläufer" entschieden vor Exzessen zu warnen. Andrerseits hatte der damalige Kommandant der Standestruppe, von Mechel, als Mitglied der Zeughauskommission in der Nacht vom 28. auf den 29. Oktober im Zeughause Geschütze und Flinten demontieren lassen. Am 29. Oktober aber versammelte sich morgens um 8 Uhr das Pompierkorps beim Zeughaus, und zwar freiwillig und ohne Zuthun der Regierung. Da das Korps selbst sowohl als seine Offiziere aus Bürgern bestand, welche in ihrer großen Mehrzahl der Opposition angehörten, so war von dieser Seite in der That momentan nichts zu befürchten.

Der Große Rat wurde von Bürgermeister Frey mit einer Ansprache eröffnet. Die Hauptredner der bisherigen Opposition, Stehlin und Brenner, sprachen im ganzen maßvoll, bezeichneten aber doch Basels bisherige eidgenössische Politik als eine unrichtige und einer protestantischen Stadt unwürdige. Von den Anhängern der Regierung erwarteten Manche von der Verfassungsrevision wenig Gutes, stimmten aber, um Schlimmeres zu verhüten, dennoch für Eintreten. Uebrigens hatte Dr. Brenner in der Nationalzeitung

---

[52]) Klein-Rats-Protokoll 1846, Fol. 365. Stehlin hatte verschärfte polizeiliche Maßregeln und Aufbietung der Artillerie empfohlen.

gedroht, wenn die Revision verworfen werde, mit einigen Gesinnungsgenossen seine Demission aus dem Großen Rate zu nehmen, wodurch die Spannung der Gemüter natürlich noch vermehrt worden wäre. So stimmten denn im ganzen nur sieben Mitglieder gegen Eintreten, die große Mehrzahl hingegen war dafür.

Es wurde nun eine aus fünfzehn Mitgliedern bestehende Kommission aus der Mitte des Großen Rates zur Aufstellung einiger die Verfassungsrevision einleitender Grundsätze aufgestellt mit Bürgermeister Frey als Präsident. Die übrigen Mitglieder waren: Achilles Bischoff, Stadtratspräsident Hieronymus Bischoff, Dr. Karl Brenner, Stadtrat Johann Jakob Burckhardt, Rudolf Burckhardt-Keller, Andreas Fäsch, Johann Georg Fürstenberger, Appellationsrat Friedrich Lotz, Ratsherr Peter Merian, Christoph Ronus, Dr. Rudolf Schmid, Oberstlieutenant Stehlin, Oberst Vischer und aus dem Landbezirke Hans Wenk von Riehen. Brenners Vorschlag, diese Kommission solle ihre Sitzungen öffentlich halten, wurde von keiner Seite unterstützt.

Die Fünfzehnerkommission brachte am 5. November folgende Vorschläge vor den Großen Rat: 1. Totalrevision der Verfassung durch einen Verfassungsrat, 2. Wegfall des Zensus, 3. Proklamation an die Bürgerschaft nebst Einladung zur Wahl des Verfassungsrats, 4. Erteilung des Stimmrechts an die minorennen Bürger vom zurückgelegten zwanzigsten Altersjahr an, diese nach vorausgegangener Genehmigung der Bürgerschaft in öffentlicher Abstimmung.

Im Großen Rate stießen namentlich zwei Punkte auf einigen Widerspruch, nämlich die totale Revision überhaupt und das Stimmrecht der minderjährigen Bürger; das Mißtrauen gegen letzteres zumal floß aus der nämlichen Quelle, welche dieses Postulat in den Augen der Opposition als besonders wichtig und glückverheißend erscheinen ließ. Das Postulat wurde der Bürgerschaft zur Abstim-

mung vorgelegt und von dieser am 12. November mit 1237 gegen 346 Stimmen, also mit großer Mehrheit, angenommen. Im Hinblick auf die in zahlreichen Kreisen Basels herrschende Stimmung sowohl als auf die Verhältnisse der übrigen Kantone war dieser Beschluß der Bürgerschaft entschieden zu begrüßen.

Ferner empfahl die Kommission für die Wahl des Verfassungsrates einen dreifachen Wahlmodus, indem sie zu den bereits bestehenden Wahlzünften und Wahlkollegien auch noch die von der Opposition geforderten Quartierwahlen fügte. Dieser Vorschlag beruhte auf einem Kompromiß; denn die Opposition hatte eigentlich die Wahlkollegien durch die Quartierwahlen verdrängen wollen. Die Kommission aber führte das Postulat der Opposition ein und behielt gleichzeitig die von den Konservativen gewünschten Wahlkollegien bei. Endlich beschloß der Kleine Rat, die Zunftwahlen auf einen Sonntag zu verlegen, zwar nicht wegen der von der Nationalzeitung für dieses Postulat erhobenen Drohungen,[53]) aber doch jedenfalls im Hinblick auf die Wünsche der Opposition.

Die Wahlen in den Verfassungsrat begannen am 15. November. Der Rat selbst zeigte eine merkliche Verschiebung nach links und enthielt nicht weniger als 46 Mitglieder, welche dem bisherigen Großen Rate nicht angehört hatten. Bürgermeister Burckhardt wurde von der Gartnernzunft gerade mit dem absoluten Mehr gewählt und wäre daselbst vielleicht gar nicht gewählt worden, wenn nicht sein Gegenkandidat, Rudolf Wölfflin, in loyaler Weise eine Bemerkung zu seinen Gunsten gemacht hätte, die ihm freilich einen scharfen Verweis in der Nationalzeitung zuzog. Im ganzen hatte übrigens die Opposition auf den Zünften und in den Quartieren mehr Erfolg als in den Wahlkollegien. Und auch sonst waren die Neuwahlen durchaus nicht so beschaffen, daß sie alle der

[53]) Basler Zeitung 1846, Nr. 269, S. 1075.

Opposition zu gute kamen, während die nicht wieder Gewählten allerdings als Einbuße der konservativen Partei können bezeichnet werden. Unter denjenigen, welche in diesen Tagen zum erstenmale durch das Zutrauen ihrer Mitbürger dazu berufen wurden, über das Wohl ihrer Vaterstadt sich zu beraten, befand sich aber auch ein erfreulicher Zuwachs an frischen Kräften wie Professor Hagenbach, Wilhelm Schmidlin, Dr. Gottlieb Bischoff, Dr. Emanuel Burckhardt u. s. w., Leute, auf welche die Freunde der Ordnung und der ruhigen Weiterentwicklung des Gemeinwesens zählen konnten. Ferner machte sich jene Mittelpartei geltend, von welcher schon früher die Rede gewesen ist, welche aber bis jetzt, obwohl in ihrer Mehrzahl schon dem bisherigen Großen Rate angehörig, wenig hervorgetreten war. Diese Mittelpartei war unverhältnismäßig reich an Kapazitäten, welche später sowohl in kantonalen als in eidgenössischen Fragen Hervorragendes geleistet haben. Die wichtigsten derselben waren Achilles Bischoff, später Vertreter Basels im Nationalrat, Karl Geigy, Stadtrat Johann Jakob Burckhardt, Ratschreiber Felber, August Stähelin, der spätere Ständerat, Professor Rudolf Merian und der leider schon früh (1848) verstorbene Johann Georg Fürstenberger. In manchen exklusiv konservativen Kreisen mußten sich dieselben wohl auch als Radikale oder sonst als Leute bezeichnen lassen, denen man nicht recht trauen dürfe. Umgekehrt wirft ihnen Feddersen vor, sie hätten ihr größeres Gewicht in die Wagschale der alten Richtung gelegt, hätten den Ausschlag nicht im Sinne des Fortschritts gegeben und so die auf sie gesetzten Erwartungen getäuscht.[54]) Die Unrichtigkeit dieser Behauptung ergiebt sich für jeden, der sich die Mühe nimmt, die Verhandlungen des Verfassungsrates eingehend zu studieren, von selbst. Die Männer der Mittelpartei und viele einsichtige Konservative

[54]) Feddersen. Geschichte der schweizerischen Regeneration. S. 454.

haben in wichtigen Fragen, z. B. in der Zunft- und Handwerkerfrage mehr Verständnis für die Bedürfnisse der Gegenwart und Zukunft gezeigt als mancher, der sich seines Freisinns rühmte, im übrigen aber die alten Einrichtungen möglichst intakt beizubehalten wünschte. Am richtigsten hat wohl Rudolf Paravicini, der bekannte spätere Oberst, den man auch zu dieser Gruppe zählen kann, die Stellung derselben bezeichnet, wenn er erklärte, er sei keiner Partei beigetreten, habe niemanden Versprechungen gemacht und folglich auch niemanden getäuscht.[55])

Unter den Vertretern des bisherigen Systems ragten die beiden Bürgermeister Frey und Burckhardt, die Ratsherrn Andreas Heusler, Peter Merian und Felix Sarasin, Oberst Vischer nebst seinem Sohne Professor Wilhelm Vischer, Christoph Ronus und Kriminalgerichtspräsident Ludwig August Burckhardt besonders hervor. Noch weiter rechts standen Leute wie Stadtrat Leonhard Bernoulli, Ratsherr Wilhelm Vischer, Civilgerichtspräsident Schnell u. a. m. Schnell namentlich zeichnete sich durch eine beinahe antike Grundsätzlichkeit und Unerschütterlichkeit aus, so wenig er sonst in Auftreten und Haltung gerade an einen römischen Konsul oder Prätor erinnerte. Als das glänzendste Rednertalent der ganzen Versammlung wird in den Berichten jener Zeit Wilhelm Schmidlin bezeichnet. Durch sarkastischen Witz endlich hat Dr. Emanuel Burckhardt, später Mitglied des Kleinen Rats, manche Beratung genießbarer gemacht, als sie es sonst wohl gewesen wäre.

Die hervorragendsten Vertreter der bisherigen Opposition waren die Brüder Karl und Friedrich Brenner, Friedrich Stumm, Dr. Oskar Birrmann, ein frühe (1857) verstorbener Advokat, Appellationsrat Heimlicher, Ratsherr Oswald und Oberstlieutenant Stehlin, von welchen die beiden zuletzt genannten der Mittelpartei allerdings näher standen als die übrigen.

[55]) Intelligenzblatt, 1847, S. 498.

Selbstverständlich fehlte es nicht an mancherlei Eingaben aus größern und kleinern Kreisen der Bürgerschaft, welche, so ungereimt oder verfrüht sie zum Teil waren, dennoch Berücksichtigung erforderten. Die Mehrzahl dieser Eingaben stammte aus dem Handwerkerstande, in welchem die Angst vor Gewerbsfreiheit und unbeschränkter Niederlassung groß war.[56]) Andere wünschten Aenderungen im Gerichtswesen. Ein Theologe, und zwar nicht etwa ein starr orthodoxer, sondern der von Vielen wegen seiner kritischen Richtung argwöhnisch angesehene Professor de Wette, wünschte in Uebereinstimmung mit einer Anzahl von Gesinnungsgenossen Ausschluß aller derer vom Aktivbürgerrecht, welche ihre Konfession gewechselt hätten oder auch nur eine gemischte Ehe eingegangen wären. Lieutenant Samuel Bachofen, der spätere eidgenössische Oberst, wünschte, mehr im Sinne der jetzigen als der damaligen Zeit, das Veto. Die Gemeinde Bettingen wollte neben den Richtern auch Geistliche und Lehrer einer periodischen Wiederwahl unterwerfen. Sie wurde hierin unterstützt durch eine Eingabe des sogenannten patriotischen Vereins, einer Vereinigung fortschrittlich Gesinnter, welche, wie es scheint, namentlich im Steinenquartier zahlreiche Anhänger besaß.

Am 30. November wurde sodann zur Vorberatung der neuen Verfassung vom Verfassungsrat eine neue Fünfzehnerkommission gewählt, von welcher jedoch zehn der frühern bereits angehört hatten. Neu waren in derselben Ratsherr Oswald, Friedrich Stumm, Dr. Felber, Ratsherr Felix Sarasin und Bezirkschreiber Theobald

---

[56]) Unter der reichhaltigen Litteratur jener Tage über die Handwerkerfrage verdienen zwei anonyme Broschüren besonders hervorgehoben zu werden. Die eine, 1846 bei Schweighauser erschienene, führt den Titel „Betrachtungen über das Wesen und die Verhältnisse des Handwerkerstandes in Basel," die andere von 1847 ist betitelt: „Die Handwerksverhältnisse in Basel." Jene ist von J. J. Heimlicher, diese von August Stähelin verfaßt.

Wenk von Riehen an Stelle der zurückgetretenen HH. Achilles Bischoff, Dr. Schmid, Christoph Ronus, Oberst Vischer und Hans Wenk, die sich eine Wiederwahl verbeten hatten.

Diese Kommission hielt im Dezember 1846 und im Januar 1847 unter dem Präsidium von Bürgermeister Frey im ganzen sechsundzwanzig Sitzungen. Am 8. Februar 1847 aber begannen die Sitzungen des gesamten Verfassungsrates. Es würde zu weit führen, alle Fragen, welche in diesem gründlich und ausführlich verhandelt wurden, hier mit der nämlichen Ausführlichkeit zu besprechen. Paragraphen wie der von der Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz oder wie die über Orden und Standeserhöhungen, über fremde Pensionen und Militärkapitulationen sind für die Bewegung jener Tage nicht von grundsätzlicher Bedeutung gewesen und können folglich hier übergangen werden. Wohl aber verdienen die wichtigern Fragen, welche damals zur Sprache kamen, eine ihrer Bedeutung entsprechende Behandlung.

Gewissermaßen der Kardinalpunkt, um welchen sich die Beratung am eingehendsten drehte, war § 11, welcher sich mit den Fragen des Handwerks, der Gewerbe und ihres Schutzes gegen in- und ausländische Konkurrenz beschäftigte. Die Fortschrittspartei hätte sich eigentlich, wenn sie ihren Grundsätzen treu bleiben wollte, für Gewerbefreiheit und gegen den Schutz der zünftigen Handwerke und Gewerbe verwenden sollen. Da aber die Handwerker, welche einen großen Teil der Bürgerschaft ausmachten, sich von Anfang an beunruhigt und mißtrauisch zeigten, so wollte man sie nicht durch entschiedenes Vorgehen zu ihren Ungunsten den Konservativen in die Arme treiben.[57]) Man beschuldigte im Gegenteil diese, den Handwerksstand aus dem nämlichen Grunde gegen den Fortschritt

[57]) Vergl. die Erklärung „Im Namen einer großen Anzahl liberaler Verfassungs-Räte“ auf S. 1435 des Intelligenzblattes von 1846.

eingenommen zu haben. Karl Sarasin, der spätere Ratsherr, hat jedoch im Schoße des Verfassungsrates diesen Vorwurf als einen durchaus unbegründeten zurückgewiesen, und auch sonst haben so viele Redner seiner Partei sich ganz oder teilweise gegen den Standpunkt der Handwerker ausgesprochen, daß von einer Aktion der konservativen Partei als solcher in diesem Sinne kaum die Rede sein kann. Wohl aber mögen einzelne Handwerker, die zu den Konservativen hielten, unter der Hand in diesem Sinne thätig gewesen sein; nur entzieht sich diese Thätigkeit jetzt begreiflicherweise einer sichern Beurteilung.

Die Fünfzehnerkommission hatte nun für § 11 folgende Fassung vorgeschlagen: „Der Schutz der Zünfte und Gewerbe ist gewährleistet, jedoch vorbehältlich einer zeitgemäßen teilweisen oder gänzlichen Revision, und zwar, insoweit mit diesem Schutz Beschränkungen für das Publikum verbunden sind, jedenfalls nur auf dem Wege der Gesetzgebung."

Mehrere Redner erklärten diesen Paragraphen als im Widerspruch mit § 3 der Verfassung stehend, laut welchem es keine Vorrechte gebe, sondern alle Bürger vor dem Gesetze gleich sein sollten. Den Handwerkern wurde namentlich vorgeworfen, sie verlangten staatlichen Schutz, soweit dieser ihren eigenen Beruf betreffe, seien aber daneben sehr geneigt, ihn zu Ungunsten anderer Handwerke zu ignorieren; sie ließen selbst manches aus dem Auslande kommen, um es hernach als eigene Arbeit zu verkaufen.[58]) Der Zunftzwang verbiete einem strebsamen Meister die Zahl seiner Gesellen nach Belieben zu vermehren, auch wenn er dieselben vollauf beschäftigen könne, lediglich aus Rücksicht auf andre weniger unternehmende;

---

[58]) Vergl. „Des Schlossers Bebbeli oder die Gewerbsfreiheit in Basel" (Humor und Ernst in Gedichten von Philipp Hindermann. Neuere Gedichte. Basel 1861; S. 36 ff.).

er stehe überhaupt der freien Konkurrenz im Wege und verteure dadurch andern das Leben. Schrankenlose Gewerbsfreiheit wünsche niemand, wohl aber Revision der bestehenden Ordnung. Der Vorteil der schützenden Maßregeln sei ferner mehr oder weniger illusorisch, insofern jeder Handwerker in seinem eigenen Berufe zwar Produzent, in allem übrigen aber Konsument sei. Besonders deutlich sprach sich Rudolf Paravicini in einem längern eingehenden Votum auch für die Interessen der Konsumenten aus, und in ähnlicher Weise äußerte sich auch Karl Sarasin. Letzterer setzte namentlich auseinander, wie ungerecht es sei, wenn den aus ungefähr dreitausend Köpfen bestehenden Familien der Handwerker zu lieb sechstausend andere aus dem Bürgerstand und außerdem sechzehntausend Niedergelassene ihre Bedürfnisse teurer bestreiten müßten, als es ohne den bestehenden Schutz der zünftigen Handwerke und Gewerbe der Fall wäre.[59]) Ob man etwa diese auch alle schützen wolle, und was am Ende bei solcher Ausschließlichkeit herauskommen werde?

Von der entgegengesetzten Seite wurde namentlich geltend gemacht, das Handwerk sei für seine Produktion auf das kleine Gebiet von Baselstadt beschränkt, dürfe also hier nicht noch durch fremde Konkurrenz erdrückt werden. Im allgemeinen waren aber die Handwerker nicht besonders geschickt in der Verteidigung ihrer Interessen. Sie waren viel zu sehr darauf bedacht, einzelne Uebertretungen der geltenden, aber von Vielen längst als lästig empfundenen Verordnungen zu rügen, Uebertretungen, an welchen sie aber selbst häufig genug beteiligt waren. Als daher ein Vertreter des Schneiderhandwerks bemerkte, es würden jährlich für ungefähr 200,000 Franken Kleidungsstücke, Schuhe, Mobiliar u. dergl. von einheimischen Partikularen zum Selbstgebrauche von auswärts be-

[59]) Die meisten der hierher gehörigen Fragen hatte übrigens schon früher Christoph Bernoulli in seiner Schrift „Ueber den nachteiligen Einfluß der Zunftverfassung auf die Industrie" u. s. w. (Basel 1822) erörtert.

zogen, entgegnete ihm Achilles Bischoff, der es als Mitglied der Postkommission wissen konnte, die größere Hälfte der im letzten Jahre durch Eisenbahn und Post hierher beförderten Pakete sei durchaus nicht für Partikulare, sondern für Schuster und Schneider bestimmt gewesen; ebenso werde es sich auch mit den im Kaufhaus importierten Zunftgegenständen verhalten, da die Partikulare ihre Schuhe und Stiefel in der Regel nicht ballenweise bezögen.

Im ganzen wurde über diesen Paragraphen zwanzig Stunden lang debattiert, indem derselbe den einen zu weit, den andern nicht weit genug ging. Endlich fand Dr. Rudolf Schmid das lösende Wort; seine von der Mehrheit des Verfassungsrates angenommene Fassung lautete: „Die Einführung von Gewerbsfreiheit ist durch die Gesetzgebung nicht gestattet. Aenderungen von dermalen in Kraft bestehenden Bestimmungen betreffend Schutz der zünftigen Handwerke oder neue Verfügungen dieser Art können nur durch den Großen Rat getroffen werden." Damit war der Gewerbsfreiheit der Riegel, wie es schien, auch für die Zukunft geschoben, und die Handwerker konnten sich einstweilen wieder beruhigen.

Für die Erleichterung der Aufnahme der Niedergelassenen in das Stadtbürgerrecht verwandte sich damals wie auch in späteren Jahren Ratsherr Andreas Heusler, welcher überhaupt in dieser Frage den Vergleich mit manchen wirklich oder angeblich sehr Fortgeschrittenen durchaus nicht zu scheuen brauchte. Sein Antrag sollte hauptsächlich denen zu Gute kommen, welche im Kanton geboren und erzogen waren oder wenigstens einen längeren Aufenthalt in demselben nachweisen konnten, natürlich mit Vorbehalt der gesetzlichen Requisite. Er wurde mit großem Mehr angenommen, kam aber nicht, wie Heusler gewünscht hatte, in die Verfassung, sondern er wurde der künftigen Gesetzgebung vorbehalten.

Lemma 2 von § 16 enthielt im Gegensatze zu der bereits erwähnten Eingabe von Professor de Wette die Bestimmung, daß

Konfessionswechsel oder Eingehen einer gemischten Ehe auf die politischen Rechte des Bürgers keinen Einfluß haben solle, wie es bis zum Jahre 1830 der Fall gewesen war. De Wette war von dem allerdings begreiflichen Wunsche erfüllt, dem Gemeinwesen seinen bisherigen konfessionellen Charakter zu wahren. Im Hinblick auf einige vereinzelte, für das Staatswesen durchaus gleichgültige Fälle wäre es aber entschieden kleinlich gewesen, eine solche Bestimmung in die Verfassung aufzunehmen, zumal da man bei der Aufnahme neuer Bürger katholische Bewerber damals noch abweisen konnte. Und so hat sich denn auch Karl Rudolf Hagenbach, der einzige im Verfassungsrat sitzende Theologe, zu gunsten des Lemmas ausgesprochen.

Die von de Wette und Hagenbach bei diesem Anlasse gewünschte Verfassung der evangelischen Landeskirche wurde hingegen als verfrüht bezeichnet und demgemäß abgelehnt, und die sogenannten vom Stadtrat ernannten Bänne konnten infolgedessen ihre nach außen wenig bemerkbare Thätigkeit in aller Stille fortsetzen. Die evangelische Landeskirche von Basel-Stadt hat ihre Verfassung bekanntlich erst viel später, im Jahre 1874, und auch da nicht ohne Widerspruch, erhalten. In den Vierzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts hingegen scheint unter der Bürgerschaft in der That nur sehr wenig Verständnis für diese Einrichtung vorhanden gewesen zu sein. Professor Hagenbach hat übrigens das Zustandekommen der Synode im Jahre 1874 noch erlebt; er wurde aber durch seinen Tod daran verhindert, dieselbe als Alterspräsident zu eröffnen.

Beseitigt wurde durch die Revision die bisherige Lebenslänglichkeit der Richter trotz zahlreicher und gewichtiger Stimmen, die sich zu gunsten derselben ausgesprochen hatten; beibehalten wurde hingegen die der Geistlichen und der Lehrer trotz der Wünsche des patriotischen Vereins und der Bettinger.

Der Große Rat sollte künftig aus 134 Mitgliedern bestehen; bisher waren ihrer bloß 119 gewesen. Zu den Zünften und Wahlkollegien waren für die Wahlen in den Verfassungsrat noch die acht Quartiere der Stadt nebst entsprechender Vertretung der drei Landgemeinden gekommen, und zwar als Postulat der Opposition. Dieser dreifache Wahlmodus wurde nun auch für die Wahlen in den künftigen Großen Rat beibehalten. Das ganze Wahlgeschäft wurde dadurch allerdings nicht vereinfacht und erforderte ziemlich viel Zeit, indem zwar die Zünfte insgesamt am nämlichen Tage, die Quartiere und Wahlkollegien hingegen nach einander ihr Wahlrecht ausübten. Dieses Verfahren hatte aber den Vorteil, daß verdiente Bürger, welche von ihrer Zunft oder ihrem Quartier übergangen worden waren, in den Wahlkollegien noch durchdringen konnten. Denn diese waren im ganzen beruflichen und lokalen Einflüssen infolge ihrer Zusammensetzung durch das Los weniger zugänglich als die Zünfte und Quartiere. Sie setzten ferner voraus, daß die für sie zur Wahl vorgeschlagenen Bürger sich in der ganzen Stadt einer gewissen Anerkennung erfreuten, was bei den übrigen Wahlkörpern nicht gerade notwendig war. Professor Christoph Bernoulli z. B., vor welchem sich die zünftigen Handwerker stets fromm bekreuzten, und dessen Landhaus einst (1822) die Metzger auf rohe Weise besudelt hatten, ist im Frühjahr 1847 durch ein Wahlkollegium in den Großen Rat gewählt worden, hat dann aber die ihm übertragene Würde abgelehnt.

Selbstverständlich blieb sowohl das aktive als das passive Wahlrecht auf die Kantonsbürger beschränkt; ersteres begann mit dem zurückgelegten zwanzigsten, letzteres mit dem vierundzwanzigsten Altersjahr. Beamte, deren Beruf mit der Stellung eines Großrats unvereinbar schien, vom Großen Rate auszuschließen, blieb der Gesetzgebung überlassen. Die bisher in der Verfassung vorgeschriebene Nichtwählbarkeit der Geistlichen und Lehrer führte nach

einer sehr interessanten Diskussion zum Fallenlassen des bisherigen Zustandes, der Geistliche und Lehrer auf die Stufe der Falliten und Akkordanten gestellt hatte. Man überließ es für die Zukunft dem Takt und dem Gewissen des Einzelnen, ob er sich wolle wählen lassen oder nicht, und dieses durchaus billige Verfahren hat wenigstens in Betreff der Geistlichen bis auf den heutigen Tag zu keinen Uebelständen geführt; in Bezug auf die Wählbarkeit der Lehrer war man hingegen schon damals einig gewesen.

Der etwas starken Ungleichheit im Bestande der sechszehn Zünfte sollte durch die Gesetzgebung thunlichst abgeholfen werden. Dazu empfahlen sich später bekanntlich die schweizerischen Niedergelassenen, welche man den Zünften je nach Bedürfnis in größerer oder kleinerer Zahl für die Wahlen zuteilen konnte.

Hinsichtlich der periodischen Wiederwahl des Großen Rates gingen die Wünsche sowohl in Bezug auf die Dauer der Amtsperioden als auf Integral- oder Partialerneuerung ziemlich weit auseinander. Schließlich einigte man sich auf den Austritt der Hälfte sämtlicher Mitglieder von drei zu drei Jahren.

Ganz eigentümlich ist § 31 der neuen Verfassung, das Selbstauflösungsrecht des Großen Rates. Dieser sollte nämlich jederzeit, entweder auf Antrag des Kleinen Rates oder nach eingeholter Begutachtung durch diesen oder durch eine Großratskommission, durch die absolute Mehrheit seiner sämtlichen (nicht nur der gerade anwesenden) Mitglieder sich selber auflösen und Neuwahlen beschließen können. Hervorgerufen war dieser Beschluß offenbar durch die der Verfassungsrevision vorausgegangenen Eindrücke und durch die damals in weiten Kreisen der Bevölkerung verbreitete Meinung, die Vertreter der Bürgerschaft und diese selbst harmonierten in ihren Ansichten nicht mehr. Eine solche Situation, dachte man offenbar, könne gelegentlich wieder kommen, und dann werde das Recht der Selbstauflösung als Sicherheitsklappe gegen von außen her kommende Forderungen dienen.

Der Kleine Rat sollte wie bisher mit Einschluß der beiden Bürgermeister aus fünfzehn Mitgliedern bestehen, während die Fünfzehnerkommission bloß elf vorgeschlagen hatte. Von einer Einführung des Departementalsystems an Stelle des damals herrschenden Kollegialsystems war nicht ernsthaft die Rede. Um so thörichter wäre es folglich auch gewesen, bei steigender oder wenigstens nicht verminderter Arbeitslast die Zahl der die Geschäfte besorgenden Ratsherren zu vermindern. Eine Abweichung von der bisherigen Praxis bestand hingegen darin, daß die Wahl der Bürgermeister künftig dem Großen Rate zufiel, während bisher der schon gewählte Kleine Rat dieselben aus seiner Mitte gewählt hatte.

Eine letzte Hauptfrage endlich, das gegenseitige Verhältnis von Staat und Stadt zu einander mit seiner bis in die letzten Spitzen durchgeführten Parallelisierung der Behörden, ist damals nicht gelöst worden. Weder der Vorschlag der Mehrheit der Fünfzehnerkommission, statt eines besonderen großen Stadtrats die städtischen Mitglieder des Großen Rates funktionieren zu lassen, noch der viel weiter gehende und für jene Zeit entschieden verfrühte Johann Jakob Burckhardts, die Stadt mit den drei Landgemeinden in ein Gemeinwesen zu vereinigen, fand Anklang. Schließlich drang die Ansicht des Ratsherrn Felix Sarasin durch, die städtischen Behörden in ihrer bisherigen Stellung zu lassen, daneben aber möglichste Vereinfachung der Geschäfte anzubahnen. Teilweise ist diese Frage bekanntlich durch die Verfassungsrevision von 1858, vollständig aber erst durch die gänzliche Umgestaltung unseres Gemeinwesens im Jahr 1875 gelöst worden.

Die auf diesem Weg entstandene Verfassung von 1847 darf im großen und ganzen als eine den Umständen und Bedürfnissen entsprechende bezeichnet werden. Diejenigen allerdings, welche durch dieselbe die zwölfte Standesstimme zur Auflösung des Sonderbundes zu gewinnen gehofft hatten, sahen sich getäuscht; sie mußten sich

mit der Erfüllung bescheidener Wünsche, mit den Quartierwahlen, der periodischen Wiederwahl der Richter, dem Stimmrecht der minderjährigen Milizpflichtigen und dem Großratspräsidenten begnügen. Allein auch die Anhänger des bisherigen Systems hatten Konzessionen gemacht und eben jene vier Postulate, welche durchaus nicht allen unter ihnen erwünscht waren, bewilligen müssen. So ging denn die neue Verfassung den einen zu weit, den anderen aber nicht weit genug, wie es nun einmal in der Natur solcher Kompromisse liegt. Mit Anerkennung darf aber hervorgehoben werden, daß der Hauptzweck der ganzen Bewegung, die gegenseitige Verständigung, auf den Ton der Beratungen beinahe immer mäßigend eingewirkt hat, und daß, wenn ihn etwa ein Redner in momentaner Erregung nicht beachtete, andere ihn immer wieder betont haben.

In der Schlußsitzung des Verfassungsrates wurde die neue Verfassung mit allen gegen zwei Stimmen angenommen.

Die letzte Sitzung des abtretenden Großen Rates fand am 5. April statt. Bürgermeister Burckhardt hielt als letzter diese Versammlung präsidierender Bürgermeister eine treffliche Abschiedsrede, welche mit gespannter Aufmerksamkeit und ungeteiltem Beifall angehört wurde. Auf Fürstenbergers Antrag wurde hierauf den beiden bisherigen Standeshäuptern der Dank der Versammlung für ihre langjährige geschickte und wohlwollende Leitung des Großen Rates einstimmig ausgesprochen. Am 8. April wurde sodann die neue Verfassung auch von der Bürgerschaft mit 1448 gegen 179 Stimmen angenommen, ein Resultat, welches zum guten Teil der Redaktion des das zünftige Handwerk schützenden Paragraphen zu verdanken war.

Die ebenfalls im April vorgenommenen Wahlen in den Großen Rat waren bei schwächerer Beteiligung der konservativen Partei günstiger, als es die in den Verfassungsrat gewesen waren. Sie

brachten jedoch auch manche frische Kraft in denselben,[60]) während viele bisherige Mitglieder nicht mehr gewählt wurden oder zum Voraus eine Wahl abgelehnt hatten. Am 26. April trat dann der neugewählte Große Rat nach Anhörung einer Predigt von Antistes Jakob Burckhardt über die Textesworte: „Friede sei mit euch," zum erstenmal zusammen; als Alterspräsident eröffnete ihn Ratsherr Matthias Oswald. Zum ersten Großratspräsidenten wurde Professor Rudolf Merian gewählt, zum Statthalter Christoph Ronus-Gemuseus. Merian hielt eine wohlgemeinte, aber doch in Bezug auf die Lage der Eidgenossenschaft gar zu optimistische Eröffnungsrede. „Die eidgenössischen Fragen," sagte er, „beängstigen mich nicht. Wir alle haben nur ein Interesse, das ist, daß Ruhe, Friede und Eintracht im engeren wie im weiteren Vaterland hergestellt werden. Unsere Wünsche und Ansichten treffen in diesem einen Punkt zusammen; nur über die Mittel sind wir uneinig. Aber diese werden wir finden in einer Weise, die uns nicht mehr trennt und entzweit. In dieser getrosten Hoffnung trete ich mein Amt an."

Zum ersten Bürgermeister wurde Frey gewählt, welcher im Hinblick auf sein vorgerücktes Alter dem Rufe seiner Mitbürger nur ungern folgte, zum zweiten Felix Sarasin, bisheriges Mitglied des Kleinen Rates. Auch Sarasin hatte wenig Lust, an die Spitze des Staatswesens zu treten; er lehnte zuerst ab, erhielt darauf vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit und erklärte sich schließlich zur Annahme des Bürgermeisteramtes bereit. Karl Burckhardt, bisheriger Bürgermeister, lehnte eine Wiederwahl im Hinblick auf seine geschwächte Gesundheit ab. Die übrigen Mitglieder des bisherigen Kleinen Rates, welche sich in den neuen wieder wählen

[60]) Die beiden letzten derselben, Ratsherr J. J. Imhof und Stadtrat Friedrich Hagenbach, sind erst im letzten Jahre des Jahrhunderts ins bessere Jenseits abgerufen worden.

ließen, waren die Herren Peter Merian, Bernhard Socin, Johann Jakob Iselin, Samuel Minder, Matthias Oswald und Samuel Stump von Riehen. Wilhelm Vischer-Valentin, ebenfalls gewählt, lehnte ab.

Neu gewählt wurden Adolf Christ, bisher Mitglied des Appellationsgerichts, und Stadtrat Andreas Fäsch, einer der ehrenwertesten Vertreter des Handwerkerstandes, beide als Vertreter konservativer Anschauungen. Aus den Reihen der bisherigen Mittelpartei traten drei in ihrer Art hervorragende Männer in die Regierung ein, nämlich Johann Georg Fürstenberger, bisher Präsident des Appellationsgerichts, Achilles Bischoff und Karl Geigy. Geigy war als Kenner des Finanzwesens und als bedeutende Arbeitskraft schätzenswert, während Bischoffs Bedeutung namentlich in seiner Thätigkeit für das Postwesen und in der großen Bereitwilligkeit lag, mit welcher er auch im Privatverkehr zahlreichen bei ihm Rat Suchenden behilflich war. Fürstenberger endlich war eine ihrem ganzen Wesen nach mehr zum Vermittler entgegenstehender Ansichten als zum Parteimann geeignete Persönlichkeit; er verstand es namentlich, den Ansichten anderer, welche von den seinigen abwichen, gerecht zu werden, ohne dadurch in Schwäche oder Charakterlosigkeit zu geraten.

Weiter links als diese stand Oberstlieutenant Stehlin; für die Leitung des Militärwesens war er aber entschieden begabter als Melchior Münch, sein Vorgänger auf diesem Gebiete. Als Vertreter der radikalen Partei endlich im neuen Kleinen Rat galt Friedrich Stumm. Dr. Brenner hingegen, welcher in den ersten Wahlgängen ebenfalls Stimmen erhalten hatte, erklärte, eine Wahl nicht annehmen zu können; er ziehe es vor, seine bisherige freie Stellung im Großen Rate beizubehalten. Ohne Zweifel entsprach auch diese neben seiner Thätigkeit als Advokat, Journalist und Gelegenheitsredner seiner Begabung und seinen Neigungen besser als die stillere administrative Thätigkeit.

Nicht wieder in den Kleinen Rat wurden gewählt Bürgermeister Karl Burckhardt sowie die Ratsherren Elias Kern, Melchior Münch, Andreas Heusler und Lukas Merian, letzterer der Sohn Andreas Merians, des früheren Landammanns der Schweiz. Unter diesen waren Burckhardt und Heusler entschieden die bedeutendsten. Burckhardt wäre vielleicht gewählt worden, wenn er nicht selber den Großen Rat ersucht hätte, von seiner Person abzusehen. In Bezug auf die übrigen Genannten hatten unter den Parteien vorher Verhandlungen stattgefunden, in welchen man sich über ihre Nichtwiederwahl offenbar verständigt hatte;[61]) denn anders läßt sich der Umstand, daß sie in dem seiner Mehrheit nach immer noch konservativen Großen Rate gar keine Stimmen erhielten, nicht leicht erklären.

Bürgermeister Burckhardt, dessen politische Laufbahn damals im großen und ganzen zu Ende ging, war im übrigen keineswegs der schroffe Parteimann, als welchen Feddersen ihn bezeichnet.[62]) Er war im Gegenteil in jüngeren Jahren im Bunde mit anderen Gleichgesinnten sowohl im Großen Rat als in der Presse ein Vorkämpfer für maßvollen und besonnenen Fortschritt gewesen[63]) und war erst durch die vielen Gewaltthätigkeiten der Dreißigerjahre auf jenen Standpunkt strenger Legalität gedrängt worden, welche für seine amtliche Wirksamkeit in den Dreißiger- und Vierzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts so bezeichnend ist. Im übrigen zeichnete er sich durch Milde und Klarheit des Urteils aus, und wer die von ihm im Großen Rate abgegebenen Voten, das unmittelbar nach dem Käppisturm abgegebene nicht ausgenommen, unbefangen durchgeht, wird nicht nur seiner Festigkeit

---

[61]) Christlicher Volksbote, 15. Jahrg. S. 358.

[62]) a. a. O. S. 452.

[63]) Beiträge zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben von der historischen Gesellschaft in Basel, Bd. 10, S. 241 f.

sondern auch seiner Mäßigung seine Zustimmung nicht versagen können. Der Käppisturm hatte die große Popularität, die er sich durch seine verständige Leitung des Staatswesens wie durch sein leutseliges Wesen erworben hatte, allerdings einigermaßen vermindert, und über die Opportunität seines damaligen Verfahrens wird man auch jetzt noch verschiedener Ansicht sein können. Andrerseits war aber auch die Lage Brenners keineswegs so bedenklich gewesen, daß eine gewaltsame Befreiung desselben gerade notwendig war.

Die Bürgerschaft Basels hat ihrem abtretenden Standeshaupt am Abend des 30. April einen für jene Zeit glänzenden Fackelzug gebracht, und Wilhelm Schmidlin hat bei diesem Anlasse die Festrede gehalten. Er hat dabei Burckhardts Einsicht, seine Pflichttreue und seinen unermüdlichen Gemeinsinn in wenigen aber inhaltsreichen Worten hervorgehoben. „Wenn auch die Befangenheit in Neid und Haß das Scherbengericht halten würde, sie müßte wie bei jenem edeln Athener das schöne Lob Ihrer makellosen Gerechtigkeit aussprechen."

Burckhardt übernahm nun die durch Fürstenbergers Eintritt in die Regierung frei gewordene Stelle eines Präsidenten des Appellationsgerichts, die er aber wegen zunehmender Kränklichkeit nicht mehr lange bekleiden konnte. Daneben widmete er seine Kräfte auch noch der Leitung des protestantischen Hilfsvereins. Er starb ferne von der Vaterstadt am 1. Februar 1850 in Pisa, wohin er sich zur Herstellung seiner Gesundheit begeben hatte.[64])

Andreas Heusler sodann, der bisherige Vorsteher des Erziehungswesens, hat seine Popularität weniger durch seine amtliche Thätigkeit als durch die journalistische an der „Basler Zeitung"

---

[64]) Vergl. Christl. Volksbote 1850, Nr. 8; Basler Zeitung 1850, Nr. 36, allgemeine deutsche Biographie, Bd. 3, S. 574, 575.

eingebüßt. Seiner Feinheit und Sachkenntnis läßt auch Fedderſen[65]) volle Gerechtigkeit widerfahren, daneben aber wirft er ihm Verbissenheit vor. Heusler hatte allerdings eine stark entwickelte satirische Ader, ohne welche jedoch in der Journalistik bekanntlich überhaupt wenig Erſprießliches herauskommt, daneben aber auch eine gewandte Feder, reiches Wissen, großen Scharfsinn auch in der Behandlung verwickelter Fragen und ein für die weitere und engere Heimat warm schlagendes Herz.[66]) Vor dem Vorwurfe der Verbissenheit aber hätte ihn namentlich auch die Thätigkeit schützen sollen, welche er auch später noch in bescheidenerer Stellung als Mitarbeiter am Erziehungswesen Basels statt wie früher als Leiter desselben entfaltet hat.

Kaum glaublich für unser so überwiegend durch Juristen regiertes Zeitalter und dennoch wahr ist es, daß der neue Kleine Rat unter seinen fünfzehn Mitgliedern auch nicht einen Juristen hatte. Erst im Jahre 1848, als durch Fürstenbergers Tod eine Stelle erledigt wurde, gelangte wieder ein solcher, der bisherige Stadtrat Johann Jakob Burckhardt, in denselben.

Das wankende Staatswesen war also wieder in ein ruhiges Geleise gebracht, und es vermochte sich in diesem einstweilen wieder zu halten. Immerhin lautete die Instruktion für die Tagsatzung des Sommers 1847 etwas weniger entschieden als früher. In Bezug auf die Revision des Bundesvertrages blieb man zwar dabei, einer Partialrevision den Vorzug zu geben, erklärte aber gleichzeitig, sich auch eine totale gefallen zu lassen. Der Sonder-

---

[65]) a. a. O. S. 453.

[66]) Sonntagspost für 1868, S. 283 ff. Ebenda S. 298 ff.: eine Charakteristik des Ratsherrn Samuel Minder (von Dr. Gottlieb Bischoff). Ueber Heusler als Historiker, vergl. G. v. Wyß im „Archiv für Schweizerische Geschichte," Bd. 17, S. XIV—XVII.

bund sei „nicht im Einklang" (Stehlin sagte „unverträglich") mit dem gegenwärtigen Bundesvertrage, die sieben Stände seien daher freundeidgenössisch einzuladen, denselben aufzugeben, immerhin unter der Voraussetzung kräftiger und sofortiger Bundeshilfe gegen unbefugte Eingriffe in ihre inneren Angelegenheiten. Die aargauische Klosterfrage betrachte man als erledigt. Hinsichtlich der Jesuiten würde es Basel-Stadt sehr gerne sehen, wenn Luzern im Interesse der Versöhnung und im Hinblick auf seine Stellung als Vorort der Eidgenossenschaft[67]) dieselben wieder entfernte. Hingegen habe die Tagsatzung in die Jesuitenfrage weiter nicht einzutreten, und es sei der Orden Jesu aus den übrigen Kantonen, in welchen er Niederlassungen besitze (Wallis, Freiburg und Schwyz) nicht auszuweisen.

Einigen Mitgliedern des Großen Rates schien die Instruktion schon zu sehr den Ansichten der Mehrheit der Tagsatzung angepaßt, so den Herren Bernoulli-Bär, Hieronymus Langmesser, Deputat Laroche ꝛc., welche namentlich von einer Totalrevision des Bundesvertrages nichts wissen wollten. Professor Schönbein, vom Grundsatze allgemeiner gegenseitiger Duldung ausgehend, wünschte, daß die Jesuitenfrage gänzlich aus Abschied und Traktanden falle. Anderen, z. B. den Ratsherren Stehlin und Stumm, Dr. Brenner, Lieutenant Bachofen, ging die Instruktion umgekehrt nicht weit genug. Sie wurde indessen vom Großen Rate mit bedeutender Mehrheit genehmigt; immerhin bemerkte man, daß derselbe jetzt ungefähr zwei Dutzend radikaler Mitglieder zählte, während ihrer vor ganz kurzer Zeit wenig über ein halbes Dutzend gewesen waren. Zum ersten Tagsatzungsgesandten wurde Bürgermeister Sarasin, zum zweiten Professor Rudolf Merian gewählt.

---

[67]) Diesen Standpunkt nahm auch der später berühmt gewordene Luzerner Staatsmann Ph. A. v. Segesser ein. (Fünfundvierzig Jahre im Luzernischen Staatsdienst. S. 17, 18.)

Wie leicht erregbar die Gemüter übrigens immer noch waren, zeigte sich schon im Sommer des Jahres 1847 bei einem scheinbar unbedeutenden Anlasse. Seit dem Sommer 1844 befand sich nämlich die eidgenössische Schützenfahne in Basel, jetzt, am 14. Juli, sollte sie zum nächsten eidgenössischen Schützenfeste nach Glarus gebracht werden. Bei diesem Anlasse und vielleicht auch schon früher waren derselben im Publikum sowohl als in der Presse etwas weitgehende Huldigungen dargebracht worden, an welchen sich manche ruhiger Denkende ärgern mochten. Alt-Ratsherr Andreas Heusler verlieh dieser Stimmung Ausdruck, indem er in der Basler Zeitung vom 15. Juli in Bezug auf die radikalen Verehrer jener Fahne schrieb: „Besser immerhin sie spielen mit einem Fetzen Tuch, als sie spielen mit den Fetzen des durch ihre Leidenschaft zerrißenen Vaterlandes." Darüber entstand natürlich große Aufregung in den Reihen der Schützen und ihrer Anhänger. In der Safranzunft fand eine Volksversammlung statt, in welcher jedoch die besonnenern Elemente wenigstens insofern die Oberhand behielten, daß nicht sofort, wie manche wünschten, nach Heuslers Wohnung aufgebrochen wurde, sondern daß man beschloß, denselben am folgenden Morgen durch eine Deputation zum Widerruf aufzufordern. Da jedoch tags darauf die von der Versammlung Beauftragten Heusler einen schon bereit gehaltenen Widerruf zum Unterzeichnen vorlegten, dieser aber erklärte, denselben in dieser Form nicht unterzeichnen zu können und sich dafür zu einer von ihm selbst verfaßten Erklärung erbot, zog sich die Sache in die Länge. Heuslers Erklärung, welche noch am Abend desselben Tages (17. Juli) in der Basler Zeitung erschien, befriedigte die an ihn Abgeordneten nicht. Eine zweite, deren Redaktion Wilhelm Schmidlin übernommen hatte, stellte wohl die Mehrzahl jener Abgeordneten, nicht aber am Abend des 17. Juli die zweite Versammlung zu Safran zufrieden. Die Unzufriedenen setzten daher eine Erklärung auf, welche am Schützenfest

in Glarus sollte verlesen werden, und in welcher die Person Heuslers der Verachtung der Schützen sollte preisgegeben werden. Andrerseits hatte sich nachmittags um 2 Uhr der Kleine Rat in außerordentlicher Sitzung versammelt und hatte eine Proklamation an die Bevölkerung Basels erlassen, welche abends an den Straßenecken angeschlagen wurde. Der Rat trat in dieser entschieden für das Recht der freien Meinungsäußerung ein, warnte vor Selbsthilfe und empfahl Achtung vor den Gesetzen als erste und notwendigste Pflicht jedes republikanischen Gemeinwesens.[68])

5.

Basel-Stadt hat seinen vermittelnden Standpunkt bis zum Ausbruche des Sonderbundsfeldzuges beibehalten. Inzwischen hatte die Tagsatzung im Juli 1847 das Separatbündnis der sieben katholischen Kantone für aufgelöst erklärt und die betreffenden Kantone für Beachtung dieses Beschlusses verantwortlich gemacht; dann aber hatte sie sich bis zum 18. Oktober vertagt. Als sie sich darauf im Oktober wieder versammelt hatte und die letzten Vermittlungsversuche der Gesandtschaft von Basel-Stadt resultatlos verlaufen waren, wurde der Exekutionsbeschluß mit den bekannten zwölf ganzen und zwei halben Stimmen gefaßt; Basel-Stadt aber, welches an dem Beschlusse selbst keinen Anteil gehabt hatte, sah sich nun doch genötigt, zu demselben Stellung zu nehmen. Man hatte in konservativen Kreisen immer noch gehofft, von der Mitwirkung am Bürgerkriege verschont zu bleiben, und es war deshalb in der Person von Emanuel Laroche ein besonderer Bevollmächtigter nach Bern geschickt worden. Dieser kehrte aber am 3. November mit

[68]) Sämtliche Aktenstücke, die Erklärung Heuslers, die Schmidlins, die der Intransigenten der Gegenpartei und die Proklamation der Regierung finden sich im Intelligenzblatt (Nr. 168, S. 868, 869) abgedruckt.

dem Bescheide des Oberkommandanten der eidgenössischen Armee zurück, die Infanterie könne zur Bewachung der Landesgrenze unter eidgenössischem Kommando in Basel bleiben, die Batterie hingegen habe sich an ihren Bestimmungsort zu verfügen.[69])

Am 6. November, einem Samstag, versammelte sich der Große Rat in außerordentlicher Sitzung. Der Antrag des Kleinen Rates lautete: „Es sei dem erhaltenen Aufgebot unseres Kantons in Berücksichtigung der Gewalt der Umstände Folge zu leisten und unsere Gesandtschaft werde beauftragt, hierüber der Tagsatzung eine Erklärung einzureichen. An Bürger und Einwohner Basels war schon tags zuvor eine Proklamation erlassen worden, in welcher von mancherlei Besorgnissen und Gerüchten die Rede war, und in welcher jene ermahnt wurden, die Beschlüsse des Großen Rates ruhig zu erwarten, sich denselben zu fügen und die öffentliche Ordnung in der Stadt auf keinerlei Weise zu stören.[70])

Der Große Rat war viel zahlreicher als sonst versammelt, von 134 Mitgliedern waren nach dem Intelligenzblatt in der entscheidenden Nachmittagssitzung 115 anwesend. Man nahm an, die Mehrzahl derselben sei gegen den Krieg, und war wenigstens noch kurz vorher der Ansicht gewesen, Basel werde sein Kontingent zu dem bevorstehenden Waffengange nicht stellen. Bürgermeister Sarasin war nach seiner eigenen Erklärung einige Tage früher mit dieser Annahme nach Bern zur Tagsatzung abgereist. Es sollte aber anders kommen.

In der Diskussion machten sich hinsichtlich der Stellung des Großen Rates zum Antrage des Kleinen drei Hauptgruppen bemerklich. Den einen kam derselbe sehr erwünscht, ja sogar viel zu spät. Andere konnten sich mit demselben durchaus nicht befreunden,

---

[69]) Klein-Rats-Protokoll von 1847, Fol. 350.

[70]) Intelligenzblatt Nr. 263, S. 1289.

und wieder andere sahen in demselben, gleich dem Kleinen Rate selbst, ein Opfer, das man, durch die Umstände gedrängt, mit schwerem Herzen bringen müsse.

Von den gestellten Gegenanträgen ging der des Oberschützenmeisters Karl Leonhard Burckhardt dahin, Basel solle seine Mannschaft ohne irgend welche Klausel der Tagsatzung zur Verfügung stellen; dieser Antrag brachte es jedoch nur auf sechs Stimmen. Professor Wilhelm Vischer stellte umgekehrt den Antrag, Basel-Stadt könne sich an dem bevorstehenden Kampfe nicht beteiligen, biete hingegen sein Kontingent zu jeder bundesgemäßen Verwendung nach außen wie nach innen an. Dieser Antrag unterlag aber mit 43 gegen 66 Stimmen. Ein dritter Antrag, von Oberst Vischer gebracht und von anderen Rednern unterstützt, ging dahin, es sei die Sache der ganzen Bürgerschaft zur Abstimmung vorzulegen. Dieser Vorschlag stieß indessen auf mancherlei Widerspruch, und der Präsident bemerkte überdies, derselbe könnte reglementsgemäß nur mit zwei Dritteilen der anwesenden Stimmen für erheblich erklärt werden. Der statt des immer noch in Bern weilenden Präsidenten Merian präsidierende Statthalter des Großen Rates endlich, Christoph Ronus, brachte folgenden Gegenantrag: Der Kleine Rat wird beauftragt, dem eidgenössischen Kriegsrate zu eröffnen, daß Basel-Stadt bereit sei, sein Kontingent sowie die infolge allfällig eintreffender weiterer Aufgebote aufzustellende Mannschaft zur Grenzbewachung hier unter eidgenössisches Kommando zu stellen, daß es hingegen jede Verwendung der militärpflichtigen Mannschaft zur Teilnahme an dem bevorstehenden Waffengange gegen verbündete Kantone als seiner innersten Ueberzeugung widerstrebend entschieden ablehne.

Für Eintreten in diesen Antrag erhoben sich 60 Stimmen, dagegen 54. In der nun folgenden Diskussion aber schlug die Stimmung wieder um, und in der Abstimmung unterlag jener

Antrag mit 50 gegen 65 Stimmen. Zuletzt ging der des Kleinen Rates mit 64 gegen 49 Stimmen durch. Die Sitzung hatte von 9 bis 12 Uhr vormittags und von 3 bis 10 Uhr nachmittags gedauert.

Es ist hierbei nicht zu übersehen, daß die Abstimmung unter dem Druck einer gewaltigen, zum Teil unheimlichen Menge erfolgte, welche nicht nur den Marktplatz sondern auch die ihr zugänglichen Teile des Rathauses, Hof, Treppen und Tribüne anfüllte. Ferner hatten mehrere Redner der Mehrheit angedeutet, wenn der Antrag der Regierung nicht angenommen werde, so könnte die Ruhe in der Stadt ernstlich gestört werden. Und endlich wirkte noch der Umstand auf die Abstimmung ein, daß der Antrag, die Mannschaft des Auszuges ausziehen zu lassen, vom Kleinen Rat ausging und von beiden Bürgermeistern unterstützt wurde. Bei diesen aber überwog im Gegensatze zu ihrer bisherigen Haltung das Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit für den Fall, daß ein anders lautender Großratsbeschluß zu Unruhen führen könnte. Als einfacher Großrat, erklärte Sarasin, hätte er wohl gegen den Antrag der Regierung stimmen können, als Bürgermeister aber nicht.

Die Mittelpartei hatte ihr Gewicht dieses Mal zu gunsten dessen, was die Radikalen erstrebten, in die Wagschale gelegt, wenn auch, wie das Votum Fürstenbergers zeigt, nicht leichten Herzens. Nur ein einziger Redner derselben, Stadtrat Johann Jakob Burckhardt, hatte gegen den Antrag der Regierung gesprochen.

Was wohl geschehen wäre, wenn der Große Rat den Vorschlag des Kleinen zurückgewiesen hätte? Eine unruhige Nacht, Schlägereien oder noch schlimmeres? Wir wissen es nicht. Jeremias Gotthelf schildert im einunddreißigsten Kapitel seines Bauernspiegels einige Bauern, welche sich im Wirtshaus bis zur späten Abendstunde mit unheimlichen Gespenstergeschichten unterhalten haben.

Wie nun die Stunde zum Heimwege kommt, will diesen keiner ohne Begleiter oder ohne Laterne antreten. Aehnlich wäre es wohl manchem Mitgliede des damaligen Großen Rates von Basel-Stadt gegangen, wenn die Mehrheit desselben einen anderen Beschluß gefaßt hätte. Aber man begreift andererseits wohl, wie es den Vertretern des bisherigen Systems schwer fallen mußte, Basels eidgenössische Politik gerade bei einer so grundsätzlichen Entscheidung unterliegen zu sehen. Sie unterlag im Grunde nicht einer Mehrheit von Gegnern im Rate selbst, sondern sie unterlag, weil viele nicht den Mut hatten, bei ihr unter allen Umständen zu verharren, und weil man zwischen zwei Uebeln, dem Nachgeben und der Störung der öffentlichen Ruhe, ersteres als das kleinere glaubte vorziehen zu müssen. Drei Männer, welche sich mit dem Beschlusse vom 6. November in keiner Weise befreunden konnten, Stadtrat Leonhard Bernoulli, Architekt Riggenbach und Civilgerichtspräsident Schnell, erklärten ihren Austritt aus dem Großen Rat, welchem in der Sitzung vom 6. Dezember entsprochen wurde.

Aber auch ein gerichtliches Nachspiel schloß sich an den nämlichen Beschluß des Großen Rates an. Bei der Beeidigung der Mannschaft des Auszugs am 9. und 10. November hatten sich nämlich fünf Offiziere und drei Soldaten geweigert, den Eid zu leisten, weil sie den Krieg für einen ungerechten hielten, und hatten sich zunächst in freiwilligen Arrest begeben. Der Kleine Rat ernannte zur Untersuchung der Angelegenheit ein besonderes Disziplinargericht unter dem Vorsitze des Majors der Artillerie, Johann Rudolf Frey, und des Kommandanten der Infanterie, Adolf Hübscher. Dieses verurteilte am 25. November unter der Annahme mildernder Umstände die fünf Offiziere zu dreimonatlicher Haft in der Klingenthalkaserne sowie zur Degradation und den Kosten; von den gemeinen Soldaten erhielten zwei einen sechswöchentlichen und der dritte als Katholik einen bloß vierwöchentlichen Arrest. —

Wir sind am Schlusse unserer Darstellung angekommen. Den Feldzug selbst darzustellen liegt nicht mehr im Bereich unserer Aufgabe, ist auch anderwärts genügend geschehen. Aber eine Darstellung der damaligen Zustände Basels und eine Schilderung der damals maßgebenden Persönlichkeiten unseres kleinen Gemeinwesens schien mir nicht ohne Interesse für die jetzige Generation zu sein. Die Ereignisse selbst liegen ja allerdings nicht viel mehr als ein halbes Jahrhundert hinter uns; aber die Erinnerung an jene mannigfach bewegten Jahre ist bei der älteren Generation schon vielfach verdunkelt, und bei der jüngeren kann von einer solchen überhaupt nicht die Rede sein.



Aus den Erinnerungen eines alten Basler-Beppi.

Von Prof. J. Mähly.

In orthographicis war mein Vater der Mutter überlegen, obwohl er einige Schrullen hatte, die ich ihm mit aller Belehrung nicht austreiben konnte und die er bis an sein seliges Ende beibehielt. So schrieb er seinen Vornamen Jaques nicht bloß immer in der französischen Form (was ich ihm nicht verdachte, niemals in der deutschen, Jakob, obschon ihn seine Eltern, Geschwister und Freunde konsequent Beppi nannten), sondern stets mit Einschiebung eines sehr überflüssigen, ja falschen e hinter dem J Jeaques, mit der Motivierung, daß das J weich gehaucht werden müsse; diese Wirkung übe das eingeschobene e aus, Jeaques laute weicher als chaque. Letzteres war ja allerdings richtig; aber ich suchte ihm vergebens zu demonstrieren, das liege bereits in der lautlichen Verschiedenheit des j und des ch. Ich mußte ihn in seinem Wahne lassen, der mir weiter kein Herzeleid machte; aber ärgerlich wurde mir auf die Länge ein anderer Lapsus, den er sich Zeit seines Lebens zu schulden kommen ließ, ohne jemals bessere Belehrung annehmen zu wollen; er schrieb nämlich gerade das Wort falsch, das seinen Beruf bezeichnete, nämlich Küfer, das er zu Kiefer ver-

unstaltete. Ich mochte ihm hundertmal vorhalten, Küfer hänge mit Kufe zusammen, wie Böttcher mit Bottich, Töpfer mit Topf, Künstler mit Kunst, Pfründer mit Pfrund u. s. w. — es half nichts, er versteifte sich immer darauf, man spreche in Basel den Vokal in Kiefer gerade so aus, wie in Brief, tief, schlief, schief, rief 2c.; kein Mensch schreibe und spreche: Brüf, tüf u. s. w. Ich mochte ihm lange vorhalten, daß Kiefer ein ganz anderes Wort sei und etwas ganz anderes bedeute, nämlich eine Nadelbaumart, und daß Baseldeutsch und Gutdeutsch zwei verschiedene Dinge seien — er wollte darauf nicht eingehen und behauptete, er schreibe seine Neujahrsrechnungen (Conti) für Basler Kunden und nicht für Gutdeutsche und darum bleibe er bei Kiefer. — Und gerade dieser Trumpf war es, der mich ärgerte, weil durch die Ueberschrift jener Rechnungen „Nota von J. Mähly, Kiefer" eine große Anzahl von Leuten, nämlich seine sämtlichen Kunden, auf die orthographische Unzulänglichkeit ihres Kellerverwalters aufmerksam gemacht wurden. Es half auch nichts, daß die markige Gestalt eines damals in Basel viel genannten und bekannten, an Bildung das bürgerliche Niveau hochüberragenden Mannes mich unterstützte und dem alten Schulfreund — das war mein Vater — den Standpunkt klar machte, — nämlich die Gestalt Kölners des Sauren, dessen ebenso bekannter und begabter, leider aber „propter nimium est" verkommener Vater während einer Reihe von Jahren am Gymnasium zu Basel das magistrale Scepter geschwungen hatte. Schräg gegenüber unserem Hause, am Eingang der Malzgasse, wohnten Verwandte des sauren Kölner, die dieser oft besuchte, aber selten, ohne bei meinem Vater vorzusprechen, der stets ein Gläschen Likör (Nußwasser) für den „cher ami" bereit hielt. Kölner vergalt dann gewöhnlich diesen Liebesdienst mit der Erzählung irgend einer Schnurre oder Anekdote aus seinen Basler Erlebnissen und Erfahrungen, die er haufenweise in seinem Gedächtnis aufgespeichert

hatte und übrigens gern zum Besten gab. Er war ein unvergleichlicher Causeur und wußte auch das Unbedeutendste in so drastische Wendungen einzukleiden und mit einem solchen Sprühfeuer von Witzworten zu illustrieren, daß es ein wahres Vergnügen war, ihm zuzuhören. Mit der Regierung und den Gerichten stand er nicht immer auf dem freundschaftlichsten Fuße, und wenn diese sich irgend einmal blamiert oder (wie man hier zu Lande sagt) den „letzten Finger verbunden" hatten (was ja auch gescheidten Leuten passieren kann), so pflegte Kölner seiner Freude darüber ungehechelten Ausdruck zu geben. So z. B. als mein Vater sich vor Gericht zu verantworten hatte wegen eines angeblichen unzeitigen Spaßes, den er sich anläßlich einer Volkszählung in den dreißiger Jahren auf dem sacrosankten Einschreibebogen sollte erlaubt haben. Er hatte nämlich wirklich und wahrhaftig die drei im Hause anwesenden dienenden Geister mit den Namen Jakob Oechslin (Geselle), Susanna Stierlin (Magd) und Mathias Schäfer (Lehrjunge) eingetragen, wie man sieht, eine wahre Stallbevölkerung! Die Behörde nahm das, was doch ein bloßer neckischer Zufall war, für den mein Vater nicht verantwortlich war, für einen schlechten unbotmäßigen Witz und stellte meinen Vater unter die Dachtraufe einer strengen Strafpredigt, die wahrscheinlich in eine Geldstrafe ausgemündet wäre, hätte nicht der Beklagte durch Vorzeigung der polizeilich legitimierten Heimatscheine sein gutes Recht beweisen können.

„Und das hast du dir gefallen lassen?" fragte der Saure, dem es mein Vater erzählte.

„Was sollte ich thun?"

„Da hättest du wirklich deine dreiköpfige Stallbevölkerung noch mit einem Glied Nr. 4 vermehren sollen, nämlich mit dir als Meister und Esel! Wer wird sich das von einer so tölpelhaft dreinfahrenden Behörde bieten lassen? Ich hätte mindestens für einen halben versäumten Tag Entschädigung verlangt."

Mir wollte es scheinen, der Saure habe nicht so ganz Unrecht!

Bei einem anderen Anlaß hatte es ihm mein Vater recht gemacht und Kölner lobte ihn ob seinem Thun. Nämlich: unter dem vorspringenden Dache unseres Hinterhauses, das sich längs der Schanze hinzog, hatte mein Vater eine Partie Holz aufgeschichtet, das er zu seinem Berufe (Herstellung von Fässern) brauchte. An diesen unschuldigen Holzstücken, die keinem Menschen etwas zu Leide thaten, hatte irgend ein Magistrat, der vielleicht des Nachts — es brannten damals noch keine Gas- oder gar elektrischen Laternen, am allerwenigsten auf den Schanzen — etwas schief gegangen und auf den „Holzweg" geraten war, Anstoß genommen, hatte wegen „widerrechtlicher Benutzung einer Verkehrsstraße" (!) Anzeige gemacht und meinem Vater war der Holzplatz rundweg abdekretiert worden. Zum Glück befand sich aber nicht weit von unserer Wohnung entfernt ein anderer Hausbesitzer und gleichfalls Handwerker in ganz gleicher Lage, ohne daß ihm je von Obrigkeitswegen der gleiche Ukas wie meinem Vater zugestellt worden wäre. Der Unterschied in der Rechtsfrage war nur der, daß jener Hausbesitzer sein Holz längs der St. Albanschanze und nicht längs der Aeschenschanze liegen hatte; daß er ferner ein Zimmermann, kein Küfer, und daß er, drittens, kein schlichter Bürger, sondern der hochweise Bürgermeister war. Mein Vater in seinem schlichten Unterthanenverstande fand nun aber, daß diese Sachlage noch keine genügende Handhabe zur Aufstellung eines doppelten Rechtes biete, sondern, daß, was für den schlichten Bürger recht, für den Bürgermeister billig sei, und so erklärte er seinen hochgeachteten Herren frei und offen, er werde sich ihrem Urteilsspruche erst dann beugen, wenn er höre, daß an den hochweisen Herrn Bürgermeister das gleiche Begehren gestellt worden sei. Diese Kunde gelangte aber, so lange er lebte, nie zu seinen Ohren, und so blieb denn beiderseits das alte Holz am alten Platz, und Kölner der Saure fand das in der Ordnung.

Ein anderer ähnlicher Fall ereignete sich, als der Saure schon längst bei seinen Vätern im himmlischen Jerusalem versammelt war und ebenso der Herr Bürgermeister; dafür war aber des letzteren Sohn in diesen Fall Nr. 2 impliziert und zwar als Präsident des Baugerichts. Der Fall war auch jetzt wieder ein „hölzerner," er betraf nämlich einen Holzschopf. Dieser stand mitten auf Grund und Boden meines Vaters, sollte nun aber gemäß einer lakonischen und drakonischen Aufforderung des Baugerichts binnen so und so viel Tagen — ich weiß die Frist nicht mehr genau anzugeben, aber sie war sehr kurz! — von seiner Stelle weg und weiter nach hinten verlegt werden. Mein Vater fragte sich, ob eine solche Zumutung, ganz abgesehen von ihrer wenig civilen, in barschem, befehlshaberischem Ton gehaltenen Form, an ihn gestellt werden dürfe. Er sagte sich im Stillen: Nein! und wiederholte dieses Nein mit lauter, vielleicht mehr als nötig lauter Stimme, als er bald darauf den präsidentiellen Baugerichtsherrn, der zufällig auch von Beruf ein Bauherr war, auf der Straße traf und ihn, nach einem „vertraulichen" Schlag auf die Achsel, als einen „Mann des Handwerks," wie er, der Interpellant, auch einer sei, zur Rede stellte. Das Resultat war, daß der Schopf bis auf weiteres stehen blieb. Kurz darauf sah ich, beim Eintreten in ein Kleidermagazin, einen Herrn in Hemdärmeln dastehen, der sich das Maß nehmen ließ. Er kam sofort auf mich zu und fragte mich, was mein „Herr Papa" mit — jetzt folgte der Eigenname des Baugerichtspräsidenten, aber in Begleitung eines Epithetons, das man nicht gerade als ornans bezeichnen kann, und aus dem ich sofort merkte, daß die beiden Gerichtsherren (auch mein Fragesteller war nämlich Mitglied des Baugerichts, er war sogar, ich weiß nicht mehr, ob damals noch oder nicht mehr, Bürgermeister) nicht in bestem Einvernehmen miteinander standen — er fragte also, was mein Vater für einen Handel mit dem X gehabt habe. Als ich das Begebnis

erzählt hatte, sagte er: „Einen schönen Gruß an Ihren Herrn Papa, und wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre, so hätte ich dem — hier folgte nochmals der Eigenname mit dem Epitheton — statt mit der Hand auf die Achsel mit dem Küferschlägel gewunken!" —

Zu der Zeit, da ich noch auf der Schulbank der Mittelschule saß, und des großen Julius Cäsars „Memoiren über den gallischen Krieg" übersetzen half, sah ich allwöchentlich zu einer bestimmten Tagesstunde (zwischen 11 und 12 Uhr) einen friedlicheren Militär als Cäsar war, vor unserem Hause die Wache inspizieren, es war ein Offizier der Stadtgarnison, ein jovialer, in der Stadt wohlgekannter Herr, mit Namen Stöcklin, Hauptmann Stöcklin. Merkwürdigerweise geriet dieser sehr moderne Stratege durch Schuld eines meiner Mitschüler auch in den Trubel jenes antiken, 1700—1800 Jahre vor seiner Geburt spielenden gallischen Krieges hinein. Cäsar erwähnt in irgend einem Kapitel seiner Memoiren anläßlich einer unbedeutenden Affaire einen Centurio Baculus, und als die betreffende Stelle in der Lateinstunde übersetzt wurde, verdeutschte der Schüler, ich weiß nicht mehr, wer er war, auch nicht, ob es mit Wissen und Willen geschah, da doch Eigennamen sonst nicht übersetzt wurden, flottweg: Hauptmann Stöcklin, anstatt Hauptmann Baculus. Es war wirklich die genaue wortgetreue Verdeutschung. Man kann sich das Halloh der Klasse denken! Ob dem guten baslerischen Hauptmann diese seine unfreiwillige, übrigens sehr zahme und unblutige Teilnahme an dem großen gallischen Krieg jemals zu Ohren gekommen ist, weiß ich nicht zu sagen. Ich weiß auch nicht, was sein Kollege, der Herr Lieutenant B., den die Standestruppe den Lieutenant „Feuerteufel" nannte, dazu gesagt haben würde, wenn sein Name im lateinischen Gewand jenes Kapitel in Cäsars „Memoiren" geziert haben würde. Gewiß hätte ihm der „Hauptmann" gefallen, denn er hätte darin den Vorgeschmack

des Avancements genossen, sintemal er dazumal erst Lieutenant war, aber später es zum eidgenössischen Oberst brachte. Im übrigen war jener Soldatenname „Feuerteufel“ nicht ungeschickt und entsprach durchaus dem Charakter des also Bezeichneten, denn dieser war „Feuer und Flamme“ für den Soldatenstand und das Kriegswesen, ein unerbittlicher Drauflosstürmer und Dreinschlager, dessen Patriotismus auch in Friedenszeiten immer in Helm und Harnisch einherging und stets in Eisen klirrte. Ein Glück, daß er wenig oder gar keine Gelegenheit fand, seinen Feuereifer auch durch die Praxis zu bethätigen, ich meine: ein Glück, daß unserer Schweiz der Segen des Friedens gegönnt war, und so lange B. lebte und wirkte, die Bekanntschaft des Kriegsgottes Mars bis auf ein einziges Mal erspart blieb. B. konnte sich daher höchstens bei Truppenzusammenzügen in einer gewissen militärischen Glorie zeigen. Ob sein kriegerischer Schwerpunkt mehr in der Taktik oder in der Strategik lag, kann ich als Laie nicht beurteilen, aber das weiß ich, daß niemand an seinem guten Willen und seinen militärischen Fähigkeiten zweifelte. Wehe dem, der an seinen soldatischen Manieren, die auch in bürgerlichen Angelegenheiten sich nicht vertuschen ließen, keinen Geschmack fand und es ihm zu verstehen gab; der Feuerteufel ging auch am ordinärsten Zunder los! Das empfand einst auch der Schreiber dieser Zeilen, der ihn schon als Knabe kennen und bewundern gelernt hatte, bewundern nämlich, wenn B. zur Inspektion auf die Wachtstube kam und den herausgetretenen friedlichen Kriegern mit regelrechter, d. h. weithin schallender Kommandostimme:

Schultert's Örrr (d. h. Gewehr)!
Präsentiert's Örrr!
In Arm 's Örrr!
Hoch 's Örrr!
Trett't ab!

das Exercitium abnahm. Erst nach langer Beobachtung wurde es

mir klar, was diese seltsame Koppelung des r-Lautes mit dem vorhergehenden Vokal zu bedeuten hatte. Der Buchstabe r hat unter seinen Kollegen im ABC keinen, der ihm an Wucht und Wirkung gleichkäme, er ist der Liebling aller Heldennaturen, er muß etwas an sich haben, was den Hörern imponiert, was den Sinn für Disziplin kräftigt und die Autorität des Sprechenden erhöht. Ich sage dies in unverbrüchlichem Ernst; Scherz würde ich mir gegen einen so ernsthaft angelegten Mann nie erlauben, der im bürgerlichen Leben nur wenig, im Militärdienst aber gar keinen Spaß verstand. Das erfuhr unter anderm auch einer meiner Spielkameraden bei Anlaß des ersten Truppenzusammenzuges am Luciensteig. Dort schritt er als simpler Soldat neben seinem damaligen Chef, unserm B., einher, der, hoch zu Roß, den blanken Degen in der Hand hielt. In einem Anflug guter Laune, der im strengen Militärdienste immer etwas Mißliches hat und unzeitgemäß ist, fragte mein Kamerad seinen berittenen Bajard: „Herr Hauptmann, darf ich Ihnen den Degen reinigen? —

„Er ist nicht rostig!" lautete die Antwort.

„Aber vielleicht blutig!" replizierte der dienstbeflissene Soldat.

Nun waren aber, wie jedermann fühlt und auch der Hauptmann merkte, weder Frage noch Replik naiv, sondern vorwitzig-tendenziös und höchst unehrerbietig, denn Blut floß damals keines am Luciensteig als höchstens das von geschlachtenen Ochsen für die Armee, und wer am Degen jenes Kommandanten Blut vermutete, stempelte diesen dadurch im Scherze zu einem soeben siegreich aus der Schlacht zurückkehrenden Helden, d. h. er gab zu verstehen, daß er ihm diesen ehrgeizigen Gedanken unterlegte. Der Kommandant verstand diesmal den Spaß und war verstimmt, und der vorwitzige Soldat hatte diese Verstimmung mit einigen Tagen strengen Arrestes zu büßen, daher er denn später von diesem Aufenthalt als von seiner „Villeggiatur am Luciensteig" sprach.

Von dem (oben angedeuteten) soldatisch ungenierten Wesen unseres Offiziers weiß der Schreiber dieser Zeilen auch ein Müsterchen aus persönlicher Erfahrung zu erzählen:

B. war Meister einer Zunft und hatte als solcher pflicht- und statutengemäß den Vormündern (Vögten) der Witwen und Waisen verstorbener Zunftbrüder das Handgelübde der Treue und Ehrlichkeit in der Verwaltung des Vermögens der Pupillen abzunehmen. Nun war ich auch einmal mit einer solchen vögtlichen Verwaltung betraut und infolgedessen vom Meister der Zunft zur Ablegung jenes Gelübdes in seiner Wohnung aufgefordert worden. Ich kam zur fixierten Stunde, ich sah vieles, nur nicht den Zunftmeister, und ging wieder nach längerem Warten. Einige Tage später traf ich zufällig den Herrn Zunftmeister bei strömendem Regen in einem engen Gäßchen. Er kam auf mich zu, murmelte einige Worte der Entschuldigung und schlug mir vor, die Sache hier, wo wir standen, abzuthun. Ich bin auch nicht gerade ceremoniell gestimmt, — aber ein Handgelübde unter freiem Himmel, bei strömendem Regen, mit nassen Händen widerstrebte mir denn doch, und ich fand und sagte ihm auch, das wäre gegen die bürgerliche Disziplin. Beleidigte ihn dieser Ausdruck und fand er einen Stachel darin? Ich weiß es nicht, aber das Blut stieg ihm ins Gesicht, und er entließ mich höchst ungnädig, wozu allerdings noch beitrug, daß ich ihm über seinen Jungen — ein daheim und ganz besonders in der Schule sehr schlimmes Früchtchen — nicht Red' und Antwort stehen wollte. Wie die Gelübdeangelegenheit schließlich verlief, entsinne ich mich nicht mehr, aber das ist gewiß, daß wir, Vater B. und ich, uns Zeitlebens nicht mehr nahe traten; wir blieben in Theorie und Praxis verschiedene und geschiedene Leute!

In unserer Vorstadt waren die Kriegsgurgeln nur schwach vertreten; desto mehr die Jagdgurgeln. Einige Handwerker waren gewaltige Nimrode, sie legten wohl die Hand ans Werk, aber eben

nicht an ihr Handwerk, sondern an das Waidmannswerk und an andere Freudenbecher des irdischen Daseins. Neben dem eisernen Rohr der Jagdflinte wurde auch das hölzerne Spickrohr — ein jetzt aus Abschied und Traktanden gefallenes Möbel — hoch in Ehren gehalten, auch das Kegelspiel blühte nicht bloß an Fest= und Ruhetagen, sondern man konnte an jedem Tage die Kugel rollen und die Kegel fallen hören, begleitet von dem Halloh der Spielenden. Das eine oder das andere Jagdidyll dieser Sportsmen habe ich früher einmal an einem anderen Ort erzählt und mag mich hier nicht wiederholen, nur will ich hier beifügen, daß sich mein Vater weder für das Kriegshandwerk noch für den Jagdsport stark interessierte. Was ersteres betrifft, so war er froh, wenn er vor den obligaten Landwehrübungen am Petersgraben, im Klingenthal und auf der Schützenmatte das Lederzeug seiner Uniform aus der Hand eines Stadtsoldaten sauber geputzt zurückbekam und sie nach den üblichen Schaustellungen wieder ausziehen durfte, und doch freute es ihn um der Mutter willen, als er einmal beim sogenannten „Gabenschießen" auf der Schützenmatte einen kupfernen Wasserkessel heraus schoß. Dieser fristete sein Leben in der Küche, bis das jeden Augenblick dienstwillige Grellinger Wasser dem früheren Wasserbehälter gleichsam den Boden ausschlug. Er hat dann bei einem Kupferschmied sein letztes Stündlein schlagen hören. Im übrigen hätte mein Vater mit anderer erblicher Belastung auch die des esprit militaire von meinem Großvater, dem Warensensal Achilles Mähly erben können. Denn dieser war in seinen „ledigen Zeiten" ein entschiedener Freund des Waffenhandwerks. Ich besitze noch seinen Degen, den er als berittener Offizier im Feldlager des Prinzen von Condé trug. Er hatte sich in dessen Heer anwerben lassen und kam dann aus irgend einer Gegend des Sundgaus — merkwürdigerweise mitsamt seinem Rößlein — in die Heimat zurück. Im Felde hatte er den späteren General Barbenègre, den bekannten

Verteidiger von Hüningen, kennen gelernt und es sich später (1815), als die ausgehungerte Festung sich hatte ergeben müssen, nicht nehmen lassen, durch einen Besuch beim Festungskommandanten und einige mitgebrachte sehr willkommene Knackwürste nebst frischgebackenen Brotlaibchen diese Erinnerung aufzufrischen. Mein Vater war auch dabei, er hatte den Proviant in seinem „Schulsack" mittragen dürfen und die ganze Scene in autographischen Notizen, worin er die wichtigsten Erlebnisse seines Lebens in seinem siebzigsten Lebensjahre aus dem Gedächtnis niederschrieb und die wir erst später vorfanden, geschildert. Barbenègre erkannte seinen Bürgerkameraden wieder und zeigte sich hocherfreut. Mit den Viktualien in der belagerten Festung scheint es sehr schlimm bestellt gewesen zu sein. Das Brod, das man uns zeigte (schreibt mein Vater), war nicht nur steinhart, sondern, wenn man es brach, so ragte aus dem sogenannten Mehl reichlich Strohhäcksel heraus.

Da ich früher einmal an anderem Orte einzelne Scenen aus dem Leben meines Vaters erzählt habe, die auch für andere Basler insofern ein Interesse haben, als sie uns einige Blicke in eine gewisse Epoche unserer Stadtgeschichte thun lassen, so ergreife ich hier gern die Gelegenheit, einige früher aus mündlichen Mitteilungen geschöpfte Notizen nunmehr aus den genannten schriftlichen teils zu berichtigen, teils zu ergänzen. Ich citiere wörtlich was folgt:

„Anno 1815 machten etliche Schüler unserer Klasse auf dem Münsterplatz das sogenannte „Barrenfulzi." Im besten Zug zielte ich auf einen meiner Mitschüler und traf zufälligerweise, aber nicht absichtlich, den Exkönig Gustav Adolf, der sich in unsere Barre begeben hatte, an den linken Backen. Er sprang mir nach, ich aber, flinker als er, ließ mich nicht erwischen. Da verklagte er mich beym damaligen Rektor Miville, welcher mich zu zwölf Streichen auf den Podex verurteilte nach dem bekannten Spruch:

Nominativ: leg' di!
Genitiv: streck' di!
Dativ: über der Bank!
Akkusativ: mach' nit lang!
Vokativ: o weh! o weh!
Ablativ: 's isch scho g'scheh!

Anno 17 war ich in der Lehre in der St. Johann, wo unser Held Gustav rheinseits ein Haus hatte und jeden Morgen um 10 Uhr bei unserer Boutique vorbeistolzierte. Ich dachte an eine Revanche zu „Nominativ leg' di“ u. s. w. und fand gleich eine, nämlich so: Ich nahm ein kleines Reiflein von ca. 1½ Schuh und bohrte ein Löchlein hinein, zog eine Schnur hindurch, und richtig kam er. Ich paßte ihm auf, der Kellerladen war schon offen und das Reiflein auf der Straße; ich zog aber eine Sekunde zu früh und sprang mit meinem Reiflein flugs die Stiege hinunter in's Holzhaus. Majestät trat ins Haus, nach mir fragend. Die Meisterin glaubte wirklich, ich wäre den ganzen Morgen im Holzhaus und erwiderte ihm: „Gewiß, Herr Majestät, der Beppi ist den ganzen Morgen drunten.“ Man holte mich und als ich heraufkam, war Majestät in der Boutique: „Du Schlingel hast mir eine Falle gelegt!“ welches ich natürlich verneinte. Er mied ferner unser Haus und ging immer auf der anderen Seite.

Im Jahre 21 kam mein Bruder Achilles als Commis voyageur nach Zürich und besuchte mich dorten. Es war ein Sonntag — und lud meinen Meister, meinen Landsmann Grüninger und mich zur Mittagstafel im Storchen ein. Zu meinem größten Erstaunen befand sich als Nebengast mein Bürger Gustav da, mit welchem mein Bruder den Hanswurst spielte und immer mit dem Glas anstieß. Ich wollte nicht mit ihm anstoßen; auf meines Bruders Frage, warum? antwortete ich: „Ich will dir's später erklären.“ Gustav wollte nicht ablassen, da er jetzt wußte, daß wir

Brüder waren, und forderte mich auf zu erklären, was ich gegen seine Person einzuwenden habe; alsdann war ich bereit, ihn an öffentlicher Tafel bloszustellen: „Bürger Gustav, ich bin derselbe, der Ihnen auf dem Münsterplatz auf den linken Backen getroffen, aber nicht vorsätzlich, und wurde durch Ihre Anklage bei Rektor Miville bestraft; ich bin derselbe, der Ihnen das und das u. s. w. Wäre ich nicht unter strenger Aufsicht meiner Eltern und meines Lehrmeisters gewesen, so würde ich getrachtet haben, Ihnen aus Ihrem rothen Rattenschnauz Haar für Haar auszureißen." Der Kellner wies mich, wie es recht war, zur Ruhe, auch Gustav beruhigte sich und ließ Champaguer aufwichsen. Mein Muth war gekühlt, die sämtlichen noch anwesenden Gäste wollten aber das Nähere wissen, welches das größte Gelächter gab. Mein Meister glaubte sich schon mit mir in Prison.

Ein anderes Erlebnis erzählt mein Vater also: „Anno 1815, während der Belagerung von Hüningen unter dem französischen General Barbenègre saßen wir drei Buben, Müller, Tschopp und ich, mit cirka 12 Zürcherkanonieren auf einer steinernen Bank, wie es damals Sitte war, und plauderten miteinander. Es war halb zwölf Uhr; plötzlich kommt ein Regen und wir flüchteten uns alle in das Stachelschützenhaus. Kaum waren wir daselbst zwei Minuten unter Dach, da kommt aus dem großen „Lisy" aus Hüningen die furchtbare Bombe, zerschlug das Bänklein und die Linde daran, wo wir zwei Minuten vorher gesessen waren, in tausend Stücke und machte ein Loch von oben weg 60 Schuh im Quadrat. Nicht übel gezielt; denn unser Beschützer, Erzherzog Johann, welcher Hüningen blokierte, hatte sein Hauptquartier im Werthemann'schen Hause, bloß 120 Schritte von dem Platze entfernt wo sie platzte."

Jeder Basler, er mag Trommler sein oder nicht, hat auch noch in seinem spätern Alter, mag er weilen wo er will, eine Erinnerung an den Basler Morgenstreich. Aber auch Fremden pas-

siert das, wie folgendes Beispiel zeigt, das mein Vater auf seiner Wanderschaft in Marseille erlebte. Er schreibt: Eines Sonntag Nachmittags, als ich auf einem Gang durch die Stadt meinen Freund G. aus dem Auge verloren hatte, ging ich in ein Restaurant und trank ein Glas Bier. Ich glaubte in dem Saale ganz allein zu sein und fingerte auf einem neben mir stehenden Teller ganz unwillkürlich den Morgenstreich. Plötzlich trat ein Herr zu mir, der seine Tasse Kaffee trank, und fragte mich höflich: Vous êtes Bâlois, Monsieur? — A votre service, Monsieur, mais je n'ai pas le plaisir de vous connaître. — Monsieur Greuve. Vous avez battu avec vos doigts la réveille du carnaval de Bâle où j'étais pendant trois ans en état de volontaire dans la maison Ehinger & Cie., Aeschenvorstadt. Dann mußte ich ihm versprechen, künftigen Sonntag Morgen auf seine Campagne zu kommen, er werde mich abholen lassen — was er auch that. Angelangt in dorten, fand ich eine schöne Regimentstrommel und trommelte den Morgenstreich, daß das ganze Haus zitterte. Herr Greuve schloß sich nun in ein Zimmer ein und weinte dort, wie er mir selbst bemerkte, Thränen der Freude. Seinen Knaben von 10 und 12 Jahren erzählte er mit Thränen in den Augen die Geschichte von dem Basler Gaudium, welche er in den drei Jahren dort durchgemacht und ersuchte mich, Marseille nicht zu verlassen, ohne ihn vorher zu besuchen, welches ich auch that. Er empfing mich mit der zuvorkommendsten Gastfreundschaft und schlug mir sogar vor, in vier Wochen mit ihm die Reise nach Philadelphia, natürlich auf seine Kosten, zu machen. Ich war gern dazu bereit, aber wollte vorher noch die Antwort meines Vaters abwarten, den ich um seinen Rat, respektive seine Erlaubnis zu fragen mich verpflichtet fühlte. Der Entscheid fiel abschlägig aus, welches ich anfänglich bedauerte, später aber mich darüber tröstete, denn wer weiß, was aus mir geworden wäre? Und wer garantiert

mir, daß ich mich in dorten glücklicher gefühlt hätte als in dem schönen Frankreich und später in meiner lieben Vaterstadt Basel?

Mit 14 Jahren hatte mein Vater seine Schulbildung am hiesigen Gymnasium absolviert und war dann bei seinem Vetter Lotz, dem Küfer in der St. Johannvorstadt, in die Lehre getreten. Als seine Lehrzeit drei und ein halb Jahr später zu Ende war, war er zu jung um zum Wanderstab zu greifen und brachte noch anderthalb Jahre in einem hiesigen Handlungsgeschäft (Firma Wieland & Hauser im Löwenzorn) zu, wo er von seinen Prinzipalen mit aller Liebe behandelt wurde. Dann ging's auf eine sechs und ein halb Jahre dauernde Wanderschaft durch die Schweiz und hauptsächlich durch Frankreich; durch letztere war reichlich dafür gesorgt, daß der Besuch des sogenannten Welschlandes zur Erlernung des Französischen nie vermißt wurde. Nicht nur der Aufenthalt im eigentlichen Frankreich und der tägliche Umgang mit Franzosen machte ihn mit der französischen Sprache vertraut, sondern auch die Lektüre. Er hat Zeit seines Lebens vielleicht mehr französische als deutsche Bücher gelesen und war schon in der Fremde bestrebt, die Lücken seiner Bildung durch Lektüre auszufüllen. Besonders liebte er geschichtliche Werke und unter ihnen wieder war es ganz besonders die Geschichte Napoleons und seiner Zeit, die ihn mächtig anzog. Er hat noch in seinen alten Tagen, als er schon durch einen Zufall die Sehkraft des einen Auges völlig verloren hatte, seine Histoire de la grande armée en 1812 von Ségur wieder gelesen — ich weiß nicht zum wie vielten Mal, wußte überhaupt über die napoleonische Zeit Bescheid wie ein zünftiger Gelehrter und sprach über die Generale und Marschälle des großen Korsen, über einen Ney, Soult, Massèna, Davoust u. s. w. so vertraut und sachkundig, als wenn er mit ihnen jahrelang in demselben Hôtel gewohnt und neben ihnen am Tisch gespeist hätte. Darum war er auch im stande, in einem gedruckten Werke unrich-

tige Daten, besonders Jahreszahlen, aufzusuchen und zu berichtigen. Das geschah z. B. einem französischen Schulbuche meines Lehrers Louis Girard, mit dem Auftrag an mich, jenen Befund dem Lehrer mitzuteilen. Pflichtgemäß that ich dies und Girard war erstaunt, nicht sowohl über seinen Irrtum (den er am folgenden Tage zugab) als über die Persönlichkeit, von welcher ihm die Belehrung zu teil wurde.

Mit der Schule, (dem Gymnasium) scheint es in dem ersten Decennium des vorigen Jahrhunderts in Basel nicht besser bestellt gewesen zu sein als anderswo. Der „eigenartigste“ Lehrer, von dem man (auch mein Vater) am meisten und zwar nicht gerade Schulmäßiges und Pädagogisches zu erzählen wußte, war jener schon oben genannte Magister Kölner, der Vater des „Sauren.“ Und doch scheint dieser sonderbare Kauz, trotz seiner Schrullen und Abnormitäten, von denen die allzu eifrige Verehrung des Gottes Bacchus die bedenklichste war, an wirklichem Talent und Lehrtalent seine Kollegen übertroffen zu haben. Nur daß letzteres mit sehr ungehörigen Zuthaten verquickt und überwuchert war. Wenn es ihn z. B. beständig am Rücken juckte, so mag er wohl an dieser Hautaffektion schuldlos gewesen sein, wenn er dann aber gewisse Lieblingsschüler mit dem Auftrag beehrte, ihm mit seinem eigenen Meerrohr, das er sich zwischen Hemd und Haut einschieben und hin und her bewegen ließ, den Rücken zu kratzen, so paßte das nicht gerade in den Rahmen des Unterrichtsfaches und war auch kein Mittel zur Förderung des Respektes. Und es war noch nicht das schlimmste und unanständigste, das sich dieser hyperoriginelle Pädagoge erlaubte. Dagegen wußte er im „Geschichtsunterricht“ seinen Schülern wirklich zu imponieren, denn er hatte seine hochdramatischen Momente, die er auf Verlangen der Schüler auch in andern Stunden zum besten gab. So war ein berühmtes und gern gehörtes und gesehenes Stück seine Schilderung vom Morde Julius

Cäsars, worin Kölner des letzteren Rolle übernahm und mimisch darstellte. Geschah diese Darstellung zu ungehöriger Zeit, d. h. nicht innerhalb des Rahmens der Geschichtsstunde, so mußte ein Schüler draußen im Gang Wache stehen, um, falls etwa der strenge Rektor nahte, den Herrn Magister zeitig avisieren zu können, damit dieser das Kostüm Cäsars rasch abstreifen und mit seinem eigenen vertauschen konnte. Dieses Kostüm ist nicht ganz bildlich zu verstehen, sondern Kölner hatte, wenn er in besagter Scene agierte, stets seinen Mantel (vulgo Schanzenläufer) zur Hand — wenigstens im Winter — und wenn er dann, ausnahmsweise in untadeligem Hochdeutsch, den Text sprach: „Als er (Cäsar) nun aber auch seinen Sohn Brutus auf sich eindringen sah, rief er: ‚Auch du, mein Sohn!' — so auch Kölner — verhüllte er das Gesicht mit seinem Mantel — (das that auch Kölner in echt antiker Drapierung), — sank mit 23 Wunden von seinem Sitze nieder — (dito Magister Kölner auf den Fußboden) —, und Rom sank mit ihm!

Das war ein Stück „Anschauungsunterricht," wie es seither unsere Schulen nicht mehr erlebt haben.

Das gesegnete Weinjahr 1834 machte dem Leben und Wirken unseres Magisters ein Ende, wie er solches vorausgefühlt hatte. Ein Wunder war es nicht! Ob die Schüler von der Weinseligkeit des Magisters etwas merkten, ist mir nicht bekannt geworden.

Eine Zeitlang muß auch ein gewisser Weiland am Gymnasium das Schulscepter geschwungen haben, auch kein Verächter des Bacchus, wenigstens sangen die Schüler über ihn — das Einzige, dessen mein Vater sich noch erinnerte — die Spottverse:

Sol, sol, sol,
Der Weiland isch voll!
Sol si ut,
Er isch kaput.

Also doch wohl ein Gesangslehrer!

Dasselbe Amt versah auch ein Kandidat Stähelin (Kandidaten gab es damals und auch später noch an unsern Schulen mehr als nötig war). Dieser Herr Kandidat wußte nicht nur den Taktstock, sondern auch den Prügelstock tüchtig zu handhaben, besonders wenn sein Geruchsorgan durch das Parfüm abgelagerter Aepfel verletzt wurde. „Welches Schwein stinkt nach Aepfeln?“ war sein gewöhnlicher Ausruf, wenn er in die Klasse tretend einen solchen Geruch zu verspüren glaubte — und wehe dem, der als Träger der verbotenen Frucht sich ertappen ließ! Nun brachte mein Vater einmal von zu Hause Kompostäpfel („Gumpistäpfel“) mit, wie solche zu seiner Zeit und auch noch lange später in bürgerlichen Häusern von Rechtswegen zum Inhalt einer Sauerkrautstande gehörten. Geruch und Geschmack derselben sind bekanntlich gleich „piquant;“ kein Wunder also, daß des Herrn Kandidaten Nase den Unfug witterte. Die Aufforderung an den Uebelthäter, sich zu stellen, war vergeblich, daher folgte eine Untersuchung von Bank zu Bank, Mann zu Mann. Mein Vater wußte, was ihm drohte, und in seiner Seelenangst, vor welcher die Nächstenliebe momentan Reißaus nahm, applizierte er seinen Apfelvorrat in die klaffende Kamisoltasche seines Nachbarn Lukas Fäsch, damals Waisenknabe, später Wiesenbannwart (Wiesenbammert). Die Waisenknaben zeichneten sich nämlich durch die großen Seitentaschen ihres Wamses (Kamisols) aus, in welchem Platz für allerlei Nötiges und Unnötiges in Ueberfluß vorhanden war. Das Entsetzen des Schülers kann man sich denken und nicht weniger seine Protestationen, als er sich für den entlarvten Bösewicht gehalten und alle seine Unschuldsbeteuerungen ins Wasser fallen sah; denn der jähzornige Lehrer wollte von keiner „Ausrede“ hören und schlug unbarmherzig auf das unschuldige Opfer los. Eine Sühne von Seiten meines reuigen Vaters trat erst viele Jahre später ein, nämlich als Lukas Fäsch bereits längs den Ufern der Wiese sein bannwärtiges Amt versah. Wenn ihn

dann abends sein Weg amtlich oder unamtlich vor das Aeschenthor führte und mein Vater ihn zufällig oder auch nicht zufällig gewahrte, so wußte der alte Schulkamerad wohl, daß ihm dann ein „Gläschen“ gegönnt war, dessen „Blume“ lieblicher duftete als die eines „Gumpistäpfels.“

Da ich oben einen Gesangslehrer erwähnt habe, so möge es mir gestattet sein, hierorts auch einen kleinen Abstecher zu machen auf das Gebiet des Gesangs, nämlich des damaligen im Vergleich zum heutigen. Wenn ich meinen Vater singen hörte — er pflegte diese Liebhaberei bis in sein hohes Alter, und zwar bei der Arbeit sowohl wie in den Pausen derselben — so wollte es mir immer vorkommen, als müßten die Kehlen unserer Väter und Großväter anders beschaffen gewesen sein als die unsrigen und die unserer Kinder. Heutzutage, wenn jemand, Jüngling oder Fräulein, sich zum Eintritt in ein Kränzchen oder einen Gesangverein meldet, so hat er sich vor allem darüber zu erklären, in welcher Stimmlage sich sein Gesangsorgan bewege, ob in der höheren oder mittleren oder tieferen, d. h. ob er zum Tenoristen, Baritonisten oder Bassisten oder, wenn ein Fräulein, ob es zur Sopranistin, Mezzosopranistin oder Altistin geschaffen sei. Früher scheint man darauf keine oder doch weniger Rücksicht genommen zu haben. Mein Vater wenigstens bewegte sich mit der gleichen Leichtigkeit in allen Stimmlagen. Es war ihm ganz einerlei, ob er die Baßarie des „Sarastro“: „In diesen heiligen Hallen“ u. s. w. oder die Tenorarie des Tamino aus derselben Oper: „Dies Bildnis ist bezaubernd schön“ u. s. w. oder eine andere für Tenor geschriebene Arie sang. Mir oder irgend einem meiner Altersgenossen wäre das, außer durch allfällige Transposition, unmöglich gewesen, und ich zählte es nach meiner Erfahrung zu den allerseltensten Ausnahmen, wenn etwa einmal ein Theatersänger auf unserer Bühne (was ich mit eigenen Ohren hörte) an einem Abend die Rolle des „Grafen“

in „Figaros Hochzeit,“ an einem andern die des „Fra Diavolo“ oder gar die des „Robert der Teufel“ oder des „Masaniello“ sang — und zwar nicht etwa stümperhaft und mit Ach und Krach, sondern richtig und kunstgemäß. Denselben Eindruck von der Verschiedenheit der Kehlen in früherer und in der jetzigen Zeit erhielt ich auch bei der Lektüre des „Tagebuchs eines Schauspielers“ (wenn ich nicht irre Genasts), der nicht bloß im Schauspiel, sondern auch in der Oper auftrat, wo er Partien von den verschiedensten Stimmlagen durchzuführen hatte, und dies als etwas zu seiner Zeit durchaus nicht Ungewöhnliches darstellt. In eine Erörterung dieser Frage will und kann ich nicht eintreten, ich überlasse das den Physiologen und stelle bloß das Faktum hin. Mein Vater kannte und sang eine Masse von Melodien — besonders Opernmelodien — nach Text und Komposition auswendig und hatte doch nie Gelegenheit gehabt, ein Instrument zu lernen oder Gesang mehr als dilettantisch und nebenbei zu betreiben. Ich wüßte für jene seiner Gepflogenheit keine andere Ursache anzugeben als seine Liebhaberei für das Theater und sein vortreffliches musikalisches Gedächtnis. Diese Liebhaberei hielt aber freilich nur an für die ältere, klassische Musik (Mehul, Mozart, Boieldieu, Rossini u. s. w.), für die neuere, die sogenannte Zukunftsmusik, war er nicht zu haben. Ich forderte ihn auch nicht auf, sich diesen „Hochgenuß“ zu verschaffen, denn ich wußte, er würde darüber ganz so geurteilt haben, wie einer meiner litterarischen Freunde, ein hochgebildeter und tiefgelehrter, durch Kenntnis und Talent gleich ausgezeichneter und besonders durch seine rücksichtslose, unbestochene Ehrlichkeit und Offenheit als Kenner von Menschen und Dingen anerkannter Kritiker geurteilt hat (Joh. Scherr). Er schreibt:

„In Bonn hörten wir ein großes Konzert mit an, welches nur moderne, modernere, modernste und allermodernste Musik vorführte. Schauder! Wir sahen den Wald vor lauter Bäumen nicht,

das heißt, wir hörten vor lauter Töne keine Musik. Die Zuhörer und Zuhörerinnen langweilten sich so, daß sie vor verhaltenem Gähnen kinnbackenkrämpfig wurden, klatschten aber doch wütend, wahrscheinlich um sich den Frost aus den Gliedern zu treiben." Und weiter: „Hast du denn nicht in diesem Konzert sattsam erfahren, daß die allermodernste Musik nicht mehr gesungen, sondern nur noch geschrieen sein will? Vokal- und Instrumentalmusik nur noch ein Geschrei, Gerase, Geposaune? Wäre ich auf Broterwerb angewiesen, so würde ich vor den Eingängen der Konzertsäle (und Theater) Buden mit gegerbten Eselsohren zum Kaufen oder Vermieten anlegen. Ein paar simpler menschlicher Ohren hält diese Musik in die Länge nicht aus!"

Mein Vater war ein eifriger Theaterliebhaber, und diese Liebhaberei war neben der Lektüre (vorzugsweise französischer Bücher) sozusagen seine einzige. Er lag dem Vergnügen des Theaterbesuchs, maßen ihm die Zeit gewöhnlich nicht erlaubte, sich à quatre épingles umzukleiden, meist in seinem ordinären Handwerksschurz ob, was mich, den er gewöhnlich mitnahm (natürlich nicht auf die ersten Plätze), einigermaßen genierte. Aber man war ja damals noch nicht so pretiös und zeremoniell in Sachen der Kleidung, man hielt sich in dieser Beziehung je nach Stand oder Belieben. Für mich war schließlich die Hauptsache, daß mein Vater mich mitnahm und ich bin ihm dafür zeitlebens und bis auf den heutigen Tag dankbar geblieben. Die letzte Aufführung, der wir mit einander beiwohnten, war die von Lortzings „Czar und Zimmermann," allwo er sich an den Schwänken des nasegeführten Bürgermeisters von Sardam höchlich ergötzte. Hätte er die gepriesene, „feine Komik" Bemessers in R. Wagners „Meistersinger" gehört und mit jener zu vergleichen Gelegenheit gehabt, so darf ich keck behaupten, er hätte dem drolligen Sardamer Staatshaupt vor dem eingebildeten Nürnberger Pedanten den Vorzug gegeben — welchem ketzerischen

Vorurteil bekanntlich auch heute noch viele und nicht bloß ungebildete Opernfreunde huldigen.

Während den ersten Decennien des vorigen Jahrhunderts scheint der berühmte Schweizer-Komponist, Hans Georg Nägeli, der „Vater des schweizerischen Männergesangs," auch im Gesangsunterricht auf der Schule en vogue gewesen zu sein, d. h. die erste Stelle eingenommen zu haben. Mein Vater kannte eine Menge seiner Melodien (samt Text) auswendig. Schade nur, daß diese Texte so oft „von den Grazien verlassen" und von ungesunder, süßlicher Sentimentalität durchzogen sind. Ich führe hier als Beispiel das Lied vom „Thälchen" an, das ich so oft aus meines Vaters Munde hörte, daß ich annehmen muß, auch er habe an dem faden Texte einen besondern Gefallen gefunden:

Thälchen sanft dich neigend,
Lächelst hold und schweigend (!)
Wie ein Engelein; (!)
Reizend und bescheiden
Ladest du zu Freuden
Trauter Unschuld ein. (!)

Deinen heitern Himmel
Trübet Mordgewimmel
Rohen Zwistes nicht,
Hier (!) wo im Vereine
Freud' und Herzensreine
Blumenkränze flicht. (!)

Heil dir, schönes Thälchen,
Heil auch jedem Seelchen (!)
Sanft und still wie du. (!)
Jede Hütt' umschwebe
Gottes Geist und gebe
Stets dir heit're Ruh'.

Man sieht, jede Zeile nichtssagend und abgeschmackt. Glücklicherweise ist auch diesem Produkt, wie so manchem andern aus jener hypersentimentalen Periode „die heit're Ruh'" geworden.

Im übrigen — um nicht ungerecht zu sein — ist noch zu meiner Jugendzeit in der Gesangstunde mancher hoch und höchst trabende Blödsinn Trumpf gewesen, so z. B. folgende Strophe, die mir gerade wegen ihrer absoluten Erbärmlichkeit im Gedächtnis haften geblieben ist:

Horch', aus Schweizerstamm entsprossen
Edlen Vaterlandes Sohn,
Vollem Herzensgrund entflossen (!)
Strömt dir zu der Weihe Ton (?);
Alle vom Rheine zum Rhodanus-Strand,
Brüder, umschling' uns der Einigkeit Band!

Von diesem verbalen Ungetüm darf man wirklich dasselbe sagen, was ein alter griechischer Dichter von einem zoo-mythologischen: „Vorn ein Löw' und hinten ein Drach', in der Mitte ein Gaisbock."

Auch aus dem alten Basler Gesangbuch (gottesdienstlichen Charakters) wurden noch zu meiner Zeit in der Schule hie und da Verse (d. h. nach dem heutigen Sprachgebrauch Strophen) gesungen von hie und da merkwürdigem, d. h. für uns Schüler rätselhaftem Inhalt; ich erinnere an das:

Jesu, meines Lebens Leben,
Jesu, meines Todes Tod u. s. w.

Ich gestehe, daß ich schon über das Schwabenalter hinausgediehen war, ehe mir über den tiefen Sinn der zweiten Zeile das Licht aufging, während ich zu der unkorrekten Verkürzung im alten Peremtionsliede (ebendaselbst):

Dein Segen ist's, durch den
Die Kirch- und Schulen blühen —

den Kopf schüttelte, bis ich bei Göthe mehr als einmal ganz dieselbe Licenz angewandt fand.

Ich schließe, um noch für einen Augenblick zur Schule zurückzukehren, mit einem Lehrerexemplar, das eigentlich, wie sich zeigen

wird, eher ins „Tierbuch" gehört. Weß Geistes Kind derselbe war, welches Fach ihm in der Schule anvertraut war, weiß ich nicht mehr, nicht einmal, ob er sich Andes oder Anthes schrieb, wüßte ich anzugeben — jedenfalls war er einmal in einem jener ersten Decennien Lehrer (Vikar?) am Gymnasium und pflegte als guter Hausvater auch der landläufigen Sitte, sich alljährlich einmal, vielleicht auch zweimal, für den Hausbedarf ein Schweinchen zu schlachten, will sagen durch einen Sachverständigen schlachten zu lassen, welchem „Familienfest" er freilich nicht persönlich beiwohnen konnte, sintemal er in der Schule zu amten hatte. So geschah es denn eines Tages, als er eben auf dem Katheder saß, daß die Thüre der Schulklasse, in der mein Vater saß, stürmisch aufgerissen wurde und eine gellende Mädchenstimme hineinrief: „Papa, komm' schleunigst, das Schwein ist dem Metzger, als er auf ihm kniete, ausgerissen und läuft jetzt in den Straßen herum, ohne daß wir es bis jetzt einfangen konnten. Komm schnell und hilf!" Auf diesen verzweifelten Hilferuf sprang Vater Andes natürlich von seinem Sitz auf, stürzte zur Thüre hinaus und „wir natürlich," sagte mein Vater, „hinter ihm und der Tochter her als zünftige Teilnehmer an der „Sauhatz." Wir trafen das Tier auf dem „Säuplatz," wohin es sich, augenscheinlich instinktiv, begeben hatte, maßen dort sein „Platz" war. Es hatte sich, wie man sich denken kann, bereits eine Masse anderen Volks an Ort und Stelle eingefunden, so daß der Flüchtling bereits „erlegt" und unsere Hilfe nicht mehr nötig war. Der gute Andes war getröstet, aber mit der Andacht in der Schule ist es für jenen Tag aus gewesen."

Meine Leser dürfen es mir nicht verargen, wenn ich sie unmittelbar nach dieser sehr animalischen Atmosphäre in eine geistliche überführe und zwar in eine — Kinderlehrstube; diese Ideenassoziation ist, wie sie sofort begreifen werden, eine bloß lokale. Nämlich: Was man in hiesiger Stadt „Kinderlehre" nennt, d. h. einen neben

der Schule hergehenden Religionsunterricht, erweckt in mir nicht die angenehmsten Erinnerungen, noch weniger die erhebendsten, aber ich darf versichern, daß daran weder die erhabene christliche Religion, noch auch meine eigene Wenigkeit die Schuld trägt, sondern die Persönlichkeit des unterrichtenden Geistlichen. Selbige war zwar unter Umständen und bei gewissen Anlässen mehr weltlichen Charakters recht genießbar, sie freute sich, ganz nach der Vorschrift des Apostels, mit den Fröhlichen, weinte aber weniger gern mit den Weinenden, im geistlichen Habit vollends ließ sie zu wünschen übrig; sie wußte uns Jungen nicht zu „packen," oder höchstens am Kragen, bei welchem Kraftmittel gewöhnlich auch der „Bakel" schwungvoll eingriff und auch Kraftworte schwersten Kalibers mithalfen. Sie paßten übrigens nicht so übel zu der Umgebung, will sagen, der Lokalität, in welcher wir über die himmlischen Dinge katechisiert wurden. Es waren nämlich daselbst mehr irdische und sogar irdene Dinge zu sehen als nötig war: Töpfe und Pfannen, Glas- und Thonware jeglichen Charakters; daneben ganz intime Hausgegenstände, als da sind Leibwäsche und Strümpfe! Das Eigentümlichste aber befand sich nicht im Gemach, sondern im anstoßenden, bloß durch eine Holzwand abgeschlossenen Raum, dessen Insassen sich allerdings schon früher durch ein eigentümliches Geräusch verraten hatten, aber erst dann den vollen Beweis ihres vermuteten Wesens lieferten, als sie sich leibhaftig dem Augenschein darboten, und das geschah, als einst bei Abwesenheit des Herrn Pfarrers ein Neugieriger unter uns den Schieber in der Holzwand zurückschob und — die Schweine im Kofen liegen sah. Viele von uns wußten schon damals, was „Pastor" auf deutsch heißt, nämlich „der Hirt," aber es schien uns, der eigentliche und der figürliche Begriff des Wortes sollte ein wenig weiter auseinander gehalten werden, das heißt, das Kinderlehrzimmer und der Schweinestall sollten nicht gerade nebeneinander liegen.

In einem Punkte hatte der Herr Pfarrer recht; freilich lag dieser Punkt nicht in der geistlichen Zone. Er klagte nämlich bitter über gestörte Nachtruhe, und diese Störung geschah erstens an kalten Wintertagen — wo unser Körper der Ruhe noch in höherem Grade bedarf als in lauen Sommernächten — und, zweitens, vorzugsweise gerade an dem Tage, wo der Herr Pfarrer sich behufs der morgenden Seelsorge am meisten abgemüht hatte und nach dem Balsam der Ruhe lechzte: an den Sonnabenden, sintemal sich da Alt und Jung frei fühlte im Hinblick auf den Sonntagsfrieden und demzufolge bis in alle Nacht hinein der Lust des Schlittenfahrens oblag. Die Schlittbahn aber führte ihrer ganzen Länge nach hart am Pfarrhause vorbei, und jedermann weiß, daß die Schlittenfahrer kein Gelübde des Schweigens, wie die Trappisten, abzulegen pflegen. Der Herr Pfarrer und der Schnee waren also keine guten Freunde, und letzterer — so behauptete man — setzte ersterem sogar während der Predigt zu, insofern diese zum öftern ziemlich „frostig" gewesen sei.

Es kommt sonst, wenigstens in Städten, nicht wohl vor, daß, wenn der Herr Pfarrer durch irgend einen Umstand abgehalten ist, die Kinderlehre zu halten, als Vikar für ihn die Frau Pfarrerin eintritt; bei uns hingegen kam dieser Dekorationswechsel hie und da vor, und zwar zu unserm großen Gaudium, nicht zwar wegen des begreiflichen Lärmens und Radaus, die jetzt ungestört vor sich gehen konnten, sondern wegen des originellen Mittels, das die gute Frau Pfarrerin zur Beschwichtigung der aufgeregten Gemüter jeweilen anwendete. Selbiges war nämlich nicht aus der grauen Theorie der höhern Pädagogik hergeholt, für welche die Frau Pfarrerin nicht besonders beanlagt war, sondern aus den sehr materiellen Leckereien der — Chokoladenfabrik und wurde den ärgsten Skandalmachern ins Maul gestrichen. Der geneigte Leser wird freilich mit Fug und Recht bezweifeln, daß dieses süße Mittel die

gewünschte Wirkung that, maßen nun wir alle den Mund aufsperrten, um auch ein Quadrat der Chokoladentafel zu erschnappen — und dieses profane Gebahren rückte den heiligen Zweck der Kinderlehre noch mehr in den Hintergrund. Ob der Herr Pfarrer wußte, was während seiner Abwesenheit geschah? Oder ob die Frau Pfarrerin die dem weiblichen Geschlecht so selten eigene Selbstbeherrschung besaß, ihrer Zunge Stillschweigen zu gebieten? Ich habe Ursache dies zu bezweifeln, aber wenn ihr Gewissen von keiner schwereren Sünde gedrückt worden ist, als von der Anwendung jenes Beschwichtigungsmittels oder von der Unterlassung der Beichte, so wird sie ihr jedenfalls dermaleinst vergeben werden oder ist ihr längst vergeben worden.



Stadt und Landschaft Basel in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.[1]

Von Dr. L. Freivogel.

5. Die Basler Landvögte.

Die älteste Geschichte der Landschaft Basel ist in tiefes Dunkel gehüllt. Erst im 11. Jahrhundert hellt sich dasselbe ein wenig auf. Der Bischof wird 1041 durch die Uebertragung des Augst- und Sisgaues eigentlicher Landesherr. Seine Lehensleute sind die zahlreichen und immer zahlreicher werdenden Herren- und Dienstmannengeschlechter des Landes, die Thierstein, Homburg, Froburg, Ramstein, Eptingen &c. Ihre Glanzperiode waren das 13. und 14. Jahrhundert. Darauf fingen sie an zu verarmen und mußten einen Teil ihrer Besitzungen nach dem andern veräußern. Auch der Bischof geriet in immer größere finanzielle Bedrängnis. Diese konnte sich die Stadt zu nutze machen und sich nicht nur innerhalb ihres Weichbildes von den bischöflichen und österreichischen Fesseln befreien, sondern auch außerhalb der Stadtmauern ein eigenes Gebiet erwerben. Sie erkauften sich nämlich successive von den nachbenannten Herren folgende Herrschaften:

[1]) Fortsetzung des Aufsatzes im Basler Jahrbuch 1899.

1. Die drei Aemter Liestal, Waldenburg und Homburg am 26. Juli 1400 vom Bischof (Pfand).

2. Füllinsdorf mit dem Gericht zu Füllinsdorf, Frenkendorf und Munzach am 3. Februar 1439 vom Bischof (Pfand).

3. Schloß und Herrschaft Farnsburg samt den landgräflichen Rechten des Sisgaus am 13. August 1461 vom Freiherrn Thomas von Falkenstein (jenes eigen, dieses Pfand).

4. Die Dörfer Zunzgen, Sissach, Böckten und Itingen in den Jahren 1464, 1465 und 1467 von den Herren von Eptingen, Werner Truchseß von Rheinfelden und Hans Münch von Gachnang.

5. Hölstein ungefähr um dieselbe Zeit von Hermann von Offenburg u. a.

6. Wildeptingen und Oberdiegten am 13. März 1487 von Herrmann, Ludwig und Jakob von Eptingen.

7. Münchenstein, Wartenberg und Muttenz am 3. Mai 1515 von Hans Thüring, Jakob und Matthis Münch, genannt Löwenburg.

8. Die Herrschaft Ramstein mit Bretzwil am 12. Mai 1518 von Christoph von Ramstein.

9. Die Herrschaft Eschenz mit Mittel- und Unterdiegten und Tenniken im Jahre 1520 von Anna von Hallwil, der Gemahlin von Jakob Hertenstein, Schultheißen von Luzern.

10. Riehen und Bettingen am 23. Juli 1522 vom Bischof Christoph von Utenheim, wozu am 15. Juni 1540 noch der Wettingerhof in Riehen kam.

11. Frenkendorf und Pratteln am 21. April 1525 von Hans Friedrich von Eptingen-Pratteln.

12. Biel-Benken am 15. Oktober 1526 von Thomas Schaler von Leimen.

13. Ober-, Mittel- und Nieder-Arisdorf am 8. November 1532 von Adalbert von Bärenfels, Herrn von Grenzach.

14. Binningen und Bottmingen am 24. September 1534 vom Bischof Philipp von Basel.

15. Kleinhüningen, zur einen Hälfte am 10. März 1385 von Walther und Wetzel von Mörsburg, zur andern aber erst am 23. November 1640 von Markgraf Friedrich V. von Baden-Hochberg.

Die verpfändeten drei Aemter Liestal, Waldenburg und Homburg und die Landgrafschaft Sisgau wurden Eigentum, als sich die Stadt am 11. April 1585 infolge des eidgenössischen Spruches mit Bischof Christoph Blarer von Wartensee auseinandergefunden.

Einteilung und Organisation blieben in der Hauptsache unverändert. Was zu einem der drei Aemter Liestal, Waldenburg und Homburg gehört hatte, wurde dabei gelassen. Mit Farnsburg wurde verbunden, was entweder mit dem Schlosse erkauft worden oder noch einen Bestandteil der Landgrafschaft Sisgau bildete, wenn auch die Lage einzelner Dörfer, wie Augst und Diepflingen, eine andere Zuteilung gerechtfertigt hätte. Ramstein blieb auf das Dorf Bretzwil beschränkt. Aus den noch übrigen Herrschaften dies- und jenseits der Birs wurde das Amt Münchenstein geschaffen, das erst 1668 ein gemeinsames Gericht erhielt. Mit dieser Vogtei konnte man aus Zweckmäßigkeitsgründen nicht wohl die rechtsrheinischen Gemeinden Riehen und Bettingen vereinigen, so daß hier das Amt Riehen entstand. Kleinhüningen war dritthalb Jahrhunderte lang zwischen Basel und Baden-Hochberg geteilt und hatte ein eigenes Gericht im Neuen Haus. Als im Jahre 1640 der Markgraf seine Rechte an die Stadt abtrat, ließ man das Gericht eingehen und wies die Bewohner des Dorfes an das Stadtgericht der mindern Stadt; die Verwaltung aber übergab man einem besondern Landvogt. Die Herrschaft Ramstein blieb bis 1668 selbständig; darauf wurde sie mit Liestal, 1673 aber mit Waldenburg vereinigt. Somit zerfiel von da an die Landschaft in die sieben Aemter: Farnsburg, Waldenburg, Homburg, Münchenstein, Liestal, Riehen und Kleinhüningen.

Zu Farnsburg gehörten folgende 28 Dörfer: Buus, Maisprach, Wintersingen, Nußhof, Hersberg; Gelterkinden, Rickenbach, Tecknau, Ormalingen, Hemmiken, Wenslingen, Kilchberg, Rünenberg, Zeglingen, Diepflingen; Oltingen, Anwil; Rothenfluh; Eptingen, Diegten, Tenniken; Sissach, Zunzgen, Itingen, Böckten; Arisdorf, Augst, Olsberg. Ferner wurde zu diesem Amte das solothurnische Dorf Wisen gerechnet, über das Basel die hohe Herrlichkeit besaß.

Das Amt Waldenburg umfaßte 18 Ortschaften, nämlich Waldenburg, Langenbruck, Bärenwil, Oberdorf, Niederdorf, Liedertswil; Hölstein, Bennwil, Lampenberg; Titterten, Arboldswil; Reigoldswil, Lauwil; Bretzwil, Bubendorf, Ramlinsburg; Ziefen, Lupsingen.

Das Amt Homburg bestand nur aus den sieben Gemeinden: Läufelfingen, Buckten, Rümlingen, Wittinsburg, Känerkinden, Häfelfingen und Thürnen.

Das Amt Münchenstein bildeten die sieben Ortschaften: Münchenstein, Muttenz, Pratteln, Biel, Benken, Binningen und Bottmingen.

Mit dem Amt Liestal waren verbunden: Liestal, Seltisberg, Lausen, Frenkendorf, Füllinsdorf und Giebenach.

Dem Amte Riehen waren einverleibt die beiden Dörfer Riehen und Bettingen, und das Amt Kleinhüningen bestand nur aus der Ortschaft Kleinhüningen.

Der Umfang der Aemter war daher höchst verschieden. Während Farnsburg mit seinen 28 Gemeinden eine recht stattliche Herrschaft repräsentierte und daher mit Vorliebe Grafschaft genannt wurde, waren einige nur auf wenige Ortschaften, Kleinhüningen sogar nur auf das gleichnamige Dorf beschränkt. Ebenso hatte sich in diesen Gebieten ein zwar gleichartiges, aber doch nicht dasselbe Recht entwickelt, und die Stadt als Rechtsnachfolgerin der frühern

Herren mußte darauf bedacht sein, Einheit in die Verschiedenheit zu bringen und ein allgemeines Landrecht für die ganze Landschaft zu schaffen. Diese gesetzgeberische Arbeit, auf die ich hier nicht eintreten kann, fand ihren vorläufigen Abschluß in der Landesordnung von 1757. Sie regelte aber nur das Ehe- und Erbrecht und das Obligationen- und Konkursrecht und schloß daran einige Bestimmungen über das Vormundschafts- und Fronwesen und die Unterbeamten. Es waren somit die durch das Feudalwesen entstandenen Verhältnisse, die persönliche und dingliche Abhängigkeit mit den Lasten der Unterthanen, im wesentlichen unverändert geblieben, so daß also hier noch eine große Mannigfaltigkeit herrschte.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß sich auch die Stellung der Verwaltungsbeamten sehr von einander unterschied. Sie wurden gewöhnlich Ober- oder Landvögte und nur in Liestal Schultheißen genannt. Diese hatten aber auch einen ganz andern Charakter. Denn während jene Stellvertreter der regierenden Herren und somit wirkliche Vögte oder Regierungsstatthalter waren, dürfen diese, wenigstens in frühern Zeiten, als die Vorsteher von Bürgerschaft und Rat von Liestal angesehen werden, als welche sie sich die meisten Hoheitsrechte im ganzen Amt, sogar den Blutbann, angeeignet hatten. Wie in Basel Bürgermeister und Oberstzunftmeister, wechselten auch in Liestal um Johanni ein neuer oder regierender und ein alter oder nicht amtierender Schultheiß, behielten aber ihr Amt lebenslänglich. Nach dem Bauernkriege von 1653 verlor Liestal diese großen Vorrechte. Ein einziger Basler Schultheiß trat an die Stelle der beiden Liestaler, und statt des Rats gab es in Zukunft nur noch acht Beisitzer, welche unter dem Präsidium des Schultheißen den gerichtlichen Verhören beiwohnten. 1673 wählte man zum Basler noch einen Liestaler Schultheißen und führte den alten Turnus wieder ein. Aber so konstitutionell auch die letztern regierten, so mißgönnte man ihnen als Unterthanen ihre Stellung

und begünstigte auf alle mögliche Weise die Basler. Das Vorschlagsrecht für den Liestaler Schultheißen beanspruchten noch 1747 die Beisitzer und Gerichtsleute zu Liestal; aber der Rat in Basel traf seine Wahl jeweilen aus der ganzen Liestaler Bürgerschaft.[1])

Von den übrigen sechs Vogteien konnten Farnsburg und Waldenburg, als die einträglichsten, nur mit Kleinräten besetzt werden, während Homburg und Münchenstein, sowie Liestal, gewöhnlich nur Großräten und Bürgern offen standen. Darum meldeten sich mitunter besonders für Münchenstein, das wegen der Nähe der Stadt vor allen gesucht war, bis gegen 50 Bewerber. Alle vier wurden auf acht Jahre vergeben. Starb ein Vogt vorher, so hatte der Nachfolger die Erben zu entschädigen, wofür ihm die Amtsperiode verlängert wurde. Für Riehen und Kleinhüningen wurden sämtliche Kleinräte, die es nicht ausdrücklich ablehnten, in die Wahl gezogen. Sie erhielten ihre Würde auf Lebenszeit, durften in der Stadt wohnen und blieben Mitglieder des Kleinen Rats. Die übrigen Landvögte mußten nämlich aus dem Kleinen und Großen Rate austreten. Erst seit 1777 wurden allen wenigstens die Sechserstellen aufbehalten.[2])

Im folgenden sollen nun 1. das Leben der einzelnen Landvögte, 2. die Verwaltung der Landvögte im allgemeinen und 3. die Landvogteischlösser besprochen werden. Dabei lasse ich auf die beiden größten Vogteien, Farnsburg und Waldenburg, Homburg und Münchenstein und dann erst, wegen der Schultheißen, Liestal folgen. Riehen und Kleinhünigen aber werden, wie füglich, den Schluß bilden.

[1]) Bruckner S. 1018 ff.; Brodtbeck, Stadt Liestal; Freivogel, Landschaft Basel S. 135 ff.; Kl. u. Gr. Rpp. 1747, 1763, 1764.

[2]) Gr. u. kl. Rpp.

I. Biographisches über die einzelnen Landvögte.

Als Quellen wurden für die Genealogie besonders die Arbeiten von Lutz, Leu und Holzhalb zu Rate gezogen.

Markus Lutz, geboren 1772, gestorben 1835, entfaltete als Pfarrer von Läufelfingen (1798—1835) eine sehr fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit. So erschienen von ihm eine Fortsetzung von Bruckners Merkwürdigkeiten, ein geschichtliches Taschenbuch, „Rauracis," ein geographisch-statistisches Handlexikon der Schweiz, ein Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem achtzehnten Jahrhundert, moderne Biographien, ein baslerisches Bürgerbuch u. a. Aber man vermißt in allen diesen Arbeiten die Tiefe, die Durcharbeitung des Stoffes und die kritische Behandlung, wie Schumann in der deutschen Biographie hervorhebt. Speziell im Bürgerbuch werden gewöhnlich nur einige Bemerkungen über die betreffenden Geschlechter gegeben, worauf eine Aufzählung von Namen und eine Zusammenstellung der Bürgermeister und Oberstzunftmeister, Klein- und Großräte, Landvögte, Pfarrer und Offiziere folgt. Ob Leute, die zufällig denselben Namen haben, wie Müller, Beck 2c., wirklich zusammengehören, kommt dem Verfasser nicht so sehr darauf an, so wenig er sich bemüht, den verschiedenen Gliedern eines Geschlechts durch Aufstellung eines Stammbaumes den richtigen Platz anzuweisen.

Will man sich daher über eine Familie genauer informieren, so greife man zu Leu, dessen Lexikon, Zürich 1747—65 von Mülinen in seinem „Prodromus" eine wahre herkulische Arbeit und eine unerschöpfliche und unentwertete Fundgrube genannt wird. Es will hauptsächlich über die herrschenden Geschlechter der Schweiz belehren, denen ja auch der Verfasser angehörte; denn nicht nur sein Urgroßvater, Großvater und Vater bekleideten verschiedene

Staatsstellen, sondern auch er war nach einer ruhmvollen diplomatischen Thätigkeit von 1759—1768 Bürgermeister von Zürich. So erfährt man denn bei ihm auch über die bedeutendsten Basler Familien Fäsch, Burckhardt, Iselin, Buxtorf u. s. w. sehr viel, während andere, wie Kyburt, Zeller, Schardt ꝛc., kaum mit dem Namen erwähnt werden.

Ein sehr wertvolles Supplement zu diesem zwanzigbändigen Werk sind die sechs Bände, welche 1786—1795 der Apotheker Joh. Jakob Holzhalb zum Salmen in Zürich erscheinen ließ. Denn es wird dasselbe nicht nur in manchen Punkten berichtigt, sondern auch bis gegen Ende des Jahrhunderts fortgeführt und ergänzt.

Allein trotz dieser gewissenhaften Arbeiten war doch eine Benutzung der Tauf-, Ehe- und Totenregister des hiesigen Civilstandsamtes unerläßlich. Da sie jedoch nur Kopien der einstigen Pfarrbücher sind, so weisen sie auch deren Fehler auf, viele Lücken, besonders in der älteren Zeit, und Ungenauigkeit der Angaben. Die Namen erscheinen sehr oft ohne irgend einen Beisatz, so daß, wenn im Totenregister nicht noch das Alter angegeben wird, bei der großen Gleichheit derselben nicht nur das Geburtsdatum, sondern auch die Eltern fraglich bleiben. Somit war ich in vielen Fällen außer stande, ein Geschlecht auf mehrere Generationen hinaus zu verfolgen. Den Boden der Hypothese aber wollte und durfte ich nicht betreten. Zu bemerken ist noch, daß nach der frühern Sitte die Taufe bald nach der Geburt und die Beerdigung gewöhnlich am dritten Tage nach dem Tode erfolgte.

Biographisches stand mir außer ganz wenigen Nekrologen, Artikeln von Lutz und neueren Bearbeitungen nichts zu Gebote, und ich war fast ausschließlich auf die Schriften der Archive von Basel und Liestal (Ratsprotokolle, Missiven, Schloßprotokolle), angewiesen. Deshalb habe ich über die Jugendgeschichte und das

familiäre Leben sehr wenig beibringen können, was mir übrigens oft nicht allzu wünschenswert erschien.

A. Farnsburg.

1. Balthasar Lang (1751—1753).

Das Geschlecht der Lang, von dem uns Lutz nur zwei Namen aus dem 19. Jahrhundert nennt, hatte nach Holzhalb schon im 16. Jahrhundert einen Ratsherrn Balthasar († 1535) aufzuweisen. Vom 17. Jahrhundert an gehört fast immer ein Glied der Familie dem Kleinen oder Großen Rate an, und es folgten in ununterbrochener Reihe lauter Leute, die Balthasar hießen, den Chirurgenberuf trieben und zu Schären zunftgenössig waren. Ueber die Vorfahren und näheren Angehörigen des Landvogts mag Stammbaum A. 1 Auskunft geben.

Der Landvogt Johann Balthasar, über dessen Jugend ich nichts mitteilen kann, wurde am 18. August 1687 zu St. Leonhard getauft. 1731 erfolgte seine Wahl zum Sechser und 1734 zum Meister der Schärenzunft. Als solchem wurde ihm 1747 die Ehre eines ennetbirgischen Gesandten zu teil. Am 21. Dezember 1750 erlangte er, nachdem ihm in der Vorwahl nur 5 von 16 Stimmen zugefallen waren, durch das Los die Landvogtei Farnsburg. Am 6. März 1751 wurde er beeidigt und stellte als Amtsbürgen Johann Paul Euler und Gerichtsherrn Merian.

Seine Thätigkeit als Landvogt dauerte nur zwei Jahr, da er schon im Herbst 1753 zu Farnsburg vom Tode dahingerafft wurde. Er traf die Bereine und Heischrötel des Schlosses in voller Unordnung und sollte neue herstellen. Allein der Schloßschreiber Schneider konnte an kein ordentliches Arbeiten gewöhnt werden und wurde darum im März 1752 nach Basel citirt. Auch später erhielt er eine scharfe Rüge, weil er obrigkeitliche Verordnungen zu Augst nicht publiziert hatte.

Der Landvogt selbst mußte sich sagen lassen, daß er die Jagd besser besorgen, nicht nach seinem Belieben verfahren und, bevor er das Urteil spreche, die Parteien anhören und die Fälle gehörig untersuchen solle.

Die Witwe, die am 26. September 1753 den Tod ihres Gatten meldete, kam um ein Gnadenjahr, d. h. Weiterbezug des Einkommens auf Kosten des Nachfolgers, ein, wurde aber abgewiesen. Erst am 15. Februar 1760, d. h. nach dem Tode von Landvogt Wettstein, erkannte ihr der Große Rat 300 Neuthaler zu, die ihr der folgende Landvogt J. J. Kyburt in drei Jahresterminen bezahlen mußte, wofür ihm seine Amtsjahre auf neun erhöht wurden. Für die Lang'sche Familie amtete bis Oculi (vier Wochen vor Ostern) 1754 als Verweser von Farnsburg Johann Heinrich Zorn, der als solcher am 13. Oktober 1753 in Eid genommen wurde.

2. Abel Wettstein (1754—1760).

Abel Wettstein gehörte als Sohn des jüngern Bürgermeisters Joh. Rudolf Wettstein der dritten Linie des erlauchten Geschlechtes an, das im 17. und 18. Jahrhundert der Stadt Basel eine Reihe der bedeutendsten Gelehrten, Staatsmänner und Beamten geschenkt hat. Zur Orientierung siehe Stammbaum A. 2.

Der Landvogt Abel Wettstein wurde am 5. Oktober 1690 in Liestal getauft, wo sein Vater Stadtschreiber war und auch seine sämtlichen Geschwister das Licht der Welt erblickten. Schon 1715 wurde er Marstaller und 1717 Sechser zu Rebleuten, aber bald darauf „einiger zum Storchen ausgestoßenen gräßlichen Lästerreden wegen angeklagt, absentierte sich darauf, gab seinen Dienst auf und ging im Gefolge des Grafen von Virmont, kaiserlichen Ambassadoren, nach Konstantinopel, wurde von E. E. Kleinen Rate am 24. Februar 1720 wieder begnadigt und ihm die Anwartschaft auf die Stadtmajorenstelle nach des Herren Becken Tod am 2. März

zuerkannt.“ [1]) 1721 erhielt er diese Stelle. Aber es zog ihn wieder in die Ferne. Er trat in den kaiserlichen Dienst und brachte es bis zum Kapitän im dortigen Schweizerregiment. Nach Basel zurückgekehrt, wurde er 1734 Meister zu Rebleuten, 1738 Oberst über ein Regiment Landmiliz, 1740 Kriegskommissär, 1744 ennetbergischer Gesandter und 1750 Dreizehnerherr. Seiner Initiative ist wohl der Versuch einer Strafanstalt auf dem Schänzli zu verdanken, welche er 1746 leitete, die aber noch in demselben Jahre wieder aufgehoben wurde.

Er muß für seine Thätigkeit volle Anerkennung gefunden haben. Denn als am 15. Oktober 1753 wiederum die Landvogtei Farnsburg besetzt werden mußte, gelangte er von acht Bewerbern mit der höchsten Stimmenzahl (14/18) in den Sechservorschlag. Auch das Los war ihm günstig, und er trat sein Amt am 6. März 1754 an, wobei er als Bürgen den Sensal Heinrich Beck und seinen Bruder Joh. Rudolf Wettstein im Kaufhaus stellte.

Allein die neue Stellung entsprach seinem Temperament weniger. Seine rücksichtslose und rohe Soldatennatur stieß das Landvolk ab, das ihn sogar für einen Teufelskünstler hielt.[2]) Den von der Gemeinde Zunzgen gewählten Schulmeister wollte er nicht anerkennen, trotzdem er sich mit dem Deputatenlehrer in Sissach abgefunden. Auch denjenigen von Rothenfluh strafte er mit 5 Pfund und drohte ihn am Strick aufs Schloß führen zu lassen, weil er eine von ihm ausgesprochene Buße von den Wegenstettern nicht erhalten konnte. Mehrmals mußte ihm die Regierung Moderation anempfehlen; aber die Rügen verstimmten ihn so, daß er kleinlaut und etwa zu nachsichtig wurde. Hans Gaß von Rothenfluh, der Müllerhans

[1]) Aemterbuch von Herrn Prof. Burckhardt-Finsler. Nach Wilh. Linder konnte er in Konstantinopel einen Liestaler Rudolf Seiler von den Galeeren befreien, der fortan als Stadtsoldat unter dem Steinenthor diente; aber er hatte zeitlebens infolge der türkischen Fesseln offene Füße.

[2]) Birmann I, S. 4.

Nr. 1

Leonhard Zeller
Magdalena Martin, verehel. 1660

Markus, Schlosser 1669–1732 — sehr viele Geschwister
Susanna Ritter, verehel. 1700

Hans Jakob, Landvogt 1701–1778
Ursula Gottfried, verehel. 1727, † 1761

Marx 1728 — Susanna 1730–1805, Andreas Dietrich, Steinmetz — Ursula 1734–1796, Georg Krampe, Uhrmacher

Simon Blech
Kath. Wägner, verehel. 1699, † 1735

…ans Kaspar, Metzger 1704–40, A. Kath. Senn — Hans Heinrich 1706–1778, Strumpffabrikant — Margaretha 1710–1735, Leonh. Keller, Metzger — Johannes 1718

…arina …1800 …ieg, Chirurg — Melchior 1737–1810, Metzger und Landvogt
Salome Beck, verehel. 1765

Nr. 2 Jo…

Leonhard 1767–1770 — A. Magdalena 1771 — Melchior 1772–1833, Metzger — Ursula 1777–1832, ledig

M. Magdalena 1685 — Jo…

M. S…

Leonhard Schardt, des Rates 1662–1709
Judith Fritz 1667–1741

…d …9 — Anna 1687–1731 — Niklaus 1690–1749, Rotgerber — Dorothea 1693–1732, H. U. Hindenlang — Judith 1695–1717 — Hans Jakob 1700

† 1769

…Barbara …717–1792 — Emanuel 1719–1800, Sattler — Leonhard 1721–1794, Metzger und Landvogt, K. Dietiger † 1796 — Theodor 1723–1798, Strumpffabrikant, Barbara Bieler — Hs. Heinrich 1725–1794, Bannwart, K. Beck

Nr. 3

Isaak Hagenbach, Bürgermeister 1713–77
Sara Sarasin † 1764
getr. 1747

…kas …48 — Hans Franz, Landvogt 1750–1805, A. Margaretha Fäslin † 1816, getr. 1779 — Valeria 1752–1797, Samuel Ryhiner — Isaak 1756

Gertrud …781–1791 — Daniel 1784 — Valeria 1785–1786 — Rosina 1787 — Hans Franz 1788

…garetha 1793 — Sara 1794–1837, Ch. Fäsch Kupferschmied — A. Margaretha 1796 — Fridericia 1798 — Marie 1800–1803

genannt, hatte nicht nur das Gericht seiner Gemeinde, sondern sogar den Landvogt selbst aufs frechste geschmäht, ihm einen Kanzleibefehl aus der Schreibstube entwendet, denselben sieben Wochen in der Tasche herumgetragen und einen andern zu erwirken gewußt, weswegen sich Wettstein selbst einen scharfen Tadel zuzog. Aber statt nun selber gegen ihn strafend einzuschreiten, forderte er eine obrigkeitliche Untersuchung und „eine solche Rechtfertigung des Frevlers, daß sich andere an dessen Beispiel spiegeln" könnten, worauf Schultheiß Hebdenstreit und Landschreiber Silbernagel mit dieser Mission betraut wurden (1757).

Die Einkünfte war er auf alle Weise zu mehren beflissen; er bat um besondere Vergütungen für Mehrleistungen und forderte von den neuen Schützenmeistern und den zu Untervögten Vorgeschlagenen eine Gebühr.

Einmal mußte er sich auch wegen der Straßen verantworten, und es wurde ihm die Hoffnung ausgesprochen, er werde bei Vermeidung der obrigkeitlichen Ungnade in Zukunft immer der Ordnung getreulich nachkommen. Uebrigens wurden in dieser Verwaltungsperiode von Notar Schneider, der sich in Wintersingen aufhielt, die schon unter Landvogt Lang begonnenen Bereine und Heischrötel des Schlosses vollendet, und auch Abel scheint fleißig und ordentlich gearbeitet zu haben.

Er starb vor Ablauf seiner Amtszeit am 7. Februar 1760, d. h. zwei Tage vor Oculi. Ein sofortiger Abzug der Hinterlassenen wäre sehr hart gewesen, und so erlaubte man ihnen, bis Oculi 1761 auf dem Schlosse zu verbleiben, damit sie die vom Verstorbenen schon begonnene siebente Amtsrechnung ablegen könnten. Die Leiche wurde nach Basel gebracht und am 11. Februar hinter dem Münster beigesetzt.

Im Gnadenjahr führte für die landvögtliche Familie als Verweser von Farnsburg Emanuel Beck die Verwaltung, mußte sich jedoch des Wettsteinischen Siegels bedienen.

Die beiden Söhne, der Enkel und der Urenkel zogen wie Abel in fremde Kriegsdienste und erlangten bedeutende Offizierschargen. Der letzte seines Stammes, Hauptmann Dietrich, erlitt an jenem unglückseligen 3. August 1833 einen ehrlichen Soldatentod.

3. Johann Jakob Kyburt (1761—1770).

Das Geschlecht der Kyburt stammte nach dem Zeugnis von Lutz aus dem aargauischen Erlinsbach, von wo 1630 der Schuster Hans Kyburt nach Basel auswanderte. Doch war der Landvogt Hans Jakob der erste, der sich politisch bethätigte. Ueber seine Familie siehe Stammbaum A. 3.

Der Landvogt Johann Jakob Kyburt wurde am 3. Mai 1692 zu St. Martin getauft. Seines Zeichens ein Schuhmacher, wurde er 1745 Sechser und 1748 Ratsherr zu Schuhmachern. Darauf war er 1749 Quartierherr zu Spalen, 1751 Weinherr und Reformationsherr, 1752 Fleischschätzer, 1753 Gescheidherr der mehreren Stadt, 1755 Kollektherr, 1758 Revisor und 1759 Fünferherr. Er muß ein strebsamer und tüchtiger Mann gewesen sein; sonst hätten ihn wohl nicht 1748 Meister Emanuel Imhof und dessen Ehefrau mit der Teilung des Vermögens ihres verstorbenen Sohnes und dessen Witwe Ursula Fux betraut. Aber dabei verfeindete er sich so sehr mit den beiden Alten, daß sie ihn sogar beim Rate verklagten. Doch er wurde nicht nur freigesprochen, sondern erhielt sogar vor offener Ratsversammlung Satisfaktion, nachdem die Frau einen Tag getürmt worden war.

Am 3. März 1760 wurde er unter neun Bewerbern zum Landvogt von Farnsburg gewählt (6/19), und am 14. Februar 1761 schwor er den Amtseid, wobei er Meister Dietrich und Johann Konrad Ottendorf als Bürgen stellte.

Kyburt war schon fast 69 Jahre alt, als er sein Amt antrat. Damals mag er geistig noch ganz frisch gewesen sein. Wenig-

stens erledigte er sich der Arbeiten, welche die neuen landwirtschaftlichen Theorien erforderten, Anlegung von Rütenen- und Einschlagsbüchern, Aufforstung von früherm Waldboden und Ausbesserung der Bachufer, zur Zufriedenheit der Behörden. Getadelt wurde er 1765 wegen Weinausgebens im Schlosse Farnsburg. In seiner Rechtfertigung sagte er, daß er nur hie und da den armen Schloßwächtern ein Gläschen Kirschwasser zu ihrer Erfrischung verabreicht habe. 1766 wurden ihm allzu große Nachsicht gegen das Tanzen und die dadurch entstandenen Unordnungen in Sissach vorgeworfen. Ebenso klagte 1767 Pfarrer und Dekan Daniel Merian in Diegten, daß infolge des Ueberwirtens Trunksucht, Schlaghändel und Armut in seiner Gemeinde einzureißen drohten. Ja, man habe den Joggi Häfelfinger, genannt Christen Galli, um sich vom Hängen eine Vorstellung machen zu können, an Händen und Füßen gebunden und an eine Schraube aufgeknüpft. Das Seil aber sei zerrissen.[1]) Die Schreiben und Akten blieben liegen, so daß die Unordnungen immer größer wurden. Auch seine gerichtlichen Verhöre müssen interessant gewesen sein, da er mitunter einnickte.

Nach Basel zurückgekehrt, lebte Joh. Jakob noch bis zum 23. August 1773 und wurde zu St. Martin begraben. Die Landvögtin war schon im Februar 1767 gestorben und zu Gelterkinden beigesetzt worden. Der jüngste Sohn Hieronymus wurde 1748 ins Predigtamt aufgenommen, war hierauf Adjunkt im Spital und erlangte 1758 die Pfarrei in Münchenstein. Des Landvogts ältester Sohn Johannes wurde Fruchtverwalter. Dessen Sohn, Joh. Jakob, Kaufmann, geriet 1777 in einen ärgerlichen Ehestreit mit seiner Frau, Katharina Stöcklin, daß die Scheidung vorgenommen und er selbst auf zwei Jahre verbannt wurde. Allein ein Jahr später wurde er auf Bitte des Vaters zuerst zu einem Hausarrest und dann

[1]) Archiv Liestal Nr. 161 Diegten.

ganz begnadigt, damit er beim Fruchtverwaltungsgeschäfte besser behilflich sein könne.

4. Johann Jakob Zeller (1770—1778).

Lutz bemerkt in seinem Familienbuch, daß zu verschiedenen Zeiten Leute dieses Namens ins Bürgerrecht aufgenommen wurden, so 1521 Leonhard, Säckler von St. Gallen, 1543 Kaspar, Rebmann von Schaffhausen, 1613 Georg, Kübler von Konstanz, 1642 Philipp von Augsburg 2c. Es gehörten also die in Basel lebenden Zeller mehrern Geschlechtern an. Ueber die Familie des Landvogts siehe Stammbaum A. 4.

Der Landvogt Hans Jakob Zeller, der am 18. Oktober 1701 zur heiligen Taufe getragen wurde, war das einzige Kind einer einfachen Schlosserfamilie. 1731 trat er als Zeugwart in den Staatsdienst; darauf wurde er 1749 Sechser, 1764 Meister zu Schmieden und 1769 Münzherr. Auch ihm wurde die Landvogtei Farnsburg erst am 22. Februar 1769 (7/19) zu teil, nachdem er sein 67. Altersjahr schon zurückgelegt hatte. Die Bürgen, die er bei Ablegung seines Amtseides am 10. März 1770 dem Rate präsentierte, waren Christoph Stähelin und Deputat Zäslin.

Zeller darf als ein gewissenhafter Beamter angesehen werden, und die unter ihm verfaßten Protokolle gehören zu den besterhaltenen des Schlosses Farnsburg überhaupt. Besonders verlangt wurden am Anfang seiner Amtsperiode Verhörprotokolle und die Sammlung der Konzepte der abgehenden Schreiben, im Jahre 1778 auch eine Untersuchung der Gemeindegüter. Ueber eine Tabelle der Einschläge, die er 1776 anfertigen mußte, äußerte er sich folgendermaßen:

„Wenn ich nicht hoffen dürfte, es sei meinen Gnädigen Herren und Obern bekannt, daß aller Ernst und Fleiß gefordert werde, den täglichen Geschäften des Schlosses vorzustehen, wollte ich billig Bedenken tragen, zu gestehen, es sei die Arbeit, die Berichte und

Verzeichnisse der seit 1763 gemachten Einschläge betreffend, liegen geblieben. Die meisten Geschäfte sind laufend und unabschieblich. Sie nehmen den Schreiber öfters vom Schlosse, und dennoch muß die nötige Skriptur zu Hause, wenn man immer Ordnung haben will, um keine Dunkelheit in der Registratur zu verursachen, besorgt werden. Und gewöhnlich erzeugt die Ausführung einer Untersuchung dieser Art vergrößerte Arbeit, die bei dem Auftrag nicht wohl vorauszusehen ist. Dessen belehrte mich die Tabelle über den Zustand der Bevölkerung, und eine nicht geringe Arbeit war die Untersuchung des Einschlagsrotels, da ich auf hohe Erklärung meiner Gnädigen Herren unter dem 15. November 1774 alle Konzepte und Einschlagserkanntnisse von Anno 1758 bis auf gemeldte Zeit aufschlagen mußte. Um die Einschläge mit dem Bericht ihres Zustandes nach empfangener Anleitung in die Tabelle zu bringen, muß der Schloßschreiber von dem ganzen Einschlagsrotel für jedes der 28 Dörfer ein Verzeichnis aller Einschläge und Besitzer anfertigen, deren er bei Aufnahme der Tabelle eines jeden Dorfes benötigt ist. Wenn er ohnehin in ein Dorf kommt, sagt die Anleitung, könnten von den Unterbeamten und einigen Ausschüssen der Gemeinde die Berichte über den Zustand eines jeden Einschlags vernommen und die Tabelle verfertigt werden. Der Anlaß dürfte die Beendigung der Tabelle zu lange aufhalten und würde die Arbeit zu weitläufig, um solche neben einer Gant, Teilung u. dergl., die ohnehin nicht unterbrochen werden dürfen, vorzunehmen. Jetzt ist es eine Zeit, wo der Landmann mit der Ernte und dem Emdet genug zu thun hat und dabei mit Mühe in dem Dorfe würde zu halten sein. Wie ich mich bei dieser Untersuchung mit den Beamten und Ausschüssen der Gemeinden zu verhalten habe, wenn sie den Tag über solchen Verrichtungen beiwohnen müßten, und, wie schon geschehen, um einen Taglohn ansuchen, belieben meine Gnädigen und Hochgeehrten Herren hohen Befehl zu erteilen, und nach

dieser soll sich auch der Schreiber in Rücksicht seiner Zehrung und der Auslage wegen des Pferdes verhalten. Nur geruhen Hochdieselben die nötige Zeit zu der Arbeit zu gestatten." [1])

Dieses Schreiben, das ich in extenso wiedergegeben, dürfte in die ziemlich ausgedehnte Thätigkeit der Landvögte von Farnsburg einen kleinen Einblick gewähren; zugleich zeigt es uns Zeller als einen verständigen und wohlwollenden Regenten. Seine Jahresrechnungen wurden meistens ohne Anstand genehmigt, und die etwa gemachten Aussetzungen erwiesen sich nachher als irrig.

Etwas gehässiger Natur war der Streit, den er 1774 mit seinem Schloßschreiber, Notar Bonifacius Burckhardt, führte. Unter dem Vorwande, daß die Strafen nicht richtig in die Jahresrechnung eingetragen seien, entließ er ihn plötzlich und stellte Notar Spreng vom Schlosse Trachselwald an. Burckhardt klagte, und eine weitläufige Untersuchung begann. Dabei stellte es sich heraus, daß beide Teile gefehlt. Schließlich ließ sich der Schreiber für seine Besoldungsforderungen gütlich mit 180 Pfund abfinden.

Zeller starb am 17. Oktober 1778 und wurde zu St. Leonhard in Basel begraben.

5. Melchior Blech (1778—1786).

Im Jahre 1534 kam nach Lutz der Metzger Simon Georg Blech von Landser, ein Anhänger der reformierten Lehre, nach Basel und wurde hier ins Bürgerrecht aufgenommen. Die Familie blieb dem Metzgerberufe treu, gehörte aber nicht zu den sogenannten herrschenden Geschlechtern, da nur wenige ihrer Glieder sich politisch bethätigten. Siehe Stammbaum A. 5.

Der Metzger und Landvogt Melchior Blech wurde am 6. Oktober 1737 zu St. Alban getauft. 1766 erhielt er eine Sechser-

[1]) Archiv Liestal, Schloßkonzepte L 9 F.

und 1769 die Ratsherrenstelle der Metzgernzunft. Darauf wählte man ihn 1769 in die Vigilanz, 1771 zu einem Reformationsherrn und 1773 zu einem Quartierherrn zu St. Alban. Seit 1774 besaß er das Haus zur Sonne an der Webergasse, das er jedoch am 5. März 1783 an Samuel Werenfels wieder veräußerte. Denn unterdessen war er am 3. März 1777 zum Landvogt von Farnsburg ernannt worden (8/19) und hatte sein neues Amt am 21. März 1778 angetreten, nachdem Meister Vest und der Metzger Leonhard Oser für ihn Bürgschaft geleistet hatten.

Melchior beabsichtigte, seinen Metzgerberuf auch während seiner Amtsjahre durch einen Knecht weiter zu führen, geriet aber dadurch in einen Streit mit der Metzgernzunft. Beide Parteien erschienen vor dem Rat; schließlich aber verglichen sie sich dahin, daß Blech seine Metzgerbank dem jungen Martin Schuler zu Schifflenten verlieh.

Als Landvogt erhielt er 1779 eine Rüge, weil er in seinen Schreiben den Zusatz „und Obere" wegzulassen pflegte. Viel schwerer jedoch war der Tadel, der ihm am 29. Februar 1780 bei Anlaß seiner zweiten Jahresrechnung ausgesprochen wurde, er solle in Zukunft ohne Vorwissen E. löbl. Haushaltung nichts bauen, keine Rittgelder in obrigkeitlichen Geschäften der Regierung mehr verrechnen, mit Vorsicht und ohne genugsame Untersuchung nicht strafen, wegen der Angeber nichts Neues einführen und den Stammlöserotel nach dem Muster von Liestal einrichten.[1]) Allzu große Strenge, Roheit und Gewinnsucht scheinen ihm überhaupt eigen gewesen zu sein, weshalb er kein gutes Andenken auf der Landschaft hinterlassen hat. Darum sprachen nach dem Zeugnis von Birmann[2]) die am 27. Januar 1797 in der Wartstube zu Farnsburg ver-

[1]) HH. u. Missiven 1780.

[2]) Birmann I, S. 4.

sammelten Bauern schonungslos von seiner grausamen Härte und seinen Flüchen. Wie wenig er jedoch damit erreicht hat, beweist der Umstand, daß es ihm infolge des allgemeinen Widerstandes 1785 nicht möglich war, zu Wintersingen eine Untersuchung zu Ende zu führen.

Nach Basel zurückgekehrt, wurde Blech 1789 Reformationsherr, 1792 Kollektherr, 1795 Fünferherr, 1797 wieder Meister zu Metzgern und 1797 Vigilanz-, Zins- und Marktherr. Auch 1798 wurde er am 20. März zu einem Mitglied des Stadtgerichts vorgeschlagen, dann aber am 27. März von der Nationalversammlung nicht gewählt. Dagegen kam er am 22. desselben Monats in die Kommission zur Besorgung und Aufsicht der Hardt, der Wiese und der fremden Waldungen. Während der Mediation bekleidete er von 1805 an die Stelle eines Stadtrats. Er starb am 27. Dezember 1810 und wurde zu St. Alban begraben.

6. Leonhardt Schardt (1786—1794).

Ueber den Ursprung des Schardt'schen Geschlechts weiß Lutz nichts weiter mitzuteilen, als daß 1568 Matthäus Schardt ins Bürgerrecht aufgenommen wurde. Die nächsten Anverwandten des Metzgers und Landvogts ersehe man aus Stammbaum A. 6.

Er wurde als Sohn eines Metzgers geboren und am 21. Dezember 1721 zu St. Leonhard getauft. Sechser zu Metzgern wurde er 1768 und Meister erst 1784. Als solchen wählte man ihn 1784 zu einem Reformationsherrn, nachdem er 1767 die Hauptmannsstelle der achten Kompagnie im roten Regimente erhalten hatte. Die Landvogtei Farnsburg erlangte er am 28. Februar 1785 (8/19) und trat sie am 18. März 1786 an, wobei er seinen Bruder, den Strumpffabrikanten und Handelsmann Theodor Schardt, und Gerichtsherrn Rudolf Harder als Bürgen stellte.

Leonhard Schardt ist einer von denjenigen Landvögten, die sich die Liebe und Hochachtung der Untergebenen erwarben. Diese wußten besonders seine Freundlichkeit und Leutseligkeit zu rühmen.[1]) Mit seinem Gerechtigkeitssinn hängt es vielleicht zusammen, daß er zu Augenscheinen verständige Landleute beizuziehen pflegte. Aber es wurde ihm dies wegen der den Parteien daraus erwachsenden Kosten verboten. Seine Gehörprotokolle gehören zu den vollständigsten; nur läßt die Deutlichkeit und Sauberkeit der Schrift und die Uebersichtlichkeit gegen Ende der Periode etwas zu wünschen übrig, ein Tadel, der mehr den Schreiber als den Landvogt trifft.

Aber trotz aller Milde blieben Unzufriedene genug, die in Schardt nichts als ein Werkzeug einer verhaßten Regierung erblickten. So stieß 1793 Fried. Socin von Wintersingen nicht nur Schmähreden gegen seinen Nachbar und einige Unterbeamten, sondern auch gegen den Landvogt aus. Er wurde darum vor den Bann gestellt und mußte in einem öffentlichen Verhör die Beleidigten um Verzeihung bitten.

Als um Oculi 1794 die Amtsperiode abgelaufen war, ließ sich Schardt zu Ormalingen nieder, wo er auch starb und am 23. November des gleichen Jahres begraben wurde. Ebendaselbst folgte ihm am 16. August 1796 auch seine Gattin Katharina, geb. Dietiger, im Tode nach. Kinder scheint er keine hinterlassen zu haben.

7. Hans Franz Hagenbach (1794—1798).

Hans Franz Hagenbach, von dem jetzt noch die Bevölkerung des obern Baselbiets spricht, war der Sohn des Bürgermeisters Isaak Hagenbach. Da ich diesen als bekannt voraussetzen darf, beschränke ich mich darauf, hiemit nur ein Verzeichnis seiner Nachkommen zu geben. Siehe Stammbaum A. 7.

[1]) Birmann I. S. 4.

Der Landvogt Hans Franz Hagenbach wurde am 14. Juni 1750 zu St. Martin getauft. Als frevler Junge fuhr er einmal auf seinem Schlitten den Rheinsprung hinunter und brach an der Huberschen Apotheke beide Beine. Seitdem war er ein Krüppel und hieß später nur der buckelige Hagenbach. Er trat in die Schlüsselzunft ein, wurde 1777 Sechser und 1786 Ratsherr. Daß er nicht ohne Vermögen war, beweist der Umstand, daß er 1782 den Landvogt von Homburg um die Erneuerung seiner Bereine zu Läufelfingen und Buckten bat. Im gleichen Jahr wählte man ihn zu einem Gerichtsherrn der mindern Stadt, 1784 in die Bürgerkommission, 1787 in die Vigilanz und zu einem Quartierherrn im Steinenquartier, später auch zum Quartierhauptmann, von welcher Stelle er jedoch 1792 wieder befreit wurde, und 1788 zu einem Gerichtsherrn diesseits. Als am 4. März 1793 die Landvogtei Farnsburg wieder besetzt wurde, erhielt er nur 6 von 17 Stimmen; aber das Los war für ihn, und am 22. März 1794 wurden er und seine Bürgen Lukas Sarasin und Daniel Zäslin in Eid genommen.

Die Amtsführung Hagenbachs wird durch die Schilderung jenes Gerichtstages von Birmann[1]) so trefflich charakterisiert, daß es nur wenige Züge bedarf, sie zu vervollständigen. An ein bequemes Leben gewöhnt, wollte er sofort nach seinem Antritt im Schlosse Farnsburg eine neue Stube einrichten und erhielt zu diesem Zweck 60 Pfund von der Haushaltung (Rechenkammer). Dieselbe kostete aber 221 ℔ 14 β 8 ϑ, und trotz alles Bittens wurden ihm die restierenden 161 ℔ 14 β 8 ϑ nie bezahlt. Ebenso nahm er im Schloßgarten eine vollständige Restauration vor und ließ sogar 200 Wagen Grund heraufziehen. In der großen Schloßmatte öffnete er 1796 eine Lettgrube und düngte zwei Aufbrüche.

[1]) Birmann I. S. 2 ff.

Allein der Hagel vernichtete im Jahre 1797 die ganze Ernte, so daß er die Frucht hinunterfahren mußte, und den Ertrag seiner Winterfrucht raubte ihm die Revolution. Auch ein Acker Erbsen und Gemüse ging ihm zu Grunde.

Zur Erziehung seiner Kinder, deren er im Jahre 1798 fünf hatte, gedachte er einen Hofmeister anzustellen. Merkwürdigerweise aber verfiel er 1794 auf einen Katholiken, Namens Burgstaller von St. Gallen, gewöhnlich Pater Gallus genannt. Allein die Regierung, die überhaupt eine Abneigung gegen Fremde hatte, besonders wenn sie einer andern Konfession angehörten, verbot ihm dieses mit der Bemerkung, er solle sich wieder an die Gnädigen Herren wenden, wenn ihm etwas derartiges angelegen sei.

Rücksichtslos und leichtfertig trieb er mit den Landleuten sein Spiel, wie wenn es damals noch keine Unzufriedenen und keine französische Revolution gegeben hätte. Zweimal, 1794 und 1797, wurde im Rat zu Basel von Schüssen gesprochen, die man vom Schlosse Farnsburg abgegeben habe. Das erste Mal leugnete er; das zweite Mal aber gab er zu, daß seine Freunde bei einem Freudenanlaß aus einer alten Kanone gefeuert hätten. Daß Vorsicht geboten war, hätten ihn 1795 die Weigerung der Arisdörfer, die Einschlagsgelder zu zahlen, und im selben Jahre ein stürmischer Auftritt zu Sissach beim Einzug der Fastnachtshühner belehren können. Allein er mußte nicht nur wegen Nachlässigkeit und Verschleppung der Geschäfte, sondern 1796 wegen zu hoher Strafgelder getadelt werden. Ja, am 17. Mai 1797 klagte eine arme Verurteilte, die übrigens ihren Fehler zugestand, der Landvogt habe sie geheißen ihr Hundsmaul halten, den Schloßknecht zwingen wollen, sie zu schlagen, und darauf sie, die fünfwöchige Kindbetterin, ganz nüchtern von 4 bis 7 Uhr in den Turm werfen lassen, ohne ihr Speise zu verabreichen. Ihrem Manne sei es nicht besser gegangen. Diesmal beschloß man, die Sache zu untersuchen, und

überwies beide, den Landvogt und den Schloßschreiber Ludwig Beck, der Haushaltung. Allein sie leugneten, was ihnen da von liederlichen und verlogenen Menschen zur Last gelegt werde, und der Schloßschreiber behauptete sogar, kein ungutes Wort verloren zu haben. Damit war für diesmal die Sache erledigt.

Aber wie schnell blitzte es von neuem auf. Als am 8. Januar 1798 Mengaud mit der dreifarbigen Fahne nach Aarau reiste, wurde nicht nur die Bevölkerung von Liestal, sondern auch die von Sissach in den größten Enthusiasmus versetzt, so daß die dortige Brücke voll von Menschen war. Die Buben liefen jubelnd hinter dem Wagen her, und ein Schuß ertönte.

Bald darauf stellten sich auf dem Schlosse selbst jene 90 Arisdörfer, Nußhöfer und Hersberger ein, um ihre alten Freiheiten und Rechte zu verlangen.[1]) 20 Mann kamen herauf; die übrigen blieben in der Wachtstube. Der älteste Knabe Daniel stürzte in die Schloßstube und rief: „Papa, es sind einige Männer da und wünschen dich zu sprechen." Die meisten waren im Gange, einige noch auf der steinernen Treppe; der sonst so trotzige Vogt verlegte sich aufs Bitten; aber weder er, noch die jammernde Landvögtin erreichte etwas. Man bedeutete ihnen, daß man jetzt keine Landvögte mehr brauche; auch wenn die Schlösser stehen blieben, könnten von dort aus Landleute regieren. Die Männer gaben sich erst zufrieden, als man ihnen das Archiv öffnete, und entfernten sich abends spät mit zwei Aktenbänden. Die Rickenbacher, die erst zwischen 10 und 11 Uhr eintrafen, waren mit gewaltigen Pfahlstöcken bewaffnet. Nur ungern gaben sie dieselben in der Wachtstube ab und entschlossen sich überhaupt erst zum Rückzug, als sie im Hof die Ormalinger erblickten, welche der Schloßschreiber mitgebracht hatte.

---

[1]) Basler Jahrbuch 1899 S. 32; Neujahrsblatt 1876 S. 36 ff.

Der Landvogt und seine Familie waren aufs höchste bestürzt und fürchteten für ihr Leben. Doch die Beamten von Gelterkinden und Ormalingen beruhigten sie und boten ihnen ihre Hilfe an. Darum hielt es der Kanzlist Freiburger, der aufs Schloß gekommen war, für möglich, den drohenden, allgemeinen Aufstand wieder zu dämpfen. Der Vogt solle die beiden treuen Gemeinden persönlich besammeln und ihnen den obrigkeitlichen Dank für ihr korrektes Verhalten aussprechen. Das geschah, und die Gelterkinder, auf die übrigens am Sonntag vorher eine Predigt von Pfarrer Holzach eingewirkt, wurden zu Thränen gerührt. Auch auf die Ormalinger machte die Rede Eindruck; nur wurde von Bodenzinsen gemurmelt, die viele Aecker nicht einmal wert seien. Auch in Sissach besprachen sich beide Herren mit den Gemeindevorstehern.

Freiburger reiste wieder nach Hause, und alles war ruhig. Es war die Stille vor dem Sturm. Schon hatte Fried Buser von Röthe bei Gelterkinden öffentlich von der bevorstehenden Verbrennung der Schlösser gesprochen. Das große Ereignis vollzog sich gleichsam programmäßig. In der Nacht vom 17. auf den 18. Januar, d. h. vom Mittwoch auf den Donnerstag, wie Hagenbach selbst in einer Bittschrift vom 11. Mai 1798 sagt, erfolgte der Abzug. Die Bauern stellten sich mit ihren Wagen und Karren ein; nun räumten sie aus und brachten Kästen, Betten und die übrigen Habseligkeiten nach Ormalingen und das Archiv nach Gelterkinden. Aber dabei wurde mit so großer Schnelligkeit verfahren, daß kein Stück unbeschädigt blieb. Vieles wurde auch entwendet; denn es fehlten nachher ein ganzes Bett, sieben Bettladen, sieben ganze Tische, zwei Tischfüße, drei Nachttischchen, zinnenes, kupfernes und eisernes Geschirr, Bücher, 14 Stühle, Leintücher, Leinen- und Kinderkleider u. s. w., und der Wein wurde ausgetrunken. Ein großes Sofa und eine Bettlade hatte der Kirchmeier Kaufmann in Buus eine grüne Bettlade und ein Kinderbettlein des Fried Wirz Knecht von dort und

einen großen Kastenschlitten Hartmann Gloor von Ormalingen sich angeeignet. Sie weigerten sich jedoch, dieselben wieder zurückzugeben, weil sie sich für frühere Strafen entschädigen wollten. Den Vogt nahm ein Bauer in seine Hotte. Wie die Landvögtin, die von 2 bis 7 Uhr nachts in der Gicht lag, hinabgekommen ist, wird uns nirgends mitgeteilt.

Erst am folgenden Sonntag, den 21. Januar, ging bei Anbruch der Nacht das nun leere Schloß in Flammen auf. Noch eine Zeitlang blieb Hagenbach in Ormalingen und besorgte von da aus die laufenden Geschäfte. Aber die Ausschüsse der Landbevölkerung waren die wirkliche Regierung. Darum erfolgte die Uebersiedelung nach Basel. Am 15. Februar war sie bereits vollzogen. Denn von da an bis zum 28. März arbeiteten zwei Gesellen an der Ausbesserung der Möbel. In Ormalingen betrugen Zins und Lagergeld 35 ℔ 10 β. Nachträglich sandte auch die dortige Gemeinde für den Auszug von Farnsburg eine Rechnung von 115 ℔ 13 β 4 δ. Den ganzen Schaden von Anfang der Amtsperiode schätzte der Bittsteller auf nicht weniger als 2706 ℔ 13 β 4 δ, wobei er auch die Beherbergung der fremden Offiziere, alle möglichen Kleinigkeiten, wie verlorene Säcke, die nicht eingegangenen Steuern und jene nicht erfolgte besondere Abgabe rechnete, welche beim Ab- und Aufzug eines Landvogts die Bauern früher hatten entrichten müssen. Zuversichtlich hoffte er, es würden ihn, wie den verdienten Landvogt Munzinger von Münchenstein, die Gnädigen Herren für alle Unkosten entschädigen. Allein die helvetische Verwaltungskammer, bei der am 14. Juni 1798 das Gesuch verlesen wurde, veranlaßte ihn, einige Posten wegzulassen und die Rechnung noch einmal einzugeben. Dies that er am 3. Juli in einem neuen Schreiben, in dem er noch 1707 ℔ 10 β forderte, worauf dasselbe dem Vollziehungsdirektorium übermittelt wurde. Weiteres in dieser Angelegenheit ist mir nicht bekannt.

Noch einmal lächelte Hagenbach das Glück. Er wurde Postoffiziant und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode. Beerdigt wurde er beim Münster am 7. Oktober 1805.

B. Waldenburg.

1. Emanuel Schmidt (1748—1756).

Wenn es bei irgend einem Geschlecht schwer ist, einen Stammbaum aufzustellen, so ist es bei Schmidt der Fall, da sich dieser Name wohl im ganzen deutschen Sprachgebiet vorfindet. Die nächsten Verwandten des Landvogts zeigt Stammbaum B. 1.

Der Landvogt Emanuel Schmidt wurde am 3. Januar 1704 als drittes Kind des Kürschners Emanuel Schmidt zu St. Peter getauft. Er blieb dem Handwerk seines Vaters treu und wurde zu Kürschnern zunftgenössig, wo ihm 1731 die Stelle eines Sechsers und 1738 die eines Meisters zu teil wurde. Darauf war er 1739—1743 Reformationsherr, von 1740—1745 Fünferherr, von 1741—1747 Mitglied der Werbungskammer und Fleischschätzer, von 1742—1747 Gescheidherr der mehreren Stadt, von 1744—1747 Weinherr und von 1745—1747 Gerichtsherr diesseits. Am 6. März 1747 erlangte er nur mit 5 von 17 Stimmen die Landvogtei Waldenburg, die er um Oculi 1748 antrat. Amtsbürgen waren der Stadtschreiber Franz Passavant und sein Schwager Niklaus Hebdenstreit.

Im Jahre 1751 geriet er mit Solothurn in einen zwiefachen Streit. Einmal wollte er durch den Meier von Bretzwil die zum Schloß Ramstein gehörigen Bodenzinse zu Büsserach einziehen lassen und zwar doppelt, weil es das Jahr vorher wegen der herrschenden Viehseuche und der Erneuerung der Vereinsschriften nicht geschehen war. Allein der Landvogt von Thierstein hatte

seinen Bauern die Weisung gegeben, wegen des Fehljahrs nichts zu verabreichen. Hinwiederum besaß der Pfarrer in Meltingen bei Reigoldswil einen Zins, den er vor der Ernte verkauft hatte. Der Schloßschreiber aber behielt das Geld zurück, weil er sich zuvor wegen verschiedener Unrichtigkeiten, die beim Einzug vorgekommen, genauer informieren wollte. Da veranlaßte der erboste Pfarrer sofort eine Intervention seiner Regierung. Vier Deputierte mußten den Landvogt und seinen Schreiber Märkt in der Stadt verhören, worauf ihnen, wegen der gefallenen harten Worte, ein scharfer Tadel ausgesprochen wurde.

Viel wichtiger als diese kleinen Plackereien, die bei den damaligen Besitzverhältnissen gewiß nicht zu den Seltenheiten gehörten, war ein Grenzstreit, der jahrelang wegen der Wannenfluh geführt wurde und weiter unten im Zusammenhang zur Besprechung kommen soll.

Erwähnen will ich noch, daß zu Anfang dieser Verwaltungsperiode die neue Waldenburger Straße beendet wurde und 1755 die große Gemeinde Ziefen eine eigene Schule erhielt.

Nach Basel zurückgekehrt, lebte Emanuel Schmidt noch bis zum 1. Oktober 1761. Sein Sohn Johann Jakob ließ sich 1764 für die in Frankreich dienende Kompagnie Iselin anwerben. Allein der Konstabler Socin, dessen Schwester er die Ehe versprochen hatte, lockte ihn wieder nach Basel. Wirklich fand im Februar desselben Jahres die Hochzeit statt, und Johann Jakob blieb in der Heimat.

2. Johann Jakob Landis (1756—1764).

Das wenig zahlreiche Geschlecht Landis erwähnt schon Lutz unter den verstorbenen, ohne daß er über dasselbe etwas Bestimmtes mitzuteilen im stande wäre. Auch Leu und Holzhalb war nur die Person des Landvogts bekannt. Von seinen Verwandten kann ich mit Sicherheit nur folgende nennen. Siehe Stammbaum B. 2.

Nr. 1

Urſula 1660 | Franciscus 1661 | Dorothea 1663 | Hs. 166… Dr

Magdalena 1695 | A. Chr… 17…

Nikl. Het…

Peter 1733, † 1733 | Emanuel 1734 Kür…

9

Nr. 2

Anna 1685

Nr. 3

Gabriel 1661 | Margaretha 1663 | Johann 1665 | Hs

Urſula 1703—1770

Anton Schmied, Fuhrhalter

A. Magdalena 1726—1732 | Urſula 1728 † 1728 | J. Karl 1730 † 1730 | Joha… 1731- Me…

Nr. 4

1. A. Ketterlin -

Maria 1633

Katharina 1662 | Auguſtin 1663—1727 | Magda… 1665

A. K. Paſſavant, getraut 1693

A. Katharina 1696 | Salome 1699—1707 | Maria Roſina 1701

Gertrud 1733—1734 | A. K… 1735,

Lukas Schmidt, Kürschner, † 1687
Magdalena Ebneter

Jakob 1–1747 . med. | Magdalena 1666 | Lukas 1668 | Franz 1670 | Emanuel 1671–1728 Kürschner | Barbara 1674 | Hs. Heinrich 1678 | Magdalena 1679 | Susanna 1680

Barbara Ketterlin 1675—1731

ischona)) denstreit | Emanuel, Landvogt 1704–1761 | Lukas 1706–1707 | Leonhard 1708–1751 Kaffeemann | Hs. Jakob 1711–1785 Wachtknecht | Johannes 1712, † 1712 | Maria Barbara 1716

Monika Düring 1708–1773

Hs. Jakob 1736–1808 schner u. Herrendiener | Joh. Rudolf 1738 | Monika 1739–1744 | Johannes 1742 | Maria Barbara 1744 | Monika 1745–1817

N. Magd. Socin

Hans Jakob Landis, jünger
Ursula Fritschmann † 1716

Jakob 1686 | Isaak 1687 | Magdalena 1689 | Hans Jakob, Landvogt 1692–1768 | Ursula 1695

M. Sal. Zeller † 1773

Maria Elisabeth 1736—1782

Nikl. Steiger, Kupferschmied

Karl Kündig, Metzger
Margaretha Wick † 1720

. Heinrich 1670 | Peter, Metzger 1671–1725 | Hs. Karl 1673–1738 | Niklaus, Metzger 1675–1704 | Jeremias 1677 | Joseph 1680 | Ursula 1682 | Hs. Rudolf 1688

Ursula Bienz † 1723

Karl, Metzger und Landvogt
1705–1777

Maria Magdalena Schmied, verehel. 1726, † 1765

nnes -1780 ger | A. Margaretha 1733–1794 Dietrich Früh Stadtfeiler | Antoni 1734–1736 | Hieronymus 1736–1804 Schreiner Chr. K. Holzach Metzger | A. Rosina 1738–1782 Rud. Geßler | J. Konrad 1741–1746 | J. Karl 1743–1747 | M. Magdalena 1744–1746 | H. Karl 1748 † 1748

Augustin Schnell
1609–1689

† 1635 | 2. K. Schweizer 1601–1669 | 3. A. d'Annone † 1681

Jakob 1635 | Katharina 1636 | Jakob 1639–1672 Maler | Augustin 1641 | Margaretha 1645

Salome Müller
getraut 1661

lena | Hans Rudolf 1667 | Jakob 1669 | Johannes 1672 | Anna 1674 | Ulrich 1676–1757 Zuckerbäcker u. d. Rats | Jakob 1678–1756 Strumpffabrikant | Salome 1680–1764 Philipp Wild

A. Katharina 1702–1749 | Leonhard 1704–1706 | Hs. Ulrich, Landvogt 1705–1780 | Elisabeth 1707–1749 | Salome 1711 † 1711 | Joh. Jakob 1712 † 1713 | M. Johanna 1714

A. M. Heusler † 1786

tharina † 1735 | Esther 1736–1824 | A. Maria 1738 | Friedrich 1739–1746 | Gertrud 1741–1790 | Hans Kaspar 1743–1764 | Friedrich 1751–1827 Oberstratsdiener

ldenburg.

Nr. 5

Joh. Friedrich 1683 | Nikl 168

Hs. Balthasar 1747—1825 Seidenfärber | A. Kath 174

Nr. 6

Nr. 7

Nr. 8

A. Katharina 1704

Ja
4—1
. m

isch
10
den

L
1
schn
N. A

jako
1686

. Hei
167

nne
-178
ger

† 16
Jo
16

lena

A. K
170

thari
† 17

Der Landvogt Johann Jakob Landis wurde am 13. März 1692 zu St. Peter getauft. Schon 56-jährig erhielt er 1748 eine Sechser- und 1751 die Meisterstelle zu Schuhmachern, worauf er 1752 Reformationsherr, 1753 Fünferherr, 1754 Kollektherr und 1755 Holzherr wurde. Als am 3. März 1755 die Landvogtei Waldenburg wieder besetzt wurde, siegte er über 17 Mitbewerber. Den Amtseid schwor er am 13. März 1756 und stellte als Bürgen den Schneider Joh. Murbach und Johannes Zeller.

Johann Jakob Landis hatte wohl Mühe, sich in die neue Aufgabe hineinzufinden, und mehrere Fälle zeigen, daß er derselben nicht recht gewachsen war. Zwar endigte ein Streit wegen Zugrecht 1756 zu seinen Gunsten; aber 1763 wurde ihm wegen falscher Urteilsprechung eine Strafe diktiert und er zugleich mit Stadtschreiber Fäsch von Liestal noch 1767 nach einem langen Prozesse von den Appellationsherren zu 50 ℔ Schadenersatz und 4 Dublonen Strafe verurteilt, weil sie unterlassen hatten, eine Erbschaftssteuer zu beziehen. 1757 mußte er sich wegen Uebertretung der Jagdordnung und 1759 wegen eines neuen Weggeldes im Waldenburger Amte verantworten. Aehnlich stand es mit dem Schloßarchiv. Im Anfang seiner Amtsperiode hatte man ihm zwar bestimmte Weisungen über Erneuerung der Vereinsschriften, Anlegung eines Schloß- und Verhörprotokolls und Einschlagbuchs, sowie über die Registratur gegeben. Aber 1762 fand man, daß die Schloßschreiberei und Registratur gar nicht besorgt und Verschiedenes mangelhaft sei, weshalb ihm vermehrte Sorgfalt anempfohlen wurde.

Er starb nicht, wie Holzhalb meldet, am 25. September 1778, sondern 1768, und wurde zu St. Martin begraben.

3. Karl Kündig (1764—1772).

Als im Jahr 1366 die Basler mit den Breisachern und Neuenburgern jenen unglücklichen Zug gegen den Grafen Egon von

Fürstenberg nach Endingen unternahmen, beteiligte sich auch Heinzmann Kündiger von Knöringen und wurde deswegen ins Bürgerrecht aufgenommen. Allein trotz dieses hohen Alters erlangte die Familie niemals eine Führerrolle, und Lutz zählt außer einem Weber bloß einige Prediger auf, die sich mit dem lateinischen Namen Parcus nannten. Der Landvogt Karl war der erste, der sich politisch bethätigte. Ueber sein Geschlecht siehe Stammbaum B. 3.

Der am 10. Mai 1705 zu St. Leonhard getaufte Karl Kündig gehörte, wie sein Vater, dem Metzgerstande an und wurde zu Metzgern 1746 Sechser und 1759 Meister. Er wohnte im Steinenquartier, wo er seit 1762 die Stelle eines Quartierherrn einnahm. Außerdem wurde er 1760 Unzüchterherr und 1761 Kornmarktherr. Zum Landvogt von Waldenburg wurde er am 7. März 1763 gewählt, nachdem er in der Vorwahl 12 von 18 Stimmen auf sich vereinigt hatte. Als er am 14. März 1764 den Amtseid leistete, bürgten für ihn die Ratsherren Meyer und König.

Noch vor Antritt seines Amtes hatten der Registrator und Ingrossist das Schloßarchiv geordnet und besonders die Einschlagsbücher gut eingerichtet. Darüber wurde auch während dieser ganzen Amtsperiode keine Klage laut. Ueberhaupt scheint dieselbe im ganzen eine ruhige gewesen zu sein. Nur war der Landvogt, wie der weiter unten zu besprechende Streit mit dem Oberstknecht zeigen wird, etwas hitziger Natur, und der Rechtsfall des Juden Samuel Wog spricht auch nicht gerade zu seinen Gunsten. Diesem schuldete Jakob Thommen von Hölstein eine Summe von 21 Neuthalern und wurde von ihm im Jahre 1764 auf Grund einer Handschrift durch das Gericht in Waldenburg betrieben. Da er aber behauptete, 12 Thaler bezahlt zu haben, ließ ihn das Gericht schwören, zog die 12 Thaler von den 21 ab und belegte außerdem den Juden mit einer Strafe von 13 Thalern. Darauf zahlte Thommen die restierenden neun Thaler; der Landvogt aber verfällte den Verurteilten noch über-

dies wegen Betrügerei zu einer neuen Buße von sechs Thalern und wollte ihm bloß drei Thaler herausgeben. Der Kleine Rat aber, vor den der Fall erst 1769 gelangte, hob auf Antrag der Landkommission beide Urteile auf, als den Gesetzen zuwiderlaufend.

Arbeit hatte der Landvogt in den letzten Jahren infolge der Teurung genug, da die Not besonders im Amt Waldenburg sehr groß war. Im Jahre 1770 wurden dreimal Mehlverteilungen unter die armen Landbewohner vorgenommen und an 6136 Personen 58,478 Pfund Mehl abgegeben, während das viel größere Amt Farnsburg nur 48,200 Pfund erhielt. 1771 wurden sämtliche Müller der Landschaft angewiesen, Frucht in Basel zu beziehen, worauf das Mehl unter die Haushaltungen zum Preise von acht Rappen das Pfund verteilt, den ganz Armen auch geschenkt wurde.

Kündig starb am 11. Dezember 1777 in Basel, nachdem ihm seine Frau 1763 im Tode vorangegangen und am 13. Januar dieses Jahres auf dem Friedhof zu Oberdorf begraben worden war.

4. Joh. Ulrich Schnell (1772—1780).

Das Geschlecht der Schnell in Basel reicht sicher bis ins 14. Jahrhundert zurück. Denn 1391 wurden nach Ochs beim Zug nach Delsberg Peter Snelle, 1393 bei denjenigen nach Muttenz ein anderer Snelle und 1409 im Lager vor Istein Hetzel Snell von Landser ins Bürgerrecht aufgenommen. Wahrscheinlich haben sie in keinem verwandtschaftlichen Verhältnisse zu einander gestanden. Die nähern Angehörigen des Landvogts Hans Ulrich mag Stammbaum B. 4 zeigen.

Der Landvogt Johann Ulrich, der mit seinem gleichnamigen Oheim, dem zu Safran zünftigen Ratsherrn und Direktoren der Kaufmannschaft, und dessen Enkel, dem Gerichtsherrn Ulrich Schnell (1730—1792) nicht verwechselt werden darf, wurde am 25. Oktober 1705 zu St. Peter getauft. Schon 1733 erlangte er die

Stelle eines Sechsers zu Gartnern und 1735 als einzig Wählbarer auch die eines Meisters der genannten Zunft. Als solcher wurde er 1746 Deputierter zum Postwesen, 1748 Bürgerrechtsdeputierter, 1750 Münzherr und 1766 Reformationsherr. Dazu erhielt er am 2. Juli 1750 die Landvogtei Riehen (6/18), die er bis zum Jahre 1772 inne hatte.

Es waren Geschäfte mancher Art, die er während dieser 21 Jahre besorgen mußte, wie sie nicht nur die Aufsicht über die Unterthanen der beiden Ortschaften, sondern auch der Verkehr mit den Nachbarn mit sich brachte. Aber alle scheint er zur vollen Zufriedenheit der Behörden erledigt zu haben. Wenigstens vernehme ich nirgends von einem Tadel, der ihm ausgesprochen wurde.

Da erfolgte am 4. März 1771 unter 15 Bewerbern seine Wahl zum Landvogt von Waldenburg (7/19), und um Oculi 1772 (22. März) trat er sein neues Amt an, nachdem er am 21. desselben Monats den Eid geleistet und den Gerichtsherrn Ulrich Schnell und Johannes Mieg als Bürgen gestellt hatte.

Auch hier ging die Verwaltung ihren ruhigen Gang weiter. Doch allmählich begannen die Kräfte abzunehmen. Als 1771 der neue französische Gesandte, Vicomte de Polignac, bei Waldenburg vorbeireiste, wurde dem Landvogt gestattet, seinen Schreiber abzuordnen, wenn er selbst gesundheitshalber bei der Begrüßung nicht erscheinen könne. Ebenso war er am 7. März 1780 nicht im stande, die letzte Jahresrechnung persönlich abzulegen, sondern mußte sich wieder durch Schloßschreiber Beck vertreten lassen. Er erholte sich nicht mehr; denn schon am 12. Juni desselben Jahres wurde er zu St. Peter in Basel begraben.

5. Leonhard Heusler (1780—1788).

Die erlauchte, seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts in Basel ansäßige Familie Heusler arbeitete sich durch ihre industrielle Thätig-

keit bald zu einer der angesehensten der Stadt empor. Während ein Zweig die Papierfabrikation betrieb, hatte sich ein anderer der Bleicherei zugewendet. Der letztern gehörte der Landvogt Leonhard an. Er wurde wie seine Vorfahren zu St. Alban geboren, siedelte sich aber später in Kleinbasel an, wo auch seine Nachkommen verblieben. Ueber seine nächsten Ascendenten und Descendenten mag Stammbaum B. 5 belehren.

Der am 25. Dezember 1718 zu St. Alban getaufte Landvogt Leonhard darf nicht mit zwei andern Leonhard Hensler verwechselt werden, dem Gerichtsherrn und Strumpffabrikanten Leonhard, Andreä Sohn † 1781, und dessen Sohn Leonhard, Staatsrat † 1807, deren Vorfahren schon längere Zeit in Kleinbasel gewohnt hatten. Jener war Mitmeister zum Greifen und dieser seit 1790 Sechser und seit 1793 Ratsherr zum Schlüssel. Der Landvogt Leonhard war zu Webern zünftig und wurde 1749 Sechser und 1765 Meister. 1751 kam er in das Gescheid jenseits, erhielt 1756 die Hauptmannsstelle der Dragonerkompagnie in dem Regimente Hebdenstreit-Merian und 1777 sogar die Ehre eines ennetbirgischen Gesandten. 13 Jahre lang, d. h. vom 12. Oktober 1766 bis zu seiner Erwählung zum Landvogt von Waldenburg, bekleidete er das Amt eines Fruchtverwalters der Dompropstei, das er besonders in der letzten Zeit nicht mehr untadelig führte. Zu verschiedenen Malen mußte er an seine Pflicht gemahnt und sogar mit Verzeigung an die Gnädigen Herren bedroht werden. Im Herbst 1779 standen noch drei Jahresrechnungen aus, und als am 27. Februar 1780 die letzte vorgelegt wurde, zeigte sich ein Manko in Korn und Geld. Zwar gelang es ihm, 40 Vierngel und 5 Sester auf einen Irrtum zurückzuführen; aber er hatte doch noch 11 Vierngel und 11 Sester zu decken.

Es war diese Verwaltungsstelle kein Amt, das den Inhaber die ganze Zeit in Anspruch nahm. Dies geht schon daraus hervor,

daß Heusler seine Meisterstelle beibehielt, in verschiedene Kommissionen gewählt wurde, 1773 in die Fleischschau und 1774 in die Vigilanz, ja daß er sein Geschäft weiter betrieb. Wenigstens wird uns aus dem Jahr 1767 von einem Prozeß erzählt, den er mit einem Bleichergesellen Matthis Schwarz von Straßburg zu führen hatte. Das Stadtgericht der mindern Stadt verurteilte den Meister; allein er rekurrierte an den Kleinen Rat, zog sich aber wegen der etwas derben Klageschrift, einer Arbeit des Ratsredners Burckhardt, eine scharfe Rüge zu. Ebenso klagte 1779 die Jungfrau Hofrat Süß von Röteln wegen 120 Ellen Tuch, die ihm auf der Bleiche abhanden gekommen, wurde jedoch vor den kompetenten Richter gewiesen.

Zum Landvogt von Waldenburg wurde er unter neun Herren am 9. März 1779 gewählt (9/19) und leistete am 26. Februar 1780 den Amtseid, wobei er als Bürgen seinen Bruder Niklaus und seinen Schwager, den Ratsredner Burckhardt, stellte.

1784 wurde er vom Badwirt von Oberdorf wegen Weinausgebens angeklagt und darauf angehalten, in Zukunft vor dem Verwirten seines Zehnten- und Kompetenzweines wie ein gewöhnlicher Bürger das Ungeld zu entrichten. Im Jahre 1787 verfolgte einer seiner Knechte einen Hasen auf das Wildensteiner Gut, das laut Brief von 1720 das Jagdrecht besaß, und wurde deshalb zur Bestrafung vor die Besitzerin desselben, Frau Werthemann, geladen. Aber statt ihr zu willfahren oder von Basel Verhaltungsmaßregeln zu erbeten, begann der Landvogt eine gehässige Korrespondenz. Doch der Kleine Rat, dem die Briefe vorgelegt wurden, sprach ihm das hochobrigkeitliche Mißvergnügen aus. Durch dieses barsche Benehmen scheint er sich viele Feinde zugezogen und die Unterthanen von sich abgestoßen zu haben. 1788 beschwerten sich nämlich einige Reigoldswiler und Lauwiler über ungerechte Bestrafung. Als er darauf aufgefordert wurde, über den betreffenden Vorfall einen Bericht ein-

zugeben, nannte er die Gegner berüchtigte Säufer und Lumpen, so daß auch die Haushaltung fand, die den Streit zu begutachten hatte, diese unanständigen Ausdrücke zeigten einen erzürnten Richter und setzten die gebührende Achtung vor den Gnädigen Herren hintan. Die Bauern wurden freigesprochen, und der Landvogt erhielt seine Rüge.

Nach Basel zurückgekehrt, wurde Heusler wieder Meister. Doch er hatte schon sein 74. Altersjahr erreicht. Darum ist es nicht zu verwundern, daß von weiterer politischer Thätigkeit nicht mehr gesprochen wird. Er starb am 3. November 1799 und wurde zu St. Leonhard begraben.

6. Emanuel Wohnlich (1788).

Lutz berichtet in seinem Bürgerbuch, daß 1534 ein Michael Wohnlich, Beck von Oberwil, und 1595 ein Niklaus Wohnlich, Goldschmied von Luzern, das hiesige Bürgerrecht erhalten hätten. Welcher von beiden der Vorfahr des Landvogts Emanuel gewesen, kann ich um so weniger bestimmen, als ich wegen der Ungenauigkeit des statistischen Materials nicht einmal im stande bin, den Großvater anzugeben. Das Sichere enthält der Stammbaum B. 6.

Der Maler und Landvogt Emanuel Wohnlich entstammte einer Bäckerfamilie in Kleinbasel und wurde am 17. Juli 1714 zu St. Theodor getauft. Auf seiner Wanderung scheint er nach Zofingen gekommen zu sein und sich dort mit Esther Lang, der Tochter des Metzgers Hans Adam Lang und der A. Maria, geborene Ryhiner, verlobt zu haben.[1]) Die Heirat fand 1742 in Basel statt, wo dem jungen Ehepaar am 25. April 1742 zu

[1]) Sie wurde laut den freundlichen Mitteilungen von Herrn Gemeindeschreiber Sandmeyer in Zofingen dort am 15. August 1723 getauft. Weiteres enthalten die dortigen Kirchenbücher nicht mehr über sie.

St. Peter ein Knäblein, Namens Samuel, getauft wurde. Allein erst am 17. Mai 1745 bat Wohnlich in einer Bittschrift den Großen Rat, seine Frau gegen die gewöhnliche Gebühr von 50 Pfund ins hiesige Bürgerrecht aufzunehmen. Diesem Gesuch wurde jetzt um so eher entsprochen, als sie nicht nur ehelicher und ehrlicher Geburt war, sondern auch von ihren Eltern 600 fl. Bargeld als Mitgift erhalten hatte. Emanuel trat in die Schären- oder Himmelzunft ein und wurde da 1762 Sechser und 1769 Meister. Seinen Wohnsitz schlug er von Anfang an in Großbasel auf, da seine Kinder zu St. Peter getauft und er 1773 zum Quartierherrn zu St. Johann ernannt wurde. 1769 wählte man ihn in die Vigilanz, 1772 zum Gerichtsherrn in Kleinbasel, was er bis 1778 blieb, und 1777 zum Spettherrn des Fünferkollegiums. 1775 wurde ins Waisenhaus ein Knabe aufgenommen, der sein Lehrling gewesen war.

Am 12. März 1787 wurde er mit 10 von 15 Stimmen zum Landvogt von Waldenburg vorgeschlagen und gewählt, und am 23. Februar 1788 schwor er den Amtseid, wobei er als Bürgen Meister Emanuel Schardt und alt-Landvogt Holzach stellte.

Doch es war ihm nur eine kurze Amtsthätigkeit beschieden. Denn er starb schon im Herbste dieses Jahres und wurde am 11. September zu Oberdorf begraben. Am 15. September desselben Jahres reichten die beiden Töchter Salome und Margaretha, als einzige Erben, durch ihren Vogt, den Weißbeck J. J. Wohnlich, dem Großen Rat eine Bittschrift ein und baten um eine Tröstung, da ihr Vater durch Ankauf von Pferden, Wagen, Effekten, Hausrat, Dienste u. dergl. gegen 5000 Pfund Unkosten gehabt. Sie durften bis Oculi 1789 auf dem Schlosse bleiben und erhielten von dem Nachfolger als Entschädigung 600 Neuthaler in drei Jahresterminen ausbezahlt, wofür ihm selbst seine Amtszeit von acht auf neun Jahre verlängert wurde.

7. Johann Jakob Müller (1789—1798).

Lutz bemerkte in seinem Bürgerbuch, daß die in Basel lebenden Müller auf zwei Stammväter zurückzuführen seien, einen Mathias Müller von Wangen im Allgäu und Johann Müller, genannt Molitor, Pfarrer in Riehen, eine Behauptung, die er wohl kaum zu beweisen imstande gewesen wäre. Bei der großen Verbreitung des Namens ist es ohne Anhaltspunkte überhaupt sehr schwierig, einen Zweig auf mehrere Generationen hinaus zu verfolgen. Ich kann deswegen über die Verwandten des Landvogts sicher nur das Wenige angeben, was Stammbaum B. 7 enthält.

Der Metzger und Landvogt Joh. Jakob Müller wurde am 21. April 1746 zu St. Peter getauft. Er wurde 1784 Sechser und 1785 Ratsherr zu Metzgern und gelangte 1787 in die Vigilanz und die Michelfelderkommission. Am 20. Oktober 1788 erhielt er die Landvogtei Waldenburg (7/18) und zwar wegen der Entschädigung der Wohnlich'schen Erben auf 9 Jahre und wurde am 11. März 1789 mit seinen Bürgen Matthäus Müller und Joh. Krug beeidigt.

Seine Verwaltung steht bei der Bevölkerung des Waldenburger Amtes in schlimmem Angedenken; denn wie Hagenbach entfremdete er sich seine Untergebenen durch sein barsches Wesen und die hohen Strafen. So wurde 1793 mit aller Strenge gegen diejenigen verfahren, die sich mit den eidgenössischen Zuzügern zu Bubendorf und Ramlinsburg dem Tanzvergnügen hingegeben; ja der Harschierer erhielt Befehl, eine fremde Dirne nicht nur zum Lande hinauszuführen, sondern in allen Dörfern zu peitschen.

Das geschah zu einer Zeit, wo die französischen Ideen von Freiheit und Gleichheit in der Landschaft Basel Boden faßten. Ein Hauptagitator war der Wirt Madörin von Liestal in Reigoldswil, der nicht nur die Unzufriedenen um sich sammelte,

sondern auch Flugschriften verbreitete. Diese scheint man besonders in Bubendorf eifrig gelesen zu haben. Wenigstens reizten da 1793 „einige unruhige Köpfe“ geradezu zur Revolution auf; sie wurden aber festgenommen und durch die Sieben besprochen. Ebenso gab es 1794 wie in andern Aemtern Anstände wegen des Heuzehntens.

Den Schulmeister Hug von Basel in Oberdorf, der bei dem Bau des dortigen Schulhauses wesentliche Dienste geleistet, stieß Müller einmal in Gegenwart mehrerer Personen mit den Fäusten und trieb ihn mit den verächtlichsten Ausdrücken ins Haus zurück. Am 7. Januar 1795 wollte dieser aufs Schloß gehen, um vom Vogt eine Unterschrift zu erlangen. Er traf ihn am Eingang des Städtchens, als er eben im Begriffe war, sich zu einem Augenschein auf den Hauenstein zu begeben. Als der Lehrer ihm sein Anliegen mitgeteilt und erklärt hatte, er wolle auf ihn warten, gab er ihm den barschen Bescheid, auf dem Schlosse sei er morgen zu treffen. Das erzürnte den gerade anwesenden Bruder, Hieronymus Hug, Vorsteher des Basler Alumnenhauses, derart, daß er den Landvogt Chicaneur und schlechten Bürger nannte. Die Folge war eine Verzeigung an den Kleinen Rat, und Hug wurde das obrigkeitliche Mißfallen ausgesprochen und die Weisung gegeben, er solle sich in Zukunft nicht mehr in fremde Sachen mischen.

Der Wirt Madörin hatte den Gedanken an die Befreiung des Landvolks nicht aufgegeben und arbeitete im Stillen weiter. Darum war sein Name den Patrioten in Basel wohl bekannt, und er nahm am 1. Januar 1798 am Friedensmahl in der Bärenzunft teil. Von da an scheint er unablässig thätig gewesen zu sein und verbreitete nach dem Zeugnis des Maurers Daniel Baumann von Waldenburg das bei jenem Anlaß aufgestellte Parteiprogramm. Es enthielt folgende Punkte: 1. Abschaffung der Waldkommission und Besorgung der Wälder durch Landleute. 2. Aufhebung des Ungeldes. 3. Ersetzung des Dreieramtes durch Leute, die mit

geringerm Einkommen vorlieb nehmen. 4. Abschaffung der Einschlagsgelder. 5—7. Aufhebung des Bodenzinses, des Zehnten und des Burgkorns (Abgabe im Amt Waldenburg). 8. Freier Weinkauf. 9. Reduktion der Gantgebühren auf zwei Schilling vom Pfund. 10. Abschaffung der Landvögte und Schultheißen. 11. Aufhören der obrigkeitlichen Fronen. 12. Reduktion der Einkünfte der Herren Geistlichen auf die Hälfte. 13. Das Bauamt wird als überflüssig aufgehoben. 14. Dem Amt Waldenburg wird man seine Enthaltung vom Friedensmahl gedenken. 15. Wenn die Gnädigen Herren in diese Punkte nicht einwilligen wollen, so verläßt man sich auf die französische Republik.[1])

Am 10. Januar 1798 wurde darum Madörin dem Landvogt als unruhiger und gefährlicher Mann verzeigt, der aufrührerische Reden betreibe. Das Amt sei ruhig und die Anhänglichkeit an die bisherige Obrigkeit zu rühmen. Wie groß jedoch dieselbe und seine eigene Beliebtheit war, zeigte der folgende Tag, als die beiden Deputierten Hieronymus Christ und Merian nach Bubendorf kamen.[1]) Man klagte hauptsächlich über Landvogt Müller, der sich während seiner acht Jahre um 80,000 Pfund (!) bereichert, einen wegen einer Maß Wein über 100 Pfund gestraft, die Schloßfron übertreibe, stolz und eigensinnig handle und überhaupt ein Tyrann sei. Einige Tage später erschienen auf dem Schloß einige junge Reigoldswiler, um die vor ein paar Jahren bezahlten Strafgelder zurückzufordern, und empfingen sie. Darauf entfernte sich der Landvogt, trotz aller Mahnungen der Regierung, auszuharren, soll sich kurze Zeit im Pfarrhaus zu Waldenburg versteckt gehalten haben und flüchtete sich alsdann nach Aarau.

Seine Befürchtung war gerechtfertigt gewesen; denn kaum war er fort, stellte sich eine neue Schar Reigoldswiler ein und verlangte dasselbe. Doch konnte sie der Schloßschreiber Munzinger, der von

[1]) Vaterl. Bibl. O 26. 2.

da an die Geschäfte besorgte, beruhigen, so daß sie wieder abzogen. Dessen Hauptsorge war nun in den folgenden Tagen die Räumung des Schlosses, sowie die Sicherung des Archivs und der landvögtlichen Habseligkeiten im Städtchen Waldenburg. Als dies geschehen, wurde am 17. Januar abends das Schloß angezündet und verbrannt. Aber auch der Eselstritt blieb der gefallenen Größe nicht erspart. Zwei Waldenburger belangten Müller vor Gericht, J. J. Baumann aus Rache und der Ziegler J. Keller aus Habsucht. Jener behauptete, der Landvogt habe nicht nur viele Bedrückungen ausgeübt, sondern ihn bei den Herren Burckhardt und Buxtorf verleumdet und so seinen Ruin herbeigeführt. Dieser aber verlangte 45 Pfund Entschädigung für die Benützung einer Remise bei der Ziegelei, worein der Vogt seinen Wagen versorgt hatte. Aber beide wurden abgewiesen (20. März und 13. April 1798).

Munzinger fand später als Sekretär in der Stadt Verwendung und wurde als solcher am 23. April 1798 aufgefordert, die letzte Waldenburger Jahresrechnung vorzulegen. Das geschah am 15. Juni in Gegenwart des frühern Landvogts Müller. Dieser wurde in der Mediation wieder Mitglied des Kleinen Rates (Meister) und des Kriminalgerichtes. Er lebte bis zum 14. Dezember 1810 und wurde zu Predigern begraben.

Sein Sohn, der Metzger Johann Müller, hatte sich am 22. Mai 1793 in das kaiserliche Lager zu Weil begeben und mit den dortigen Soldaten getrunken. Da wurde er unter dem Vorgeben, zur Desertion aufgereizt zu haben, verhaftet und bis zum 13. Juni in Gefangenschaft gehalten. Dann gab man ihn hauptsächlich infolge einer Bittschrift des Vaters wieder frei.

8. Niklaus Geymüller (1797 gewählt).

Trotzdem Niklaus Geymüller nicht mehr ins Schloß Waldenburg aufziehen konnte, sondern nur gewählt war, erfordert es doch

die Vollständigkeit, seiner und seines Geschlechts mit einigen Worten zu gedenken. Daß er keiner adeligen Familie angehörte, beweist schon der Umstand, daß sie weder bei Leu, noch bei Holzhalb Aufnahme gefunden, und doch hätte sie es verdient. Denn der 1763 gestorbene Mathias Geymüller zeichnete sich als Landvogt von Lugano so sehr aus, daß ihm bei seinem Abzug seine Amtsangehörigen eine weißseidene Fahne schenkten, die fortan zu Kürschnern aufbewahrt wurde.

Der am 20. März 1797 zum Landvogt von Waldenburg gewählte Niklaus Geymüller wurde am 1. Dezember 1746 als Sohn von Hans Georg Geymüller und der Maria Battier zu St. Peter getauft. Er wurde 1782 Sechser und 1787 Ratsherr zu Kürschnern, nachdem ihm 1779 die Hauptmannsstelle der Freikompagnie zu teil geworden. 1787 und 1794 wählte man ihn in die Vigilanz und 1788 zu einem Gerichtsherrn diesseits. In der Mediation finden wir ihn als Ratsherrn zu Kürschnern. Er starb am 27. März 1832 und wurde zu St. Leonhard begraben.

Ueber die Angehörigen mag Stammbaum B. 8 Auskunft geben.

C. Homburg.

1. Joseph Burckhardt (1745—1753).

Die Familie Burckhardt hat sich durch Aufstellung eines trefflichen Stammbaumes ein ehrendes Denkmal geschaffen. Indem ich mich auf denselben beziehe, begnüge ich mich, die Verwandtschaft der beiden diesem Geschlechte angehörenden Landvögte, Joseph und Johann Heinrich, festzustellen. Sie stammten von dem zweiten Sohn des Stammvaters Christoph, Hieronymus, ab, wie Stammbaum C. 1 zeigen mag.

Joseph Burckhardt wurde am 13. November 1718 in Rothenfluh geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Schon in seinem 26. Jahre bewarb er sich mit 52 andern Herren um die Landvogtei Homburg und erhielt sie am 2. März 1744. Als er am 27. Februar 1745 den Amtseid schwor, leisteten für ihn Bürgschaft sein Vater, Pfarrer Christoph Burckhardt in Rothenfluh, und H. Jakob Fäsch, Kommandant über ein Bataillon in dem schweizerischen Regimente Sedorf.

Als Landvogt von Homburg wurde ihm das gewöhnliche Klagelied gesungen, daß er die Straßen besser besorgen und richtig überführen lassen solle. Ebenso wurde das Schloßprotokoll nicht fortgeführt, und die Güterverzeichnisse und das Zinskorpus waren in ziemlicher Unordnung.[1] Sonst ist mir über seine Amtsthätigkeit nichts bekannt, weder Böses, noch Gutes.

Als er nach Basel zurückgekehrt war, wurde er am 15. August 1753 zu einem Gerichtsherrn der mindern Stadt gewählt, meldete sich aber 1760 schon wieder für die gleiche Landvogtei Homburg und empfing sie auch am 4. März dieses Jahres (6/18). Allein nun erklärte er zu Weinleuten, wo er zünftig war, wenn man ihn zum Sechser machen werde, wolle er auf das ihm übertragene Amt verzichten, und wirklich, das sonst so launige Los erfüllte seinen Wunsch. Er wurde Sechser, 1761 Gerichtsherr der mehreren Stadt, 1768 Waldherr, 1769 Salzherr und 1772 Deputierter zu den Statuten. Als im gleichen Jahre die Landvogtei Münchenstein ledig wurde, bewarb er sich mit 21 Herren, gelangte am 23. März mit 8 von 19 Stimmen in die Wahl und wurde wiederum vom Los begünstigt. Diesmal bürgten am 10. März 1773 sein Schwager, Deputat Fäsch, und Professor Balthasar Burckhardt.

Auch diese Amtsperiode scheint ihren ruhigen Verlauf genommen zu haben. An mehr oder weniger wichtigen Begeben-

[1]) Missiven 1753.

heiten fehlte es nicht, und namentlich hören wir von einem heftigen Weidgangsstreit des Gutes Meyenfels mit Pratteln. Der Landvogt mußte der Gemeinde den obrigkeitlichen Tadel aussprechen; aber nichts deutet darauf hin, daß er seine Kompetenzen überschritten oder ungerecht gehandelt habe. Auch die Aussetzungen, die 1780 bei seiner Jahrrechnung gemacht wurden, waren unbedeutender Natur. Ein schwerer Schlag traf ihn am 9. November 1779 durch den Hinschied seiner Gattin, A. Maria Fäsch, einer Tochter des Lohnherrn Lukas Fäsch, die ihm einen Sohn und zwei Töchter geschenkt hatte.

Nachdem er so über 30 Jahre lang als Richter und Verwaltungsbeamter dem Staate gedient, brachte er die letzten Jahre seines Lebens in der bescheidenen Stellung eines Kaufhausknechtes zu und zwar von 1782 bis zu seinem Tode, der am 13. September 1791 erfolgte.

2. Joh. Rud. Beck (1753—1761).

Nach Lutz stammt das Beck'sche Geschlecht in Basel von Valentin Beck von Konstanz ab, der 1553 ins hiesige Bürgerrecht aufgenommen wurde. Er hatte zwei Söhne, den Lohnherren Theobald † 1564, vermählt mit Salome Oberried, und Jakob, Schaffner zu St. Alban † 1571, der Judith Falkner zur Frau hatte. Die drei Söhne Theobalds, Sebastian † 1611, Valentin † 1607 und Jakob † 1639 wurden die Stammväter der drei Seitenlinien. Der Landvogt Joh. Rudolf gehörte der mittlern an. Seine Anverwandten zeigt Stammbaum C. 2.

Der am 26. Januar 1696 zu St. Alban getaufte Landvogt Joh. Rudolf darf nicht mit einem gleichnamigen Beck verwechselt werden, der, seines Zeichens ein Glaser, im Jahre 1742 Sechser zum Himmel wurde, mit A. Katharina Nodler verheiratet war und im Jahre 1777 das Gut Otterbach kaufte. Der spätere Landvogt

bekleidete nicht weniger als 20 Jahre lang, nämlich 1732 bis 1752 die Stelle eines Bauschreibers, die ihm wegen des Baues der Birsbrücke und der Waldenburgerstraße viel außerordentliche Arbeit brachte. Dafür erhielt er 1743, 1744 und 1749 je 200 Gulden Extrabelohnung. Seine Wahl zum Landvogt auf Homburg erfolgte am 6. März 1752 (6/19) und seine Beeidigung am 21. März 1753, wobei seine Schwäger, Emanuel Socin, Weinschreiber, und Benedikt Socin Bürgschaft leisteten.

Beck hatte schon durch seine frühere Stellung Einsicht in die Verwaltung erhalten und scheint sich auch als Landvogt bewährt zu haben. Im Archiv wurden das Zinskorpus, die Heischrötel und die ganze Registratur nach dem Muster von Farnsburg neu eingerichtet.

Seinem mütterlichen Großvater Jakob Christ hatte am 12. Mai 1699 Frau Maria Anna Barbara von Reichenstein, geborene von Eptingen, 160 Speciesthaler zu Lehen gegeben, gegen einen jährlichen Zins von 5 Sack Roggen und 1 Pfund Pfeffer oder statt des letztern 10 ß in Geld von der untern Brotlaube. Dieses Lehen war durch seine Mutter Judith Christ auf Joh. Rudolf Beck übergegangen, und er hatte den Zins pünktlich entrichtet. Da forderte 1763 der bischöfliche Erbkämmerer von Reichenstein die Rückzahlung des Kapitals. Der Kläger wurde an das kompetente Gericht gewiesen. Doch ist in den Civilakten über diese Angelegenheit nichts weiter verzeichnet.

Politisch bethätigte sich nach seiner Rückkehr von Homburg der Greis nicht mehr. Er starb 81-jährig und wurde am 20. September 1777 zu St. Peter begraben. Kinder hat er keine hinterlassen.

3. Joseph Burckhardt (1760 gewählt s. o. Nr. 1).

4. Johann Heinrich Burckhardt (1761—1769).

Johann Heinrich Burckhardt, über dessen Anverwandten oben unter Nr. 1 gesprochen worden, wurde am 11. März 1703 als

Sohn des Deputaten und Dreizehnerherrn Joh. Bernhard Burckhardt und der Charlotte Schmidtmann geboren. Er war Goldschmied, trat aber in französische Dienste und wurde Kapitänleutnant.

Nach der Abdankung Joseph Burckhardts bewarb er sich mit 26 Herren um die Landvogtei Homburg und wurde gewählt, nachdem er in der Vorwahl nur 3 von 18 Stimmen erhalten hatte. Am 14. Februar 1761 legte er den Amtseid ab und präsentierte als Bürgen den Oberstmeister Andreas Burckhardt und Bernhardt Falkeisen.

Ueber seine Verwaltung liegt mir eine Notiz aus dem Jahre 1767 vor. Er hatte zu Thürnen über einen Einschlag von $7^{1}/_{2}$ Jucharten, die sieben Landleuten gehörten, den Augenschein einzunehmen und forderte ein Rittgeld von 23 fl. 48 Kr. Als die Betreffenden nicht zahlen wollten, wandte er sich selbst an den Kleinen Rat, wurde aber an die Ordnung gewiesen, laut welcher er nur ein Rittgeld von 3 fl. und 10 β für das Schreiben beziehen durfte.

Bemerkenswert aus dieser Periode sind die Weidgangsstreitigkeiten der Gemeinde Läufelfingen mit Hauenstein und Wisen, die dadurch veranlaßt wurden, daß der Weidgangsbezirk, die sogenannte Einig, und der Gemeindebann sich nicht deckten.

Johann Heinrich Burckhardt, der mit Kath. Frey, der Witwe von Hans Heinrich Risler vermählt war, starb am 7. Februar 1773 kinderlos.

5. Andreas Fäsch, J. U. L. (1769—1772).

Ueber die Genealogie und Geschichte der einst so gefeierten und hochverdienten Familie Fäsch ist von berufener Seite schon so vieles geschrieben worden, daß ich mich füglich darauf beziehen darf.[1]

[1]) Jahrbuch 1882, Basler Taschenbuch 1856, Basler Beiträge 1849, Jura zum Schwarzwald 1889, Geschichte der öffentlichen Bibliothek, Universitätsprogramm 1896.

Darum lasse ich hier nur eine Zusammenstellung der in unserer Periode amtenden oder gewählten Landvögte folgen. Siehe Stammbaum C. 3.

Der am 12. Dezember 1728 zu St. Peter getaufte Landvogt Andreas Fäsch wandte sich wie sein Vater, Großvater und Urgroßvater dem juristischen Studium zu. Diese verwalteten nämlich das von Prof. juris Remigius Fäsch † 1667 gestiftete Fäschische Fideikommiß, d. h. das Kabinett mit der Bibliothek im Fäschischen Haus auf dem Petersplatze, über das in erschöpfender Weise das erwähnte Universitätsprogramm handelt. Als im Jahre 1745 der Vater als Landvogt nach Farnsburg zog, blieb Andreas, schon J. U. C. mit Professor Bernoulli im Hause. Indessen treffen wir ihn schon 1747 in Farnsburg als Schreiber seines Vaters, und nach dessen Tode bat am 22. Dezember 1750 die Witwe, diesen ihren Sohn bis Oculi 1751 als Verweser anzuerkennen und majorenn zu erklären. Beides geschah, und am 5. Dezember 1750 leistete er den gewöhnlichen Amtseid.

Als die Familie 1751 das Schloß verlassen, setzte er seine Studien fort und erlangte im gleichen Jahre durch eine Dissertation de occupatione das Licentiat beider Rechte und somit auch die Verwaltung des Fideikommisses. 1756 wurde er Accedent in der Kanzlei und 1758 Sechser zu Spinnwettern. Aber mehr als alle Arbeiten in der Schreibstube lockte ihn die freie Natur, und er, der Besitzer des schönen Landgutes Dietisberg bei Diegten, wurde einer der eifrigsten Apostel der neuen landwirtschaftlichen Theorien. Daher wurde er auch im Jahre 1761 mit Landvogt Hieronymus Christ von Münchenstein mit der Mission betraut, in mehreren Gemeinden wegen Verbesserung der Landwirtschaft eine Untersuchung vorzunehmen und dem Kleinen Rat einen Bericht einzugeben (siehe Christ, Münchenstein).

Die Freude am Landleben hat ihn wohl auch 1768 veranlaßt, sich für die erledigte Landvogtei Homburg zu melden. Er erhielt

sie unter 25 Bewerbern am 17. März d. J. (5/19). Aber als er am 25. Februar 1769 den Amtseid schwören sollte, war er durch Krankheit verhindert. Er konnte es erst am 22. März thun, wobei er als Bürgen seine Schwäger, Dreierherrn Ortmann und Gerichtsherrn Mitz, stellte.

Er nahm sowohl eine Verbesserung des Schlosses als der Schloßgüter vor und erwies sich überhaupt als einen praktischen Mann, daß ihm die Regierung „wegen seiner anerkannten Geschicklichkeit" ihr volles Zutrauen entgegenbrachte. Allein schon am 14. Juni 1772 wurde er vom Tode dahingerafft. Da ihm 1768 das Dreieramt 100 Louisdor vorgeschossen und erst 150 Thaler zurückbezahlt waren, wurde am 20. Juni d. J. beschlossen, daß die Erben noch 50 Thaler geben, die übrigen 200 Thaler aber von Fäsch's Nachfolger getragen werden sollten. Dafür trat dieser schon am 21. September des laufenden Jahres sein Amt an, und es wurde die letzte Jahresrechnung am 15. März 1773 von Peter Rosenburger vorgelegt.

6. Peter Rosenburger (1772—1781).

Nach Lutz und Holzhalb hat das Geschlecht der Rosenburger von dem Schlosse Rosenberg im St. Gallischen Rheinthale den Namen erhalten. Von da zog Gabriel Rosenburger nach Müllheim im Badischen, wo ihm im Jahre 1478 ein Sohn, Namens Peter, geboren wurde. Dieser ließ sich in der Folge in Basel nieder, wurde hier ins Bürgerrecht aufgenommen und heiratete Sara von Stein. Von seinen drei Söhnen Peter, Konrad, Gabriel stammen sämtliche Basler Rosenburger ab. Die nächsten Verwandten des Landvogts zeigt Stammbaum C. 4.

Der Landvogt Peter Rosenburger wurde 1712 in einer einfachen Lehrerfamilie geboren und am 10. April desselben Jahres zu St. Leonhard getauft. Er erlernte den Beruf eines Buchbinders,

war 1733 Schuldiener zu Arisdorf[1]) und wurde im Jahre 1739 als Nachfolger des Bernhard Müller zum Provisor der Mägdleinschule zu Barfüßern und zugleich zum Sigristen zu St. Martin gewählt. Sein Vorgesetzter, der Schulmeister Christoph Gengenbach, war zuerst ein eifriger, gewissenhafter Mann, der die Kinder recht vorwärts brachte. Aber allmählich begann er, dieselben auf eine unverantwortliche Weise zu strafen, sie auf die Hände und den Kopf zu schlagen und den Provisor durch sein hochfahrendes und grobes Wesen von sich abzustoßen. Rosenburger klagt bitter, wie sehr er unter diesen Umständen leide. Da wurde 1747 Gengenbach abgesetzt und an seine Stelle Joh. Georg Holzach ernannt. Rosenburger war nicht einmal in die Vorwahl gekommen. Am 18. Februar 1756 legte er das Schulscepter nieder, bezog aber noch ein Jahr das Einkommen, weil auch er einst so lange den Dienst ohne Belohnung versehen hatte.

Es hatten nämlich seine beiden Söhne Jakob Christoph und Franz den Betrieb einer Indiennefabrik in Kleinbasel begonnen. Nachdem er schon am 9. September 1739 sein Haus an der Streitgasse veräußert hatte, kaufte er jetzt am 11. Februar 1754 von den Erben des Dompropsteischaffners Joh. Rud. Burckhardt dasjenige zum Stillen Wind (Lindenberg 21) und am 16. Dezember desselben Jahres von Werkmeister Hüglin das daneben liegende. Dazu erwarb er sich am 19. September 1763 von den Erben der Jungfrau Salome Fäsch das zum Hirzburg (Riehenthorstraße 9) und am 4. Januar 1765 von denjenigen der A. Kath. Gysin ein Eckhaus beim Riehenthor. Außerdem besaß die Familie noch das Haus Wylen an der obern Rheingasse, dasjenige zum grünen Adler an der Rebgasse und Land außerhalb der Thore, das sie noch beständig zu vermehren suchte. Es deutet dies darauf hin, daß das Geschäft,

[1]) Civilstand.

„Peter Rosenburger & Söhne," nicht ohne Rendite war. Der eigentliche Leiter war der ältere Sohn Jakob Christoph.

Der Vater wurde 1762 Mitmeister zum Greifen und somit Mitglied des Großen Rates und schon am 20. März des gleichen Jahres von seiner Gesellschaft zu einem Gerichtsherrn der mindern Stadt vorgeschlagen und gewählt. Er muß an der politischen Laufbahn Gefallen gefunden haben; außerdem fühlte er sich wohl nach dem Tode seiner Gattin A. Maria geb. Horner († 11. Juli 1771) in seinem Hause vereinsamt. Als darum 1772 die Landvogtei Homburg ausgekündet wurde, meldete er sich, kam mit 6 von 18 Stimmen in die Vorwahl und erhielt die Stelle durch das Los.

Während seiner Amtsperiode wurde am 16. April 1775 im Schlosse Homburg ein Raubmord begangen. Es war Sonntag, und der Landvogt befand sich in der Kirche. Da wurde die Mauer erstiegen, das Geld gestohlen, und die Magd, die allein daheim geblieben war, tödlich verwundet. Der Thäter, Anton Gerber, wurde von drei Läufelfingern, dem Schmied Rudolf Strub, Gottlieb Rapp und Hans Schaub nach Mumpf und Schwörstadt verfolgt. Hier nahmen ihn die österreichischen Behörden fest und entledigten ihn seiner Barschaft. Doch während Basel noch wegen der Auslieferung unterhandelte, entfloh Gerber mittelst eines zerschnittenen Strohsackes aus dem Gefängnis. Der Landvogt hatte 153 ℔ 18 β 4 ₰ eingebüßt, die ihm wieder ersetzt wurden. Den Staat jedoch kostete der leidige Vorfall im ganzen 667 ℔ 10 β 4 ₰.

Infolge dieses Ereignisses schenkte man auch der Schloßwache wieder größere Aufmerksamkeit. Laut einer Verfügung vom 12. Juli 1775 sollten statt der täglichen Patrouillen nun zwei mit Ober- und Untergewehr bewaffnete taugliche Männer die Wacht Tag und Nacht versehen. Die Gemeinden hatten sie in regelmäßigem Wechsel zu stellen; dabei wurden das kleine Rümlingen und das entfernte Thürnen jedes andere Mal übergangen. Doch diese Einrichtung

befriedigte nicht. Da verlangte man am 21. Februar 1776 nur einen einzigen, aber beständigen von den Gemeinden zu bezahlenden Tagwächter und ließ es in Bezug auf das Nachtwachen beim Bisherigen bewenden. So blieben die beiden genannten Gemeinden wenigstens vom Patrouillendienst befreit.

Diese neue Einrichtung war auf den Vorschlag Rosenburgers getroffen worden, der sich überhaupt durch seine Verwaltung die Zufriedenheit der Regierung erwarb. So wurde ihm auch am 11. Januar 1780 „wegen der mühsamen und geschickten Zusammenstellung der zur Pfarrei Läufelfingen gehörenden Zehnten" der obrigkeitliche Dank ausgesprochen und darauf dem Pfarrer probeweise dieser Zehnten abgenommen und durch ein Fixum ersetzt.

Als Rosenburger nach Basel zurückgekehrt war, schlug ihn 1781 seine Gesellschaft zum Schultheißen vor, aber ohne Erfolg. Er starb am 22. März 1783 und wurde am 25., wohl auf seinen Wunsch, zu St. Martin begraben.

7. Wilhelm Linder (1781—1786).

Nach Lutz empfing im Jahr 1374 Burki Linder, ein Weber, nach dem Zuge nach Hasenburg, das Bürgerrecht. Seine Nachkommen verzweigten sich in viele Linien. Die nächsten Anverwandten des Landvogts Wilhelm zeigt Stammbaum C. 5.

Wilhelm Linder, nicht zu verwechseln mit einem gleichnamigen Gerichtsherrn und Notar, wurde als der älteste Sohn des Bleichers Hieronymus Linder und der Helena geb. Battier am 23. November 1721 in der Kirche zu St. Leonhard getauft. Das elterliche Haus befand sich hinten an der Rüden- und Gerbergasse.[1]) 1746 war der Vater so sehr in Bedrängnis geraten, daß er sich insolvent erklärte, und die Mutter erhielt einen Vormund. Der Sohn Wilhelm wandte

[1]) Kl. Rp. 1778. 25. VII.

sich nach Liestal und verlobte sich hier im folgenden Jahre mit Elisabeth Brodbeck, der Tochter des Jakob Brodbeck und der Eva Gysin. Sie brachte ihm über 2000 Pfund Vermögen, so daß sie ohne Anstand ins hiesige Bürgerrecht aufgenommen wurde, starb aber schon am 18. September 1750 und wurde zu Barfüßern begraben. Sie hinterließ ein Töchterchen Helene, das später die Gemahlin des Bürgermeisters Martin Wenk wurde. Wilhelm verehlichte sich erst 1766 wieder mit A. Jundt, der Witwe des Rotgerbers Samuel Brüderlin zu Liestal, die ihm keine Kinder schenkte. Darauf kaufte er am 4. Februar 1768 von Jakob Christoph Rosenburger das Haus zum grünen Adler an der Rebgasse, das er bis zum 27. Januar 1781 behielt. Infolgedessen trat er in die Gesellschaft zum Rebhaus ein und wurde 1774 Mitmeister und somit Mitglied des Großen Rates.

Wilhelm Linder scheint eine ideal angelegte Natur gewesen zu sein und sich durch fleißiges Studium über manche Widerwärtigkeiten des Lebens hinweggesetzt zu haben. Er hinterließ nämlich eines der ausführlichsten Aemterbücher, in dem er nicht nur alle Beamten aufs sorgfältigste nachtrug, sondern auch über die wichtigsten Persönlichkeiten und bedeutendsten Ereignisse der früheren Basler Geschichte ausführlich berichtete. Dabei ging er auch auf die Verfassung und Gesetzgebung ein. Nicht minder interessierten ihn die Einrichtungen der ennetbirgischen Vogteien, über die er in einem besonderen Bande „Projekt einer General-Instruktion für einen ennetbirgischen Gesandten" handelt. Als Landvogt erläuterte und ergänzte er den Text von Bruckners Merkwürdigkeiten des Amtes Homburg.[1])

Linder und Professor Huber, beide Miterben des Pfarrers Grynaeus von Wintersingen, wurden in einen Prozeß verwickelt, der

[1]) Kirchenarchiv der öffentlichen Bibliothek. Mss.

zehn Jahre lang dauerte. Im Jahre 1750 hatten nämlich vier Landleute von Buus dem Pfarrer einen Gantrodel verkauft, der auf 1825 Pfund lautete und in vier Jahresterminen zu bezahlen war. 1758 waren noch 186 ℔ 5 β Kapital stehen geblieben; nun behaupteten aber die Schuldner, 100 Pfund zu viel bezahlt zu haben. Deshalb wurde die Sache vor dem Gericht zu Wintersingen, dem österreichischen zu Rheinfelden und dem Stadtgericht zu Basel behandelt. Aber die Oesterreicher wollten den baslerischen Urteilsspruch nicht anerkennen, citierten Linder zu wiederholten Malen und legten sogar auf ein zu Magden stehendes Kapital Arrest. Erst am 5. Juli 1775 endigte der leidige Prozeß, welcher Linder so viel Aerger, Verdruß und finanzielle Einbuße gebracht hatte, mit einem Vergleich, der nicht ohne Mitwirkung des baslerischen Kleinen Rates zu stande kam.

Nachdem Wilhelm Linder bis dahin nur seiner Familie, dem Studium und seinen Handelsgeschäften gelebt hatte, bewarb er sich 1780 um die Landvogtei Homburg, erhielt am 28. Februar d. J. in der Vorwahl 5 von 19 Stimmen und wurde durchs Los gewählt. Als er darauf am 10. März 1781 in Eid genommen wurde, stellte er Meister Vest und seinen Schwiegersohn Martin Wenk als Bürgen.

Als Landvogt beklagte er sich 1782 darüber, daß das Tanzen in seiner Beamtung so sehr überhand nehme. Fremde Spielleute fänden sich bei allen möglichen Anläßen, bei Maiengerichten, Handwerksgeboten, den Sissacher und Oltener Märkten rc., in den Wirtshäusern ein. Da Karten und Würfel verboten seien, spiele man mit kleinen Kugeln. Auf diese Weise nehme der Verdienst, der Kredit und der Wert der Güter ab, und das Land gerate ins Verderben. Darauf erhielt Linder den Befehl, auf solche Mißbräuche zu achten und die Fehlbaren zu strafen. Weitere Kundgebungen sind mir nicht bekannt.

Das Regieren scheint ihm keine große Freude bereitet zu haben. Als darum am 11. Februar 1785 seine zweite Gattin starb, faßte

er den Entschluß, zurückzutreten. In dem Gesuch, das er am 2. Januar 1786 durch seinen Schwiegersohn Wenk dem Kleinen Rat vorlegen ließ, gab er als Grund Kränklichkeit und sein hohes Alter an. Es wurde demselben entsprochen und ihm eine Entschädigung von 400 Neuthalern zuerkannt, die der Nachfolger in vier Jahresterminen zu zahlen hatte. Dafür wurde diesem seine Amtszeit um zwei Jahre verlängert.

Noch einige Male wurde der abgetretene Landvogt mit Aufträgen betraut, so 1786 den Ertrag des Erntkorns und 1798 denjenigen der ganzen Vogtei zu untersuchen. Politisch scheint er sich aber nicht mehr bethätigt zu haben. Er starb am 22. Mai 1801 und wurde zu St. Theodor begraben.

8. Daniel Büchel (1786).

In Bezug auf den Büchel'schen Stammbaum kann ich auf die treffliche Arbeit von Daniel Burckhardt-Werthemann im Basler Jahrbuch von 1894 verweisen, woselbst sich auch eine kurze Notiz über Daniel befindet.

Dieser wurde am 14. Mai 1726 zu St. Leonhard getauft. Er trat in die Spinnwetternzunft ein und wurde 1773 Sechser und 1784 Reformationsherr. Nachdem er schon 1780 in den Sechservorschlag für die Landvogtei Homburg gekommen war, wurde er am 30. Januar 1786 gewählt. Da wurde er, nachdem schon aller Hausrat aufs Schloß gebracht worden, am 18. März vom Schlag getroffen und starb am 10. April. Seiner Witwe wurden 100 Louisdors Entschädigung zuerkannt, welche ihr der Nachfolger zu bezahlen hatte, dem nun, weil er auch Wilhelm Linder ausweisen mußte, seine Amtsperiode auf zwölf Jahre erhöht wurde.

9. Philipp Heinrich Gemusens (1786—1798).

Von dem mühlhausischen Geschlechte Gschmuß, das seinen Namen später in Gemusens änderte, kam nach Leu 1537 Hieronymus als

Professor der Philosophie nach Basel und ließ sich hier dauernd nieder. Er ist der Stammvater des Landvogts Philipp Heinrich, über dessen Verwandtschaft Stammbaum C. 6 Auskunft geben mag.

Philipp Heinrich Gemuseus, einer der seltsamsten Typen der baslerischen Landvögte, bereitete seiner Familie so viel Aerger und Verdruß, daß sie sich seiner schämte und ihn am liebsten als reudiges Schaf ausgestoßen hätte. Darum wird er bei Holzhalb nur mit den Worten erwähnt: „Auch war Philipp Heinrich 1786 Obervogt von Homburg." Allein durch untrügliche Zeugnisse[1]) steht fest, daß er der Bruder des Deputaten und Staatsmannes Hieronymus, somit der Sohn von Peter Gemuseus und der Jakobea Stern war und am 5. September 1749 zu St. Leonhard getauft wurde. Er vermählte sich 1771 mit Elisabeth Emilie Georgette Tacheron von Moudon, welche ihm ein einziges Töchterchen, Luise Emilie, schenkte. Aber er war ein böser Haushalter und hörte auf keinen Zuspruch. Darum wandte sich am 30. September 1778 sein Bruder Hieronymus im Namen der Verwandtschaft mit einer Bittschrift an den Kleinen Rat, daß Philipp Heinrich als „Prodigus" ausgekündet, jedermann gewarnt werde, ihm etwas zu borgen und zu leihen und alle seine „schließenden Handlungen und Kontrakte" ungültig seien. Es wurde beschlossen, den Angeklagten vor die Sieben zu bescheiden und Frau und Kind zu bevormunden. Am 17. Oktober war wohl das letztere geschehen; aber jener hatte sich noch nicht gestellt. Nun wurde ihm auf die Bitte des Bruders die entehrende Verantwortung erlassen und der Zutritt in die Stadt erlaubt. Am 26. Mai 1779 meldete er der Obrigkeit, er wolle außerhalb von Basel ein besseres Glück suchen und habe deshalb mit Frau und Kind „wegen Beibehaltung und Anwendung seiner Mittel" einen Vergleich getroffen. Da wurde der Verwandtschaft gestattet, nach Gutdünken zu han-

[1]) Kl. Ratsp. 1771, 1778, 1779 ꝛc.

deln. Offenbar aber ließ man ihn zu viel schalten; denn am 19. Januar 1780 gab man auch ihm einen Vormund. Nun zog er wirklich fort und lebte in Moudon. Erst am 11. September 1784 wurde die Erkanntnis aufgehoben und der reuige Sünder nach Entlassung der Vögte und Kuratoren wieder in alle seine Rechte und Ehren eingesetzt.

Nun handelte es sich darum, ihn zu versorgen. Dazu bot sich 1786 Gelegenheit, als nach dem Rücktritt Wilhelm Linders die Landvogtei Homburg ledig wurde. Er kam am 11. Mai 1786 mit 8 von 15 Stimmen in die Vorwahl und hatte das Los für sich. Als er am 24. des gleichen Monats den Amtseid ablegte, bürgten für ihn Ratsherr Balthasar Stehelin und sein Bruder Hieronymus. Es war das zweite Mal innert Jahresfrist, daß ein Vogt aufzog, und zweimal war ein Abzug erfolgt. Deshalb baten die Bauern, die beides besorgen mußten, um einen Beitrag an die Kosten und empfingen wirklich einen Drittel ihrer Auslagen vergütet.

Sofort begann Gemuseus die Steuerschraube anzuziehen; denn noch im Dezember 1786 klagte das Amt wegen des Erntekorns und erhielt Recht. Darauf wurde ihm einige Jahre lang kein Tadel mehr ausgesprochen. Ja, er war Gegenstand des Mitleids, als am 30. Mai 1788 der Blitz ins Schloß Homburg fuhr. Es war abends 7 Uhr, und die Landvögtin saß am Fenster. Da zertrümmerte dieses ein plötzlicher Strahl, schwärzte die Kleider der Frau, beschädigte ihre goldene Uhr und verletzte sie selber, daß sie lange Zeit das Bett hüten mußte. Darum wurde am 10. Januar 1789 der Familie eine Entschädigung von 15 Louisdors ausbezahlt. Auch noch 1793 wurde ihm durch die Regierungen von Uri, Schaffhausen und St. Gallen für den höflichen Empfang, die Begleitung und Verabschiedung ihrer Truppen der obrigkeitliche Dank ausgesprochen.

Offenbar war er ein guter Gesellschafter, der mit der französischen Sprache sich auch französische Leichtigkeit und Gefälligkeit im Umgang angeeignet hatte. Es werden auch auf der vaterländischen Bibliothek einige französische Verse aufbewahrt, die er am 26. September 1793 an den spätern Bürgermeister Peter Burckhardt und dessen Gemahlin richtete, als sie nach längerm Aufenthalt im Bade Ramsach nach Basel zurückkehrten. Darin gedenkt er der fröhlichen Stunden, die er mit dieser Familie verlebt, und hofft, in treuer Freundschaft auf ewig mit ihr verbunden zu bleiben.[1])

Die Klagen häuften sich erst seit 1794 und betrafen hauptsächlich sechs Punkte: 1. Unerlaubtes Beherbergen Fremder. 2. Oeftere Abwesenheit vom Schloß. 3. Bedrückung der Bauern durch Fronen und andere Lasten. 4. Mangel an Ehrerbietung der Regierung gegenüber. 5. Höchst ärgerliche Exzesse und 6. Unordnungen in Waldsachen.

Das Schloß Homburg wurde bald nach dem Ausbruch der französischen Revolution der Zufluchtsort von Emigrantenfamilien, teils mit, teils ohne Erlaubnis der Regierung in Basel. So weilten Herr Philippin und die Marquise von Colbert über ein Jahr daselbst. Nach und nach stellten sich zweifelhafte Elemente ein, wie der Comte de Leaumont und Charles de Champart. Gegen letztern wurde 1794 eine längere Untersuchung geführt, und er behauptete da, er habe sich 1791 sechs Monate im Storchen und zwei im Sternen zu Basel, dann sieben Monate in Dornachbruck und einen zu Homburg aufgehalten. Beim Ausbruch des Kriegs habe er sich zur Condé'schen Armee begeben und später eine Hauptmannsstelle im Regiment Lüning erhalten, das in Holland operierte. Nun sei ihm von seinem Regimentschef der Auftrag geworden, einen gewissen Herrn Pommeraye zu bestimmen, eine Anzahl Rekruten in

[1]) P. 14.

die Nähe von Konstanz zu bringen. Da habe er zu seinem größten Erstaunen entdeckt, daß einige von seinen Assignaten gefälscht seien, und da er dies auch von den andern vermutet, sie der Landvögtin Genuseus zum Aufbewahren gegeben. Sie befanden sich in einem großen Paket. Vier kleinere Couverte, welche nicht mehr darin Platz hatten, warf die Landvögtin, als sich der Kanzlist Freiburger dem Schlosse näherte, ins Feuer, und die Tochter die übrigen Stücke zum Fenster hinaus. Diese repräsentierten noch einen Wert von 61,600 Livres, während alle zusammen auf 70—80,000 Livres geschätzt wurden. Champart wollte nach der Kalten Herberge gebracht werden, wurde aber auf seinen Wunsch am 6. Dezember 1794 von Polizeileutnant Zäslin nach Grenzach überführt und lebte fortan im Hause der Baronesse von Ferette in Rheinfelden. Die Gesamtsumme der Untersuchungskosten betrug 191 ℔ 13 β 4 ϑ.

Während dieser Verhandlungen befand sich der Landvogt eine Zeitlang in Moudon, so daß Substitut Stähelin im Oktober 1794 beauftragt wurde, interimistisch die Geschäfte zu besorgen. Derselbe Vorwurf der öftern Abwesenheit wurde später noch mehrmals erhoben. So ritt er im Dezember 1794 wegen Haber nach Rheinfelden, kehrte aber auf dem Heimweg im Kloster Olsberg ein und verspätete sich so, daß er noch einmal in Rheinfelden übernachten mußte. Dann machte er seinen Kollegen in Gösgen und Aarburg Besuche.

Beim Volk stand er nicht nur wegen der starken Fronen, sondern auch der großen Strafgelder wegen in bösem Rufe. Einmal büßte er einen Läufelfinger ungerechterweise mit einem Gulden und wollte ihm sechs Batzen schenken, wenn er sofort bezahle. Der unerschrockene Mann aber rief erbittert: „So, Ihr wollt mir sechs Batzen schenken, und ich darf nicht einmal sagen, daß Ihr mir den ganzen Gulden gestohlen habt.“ Er war ein leidenschaftlicher Tänzer und ließ gewöhnlich sein Mädchen erst los, wenn es vor Ermattung nieder-

sank. Das hinderte ihn aber nicht, wegen desselben Tanzvergnügens das Landvolk zu bestrafen. Einst hatten sich einige junge Leute, um dasselbe zu pflegen, in eine Bergscheune begeben und die Schuhe ausgezogen. Allein sie wurden vom Harschier ertappt und verklagt. Die Mädchen entschuldigten sich, nur einmal getanzt zu haben. Aber Gemuseus antwortete: „Einmal getanzt, zweimal getanzt, zehnmal getanzt, ist getanzt; getanzt ist getanzt; hättet ihr nur getanzt.“ [1])

Im Juli 1794 erwirkte ein Bauer, Namens Joh. Amsler, gegen ihn einen Kanzleibefehl. Der Landvogt aber stampfte mit dem Fuß und zerriß das obrigkeitliche Schreiben vor dessen Augen; ja er erklärte sogar, der Bürgermeister und Oberstzunftmeister seien nicht mehr als er; der Kleine Rat habe ihm zu befehlen; Amsler, Jakob Schneider und der Weinsticher seien die größten Spitzbuben. Der Landvogt drang mit seiner Entschuldigung, daß er einen ganz andern Brief zerrissen, nicht durch und mußte dem Bauer seinen Gang mit einem Neuthaler vergüten. Nicht minder anstoßerregend war drei Jahre später sein Benehmen im Wirtshaus von Rümlingen, wo er einem Sissacher Hug seinen Stab unter die Nase hielt und ihn Schelm und Spitzbub schalt.

Der Landvogt hatte eine göttliche Freude, Geld unter die Buben zu werfen, um sich am Spektakel zu ergötzen. Auf den gleichen Grund ist wohl ein nächtlicher Lärm zu Läufelfingen, Sonntags den 23. November 1794, zurückzuführen. Gemuseus behauptete, auf dem Heimwege mit 75 Steinen beworfen worden zu sein. Sofort ritt er nach Läufelfingen zurück, feuerte aus einer Pistole einen Schuß ab, daß ein Ziegel von Strübins Scheune fiel, und brachte das ganze Dorf in Alarm. Die Geschworenen wurden in Flubachers Wirtschaft beschieden und mehrere Häuser

[1]) Buser, Heimatkunde Läufelfingen S. 59 f.

untersucht, ob die Buben im Bette seien. Fast wäre einer in der obern Mühle ergriffen worden, indem des Müllers Knabe sagte: „Der Jobbi ist erst ins Bett gekommen.“ Aber das Wort wurde überhört und dem Knaben Schweigen geboten. Schließlich erhielten die Geschworenen den Befehl, den Landvogt heimzugeleiten.[1])

Bei der Untersuchung in Basel bezweifelte Flubacher die Möglichkeit dieser Steinwürfe und beschwerte sich mit den Geschworenen wegen der unnötigen Störung; außerdem wünschten sie, von ihrer Stelle entlassen zu werden. Der Landvogt gab vor, er habe mit seinem Schuß die Wächter prüfen wollen, ob alle bei der Stelle seien. Allein er mußte jedem Vorgeladenen für Gang und Versäumnis aus seinen Mitteln eine Entschädigung zahlen und erhielt eine ernstliche Rüge. Die Unterbeamten aber wurden gebeten, weiter in ihrem Amte auszuharren.

Von Unordnungen in Waldsachen hörte die Waldkommission schon 1793. Gemuseus pflegte nämlich den Bauern gegen „ein Douceur“ Holz aus dem Schloßberg zu verabfolgen und befreite gegen eine Entschädigung von 8—10 Pfund die Gemeinden seines Amtes von der Verpflichtung, dem Landschreiber von Sissach aus ihrem Hochwald das Kompetenzholz zu liefern. Dafür ließ er ihm dasselbe wiederum aus dem Schloßberg zukommen, weshalb der Anschlagsbeil auf Homburg selbst aufbewahrt wurde, was übrigens schon in den Zeiten Wilhelm Linders der Fall gewesen sein soll. Die Waldkommission, die damals noch den Landvogt aus Achtung vor seiner Familie mit Verzeigung an die Gnädigen Herren verschonte, verlangte den Anschlagsbeil zurück, mußte aber noch einige Monate darauf warten.

Gewiß sind alle diese Ermahnungen Gemuseus nicht tief zu Herzen gegangen, und seine größte Sorge war trotz der zwölf Amts-

[1]) Teilweise nach Buser a. a. O.

jahre nur die, daß er nun bald abziehen müsse. Da wurde 1797 die Landschreiberei Sissach ledig, und er bat um die Erlaubnis, sich darum bewerben zu dürfen. Aber offenbar hatten die Gnädigen Herren diesen Beamten genug gekostet und wiesen ihn ab. Im folgenden Jahre bereitete die Revolution seiner Regierung ein jähes Ende. Wie Farnsburg räumte man auch Homburg aus, brachte das Archiv und die Habseligkeiten nach Läufelfingen und übergab dem Landvogte das Seinige. Von einem eigentlichen Brand wurde abgesehen; denn es wurden Dachstuhl, Schöpfe, Fenster, Thüren, Schreibpulte, Kästen, die eisernen Oefen und das Getäfel vergantet und daraus zusammen 762 ℔ 4 ß 4 ₰ erlöst. Statt aber diese Summe der Regierung einzusenden, verteilte man sie den Gemeinden für die Mühe des Abbrechens und die mehrtägige Schloßwache.

Am 24. Januar 1798, d. h. einen Tag nach der Zerstörung des Schlosses sah man Gemuseus in Liestal; er begab sich aber sofort nach Rheinfelden. Nur vorübergehend verweilte er im März in Basel, als er seine letzte Jahrrechnung ablegte und eine Bittschrift um Entschädigung eingab. Allein sie hatte so wenig als bei Hagenbach Erfolg. Darauf scheint er in Moudon gelebt zu haben; als aber daselbst seine Gemahlin im November 1804 gestorben war, nahm er seinen Wohnsitz in Freiburg i/B., wo er am 2. Juni 1805 sein vielbewegtes Leben schloß.

10. Johann Jakob Debary (1797 gewählt).

Um Oculi (11. März) 1798 wäre die Amtszeit von Phil. Heinrich Gemuseus abgelaufen gewesen; denn schon war am 20. März 1797 J. J. Debary mit sehr geringer Stimmenzahl ($^{8}/_{19}$) zum Nachfolger gewählt worden. Er war am 29. Juni 1758 als Sohn des J. J. Debary und der Esther Fäsch zu St. Peter getauft worden, übte den Beruf eines Wechselsensalen aus und gehörte der Wein-

leutenzunft an. Hier wurde er 1789 Sechser, dann 1793 Ehegerichtsherr und 1795 Münzherr. In der Basler Nationalversammlung fungierte er als Sekretär des Regierungskomites. Später verschwindet er aus dem Staatskalender. Er starb am 17. September 1817 an einem Schlagfluß, nachdem ihm seine Gemahlin Dorothea, geborne Ryhiner, schon am 2. Februar 1806 im Tode vorangegangen war. Ueber seine Verwandtschaft mag Stammbaum C. 7 Auskunft geben.

(Fortsetzung folgt.)



Auszüge aus dem Stammbuch der Familie Althaus auf Tschäggligen bei Bretzwil.

I.

Ulrich Althaus, alte Ramsteiner genannt, wurde Freytags den 7. September 1708 zu Langnau, Canton Bern, geboren. Von da kam er in den Canton Basel auf das Schloßgut Waldenburg, da mein Vater J. Rudolf Althaus geboren wurde und als ein kleines Kind von drei Jahren auf Ramstein kam. Den 29. April 1732 verehlichte er sich mit Barbara Jenny von Langenbruck; ihre Eltern waren Julg Jenni und Barbara Weberin aus dem Schönthal bei Langenbruck, allwo sie den 28. April 1709 geboren wurde. Von Waldenburg kam er auf den Ramstein, allwo er das zeitliche mit dem ewigen verwechseln mußte. Auf diesem Gut betrieb er nebst seinen Söhnen die Jagd. Das Jagen war damals unter den Landvögten, so daß die Bauern den Jägern und Landvögten unentgeltlich treiben mußten. Das geschossene Wild nahmen die Landvögte außer den Füchsen; von einem Haas hatten sie sechs Batzen, von einer Katze drei Batzen u. s. w. Schutzgeld.

Auf Ramstein hatte er einmal in einem Jahr 40 Küh verlohren, wo er nachher den Sennenberg mit Gaißen besetzt hatte, so daß die große Scheuer bey dem Haus noch biß auf diese Zeit die Gaißscheuer genannt wurde. Auf Aleten hatte er einen großen Sumpf austrocknen lassen, auf dem Ramstein hatte er auf dem

Land und auch in der Sennerey viel Verbesserungen gemacht, so daß man ihm auch den Namen Kleinjogg der II. gab. In Vieh- und auch in Menschenkrankheiten war er weit und breit berühmt, ohne ordentlich gelehrt zu haben. Ich hörte als Großsohn noch viel erzählen, wie er Menschen geholfen hatte. Besonders mit Kräutern und das meiste umsonst, besonders den Armen. In Kräuterkenntniß und besonders auch in andern, wie er selbst in ein Buch schrieb und auch durch einen Schreiber schreiben ließ, wird er manchem gelehrten Kenner achtungswerth sein. In seinem ganzen Leben hat er nie keine Brille gebraucht. Als ich etwa neun Jahr alt war, gab er mir das geschriebene Buch, wo er 100 Seiten durch einen Schreiber hat schreiben lassen; sind Betrachtungen als von dem Firmament, zahmen und wilden Tieren, Fischen und Kräutern, Brünnen und Steinen, von den vier Winden, Regen, Thau und Schnee, von dem Meer, Brunnquellen, über die Könige der Erden, Bischoffen und Kirchendienern, Separatisten und Pietisten und Wiedertäufern, Baurenstand und dessen Laster, über die Menschenkinder, von Josuah, Noah, Elias, Hiskia, David u. s. w., wo viel schönes zu lesen ist. Er erzählt in dem gleichen Buch von wilden Tieren, von den Herdmänlein. Meiner Mutter Großvater und Großmutter haben diese Leutlein noch gekannt und sich mit ihnen leiblich besprächt. Ihre Füße waren wie Entenfüße, ihre Kleider waren lange Kütlein gewesen, ihre Speiß war Brod, Käß und Rindfleisch, sie waren einfältig, doch gut deutsch war ihre Sprach, und aufrichtig. Ihre Wohnungen waren Felsenhöhlen, sie sollen das Käsen in der Schweitz hervorgebracht haben; wo diese Leutlein Abschied genommen haben, hat man sie gefragt, warum sie nicht mehr kommen wollen, haben sie geantwortet, die Welt sey zu gottloß und arglistig, es sey keine Treue und keine Liebe und Wahrheit in des Menschen Herzen, der Glaube seye gestorben und die Liebe kalt, wie die Gemeind Läodica. Mein Vater, so erzählt er, hat

auch das Dursten Gejäg gehört bey Tag und Nacht; es führt sein Geschrey wie viele kleine Hündlein durch die Luft. Er erzählt auch von Nachtrappen, die noch so groß sind als die Tagrappen, diese seyen um das Dursten Gejäg viel, mein Vater habe sie manchmal gehört, da er auf den Meßbergen gedienet hat. Wer sein Buch hat, der kann dieses und noch viel anderes denkwürdiges lesen.

Er trank viel mit Wein angesezte Kellerwürm und von Regenwürm, auch alt Molken u. s. w., vorzüglich aber tragte er den Kümmel bey sich und aß nach Belieben; auf diese Art mußte er auch mit gewissen Uebeln zu kämpfen gehabt haben. Ich habe ihn noch wohl gekant; er war einmal noch bey meinem Vater in Schägligen gewesen, wo er ihm einen Schnepf hat braten lassen. Ich kannte ihn noch wohl, so wie er in Lebensgröße abgebildet ist; seine Sprache war Bernerisch. Er erlebte noch die Revolution 98, wo man alle Schlösser abbrannte. Er soll manchmal gesagt haben, es werde eine Revolution geben, aber so schrecklich habe er sie nicht geglaubt. Und diese 98er Revolution war doch nur ein Schatten gegen die 1830—34, wo ich als Großsohn durchgemacht hatte.

Er war ein treuer Bürger gegen die Obrigkeit, wie auch alle seine Söhne, die alle Feinde des Umwälzens und Empörens waren. Die Religion, wie man sagte und seine Schriften beweisen, liebte und ehrte er, war auch ein Freund der Weisheit und Güte Gottes in der Natur, er hatte selbst die hohen Schweitzer Gebirge durchreißt, um auch Kräuter und Gewächse kennen zu lehrnen.

Er war ungefehr ein Jahr in dem Bette ohne besondere Krankheit als eine Altersschwäche, wo ich ihn mit dem schneeweißen Haar in dem Bette gesehen habe. Starb den 27. Dezember 1801, sanft ohne Schmerzen. 93 Jahr, 3 Monate, 20 Tag war also seine Lebenszeit. Als er starb, war ich etwa 11 Jahre alt, ich erinnere mich des Leichentextes 1 Mos. 47. C., 9. Vers. Der König Pharao fragte Jacob: wie alt bist du? Jacob sprach: die Zeit

meiner Wallfahrt ist hundert und dreyßig Jahr, wenig und böse ist die Zeit meines Lebens.

II.

Ich war geboren den 27. Januar 1743 Nahmens Johann Rudolf, meine Eltern waren Ulrich Althaus von Langnau und Barbara Jenni von Langenbruck, Lehenleute auf dem Schloßguth zu Waldenburg; von da kam ich auf den Ramstein, da ich nebst sechs Brüdern auferzogen wurde. Als ich 14 Jahr alt war, thaten mich meine Eltern auf Losanne, um die französische Sprache zu lehrnen. Da bekam ich eine böse Ruhr und war dem Tode nahe, ich mußte wieder gehen lehrnen wie ein kleines Kind. Nachdem ich mich wieder erholt hate, kam ich auf Basel um die Arzneikunst zu lehren. Ich kam zu Herrn Dr. und Chir. Gäumüller an die Kost, da kam ich öfters in den loblichen Spitahl, alda Doktor und Chir. Mang die Kranken aller Art besorgte, da ich da zusehn und helfen konnte und wie die Krankheiten nach ihren Umständen behandelt würden. Auch in dieser Zeit gieng ich zu Herrn Professor Zwinger im Sägerhoff, da er mich unterrichtete, wie die Krankheiten erkant und traktiert werden sollen u. s. w. Auch mußte ich täglich ein Jahr zu Herrn Joh. Jac. Klein, Hochfürstlicher Margresl. Baden-Durl. Land-Chirurgus von Lörrach, um Unterricht in der Wundarzneykunst zu nehmen.

Nach meinem Examen-Schein von Herrn Dr. Buxtorf kam ich auf Höllstein, da ich das Burgerrecht kaufte für 50 Pfund und mich da verehelichte mit J. Börlins, Tochter von Diekten, alwo sie nach einem Jahr nach einem Schrecken starb. Von da kam ich auf Brezwil näher zu meinen Brüdern und Eltern, und mich da als Burger einkaufte und mich mit Catharina Schweizer verehelichte; in dieser Ehe bekam ich fünf Töchter. Sie starb an einem Entzündungsfieber, Mai 1784, wo sie glaubte in Gnaden und in das Verdienst Christi aufgenohmen zu werden. Da so viele kleine Kinder eine

Mutter nötig hatten und ich eine solche fand, ihr Name ist Maria Suter, alt Meyers Tochter von Brezwil, von welcher ein Sohn geboren wurde mit Namen Joh. Heinrich. Wir lebten bey 25 Jahr in zufriedener Ehe. Sie starb an einem langsamen Auszehrfieber den 11. April 1816, Grünendonnerstag morgens um 9 Uhr, wo wir Nachts um 12 Uhr noch miteinander gesprochen hatten, weil alte Leute nicht mehr so ruhig schlafen können. Sie entschlief ganz sanft, ohne besondere Krankheit, als abgezehrt. Den Tag vorher hatte ich ihr Sohn Heinrich die meiste Zeit mit ihren zugebracht und unterhalten; ich las damals mit besonderer Liebe aus Bredows Weltgeschichte von Sokrates, wo er über die Unsterblichkeit sagte, von der Mühseligkeit des menschlichen Lebens, wo es heißt, das Leben sey eine Krankheit, eine Reihe von Mühseligkeiten und Gefahren, von denen der Tod sie heile. Ihr Vater, der alt Meyer, hatte ich noch wohl gekant, er gab mir manchen Fünfbätzler. Die große Bilderbibel und das Buch von dem menschlichen Elend nebst den vier Hauptreligionen kam von diesem Großvater.

Mein Vater (Johann Rudolf) erzählte mir oft von einer merkwürdigen Begebenheit mit seiner ersten Frau. Wo er mit ihren von Basel gekommen sey, so seye ob Liestal neben einem Haag eine menschliche Gestalt eine lange Zeit neben ihr gegangen und sie mich in dieser Zeit an meine Arme vest haltete und ich nicht das mindeste sah noch gewahr wurde, als die Gestalt verschwunden sey; so erzahlt sie mir diese Begebenheit mit Furcht und Schrecken. Daß sie von dieser Zeit an keine gesunde Stunde mehr gehabt hatte und in einem halben Jahr starb. Auch erzählt er uns Kindern und andern oft von einer merkwürdigen Erscheinung auf einem Weg nach Basel. Einsmal ging er mit seinem Tochtermann Hs. Schweizer von Titterten auf Basel, wo er, der Vater, das Gelt für das Geiten und Tschägligen entlehnt hate und sein Tochtermann ihme das Gelt hat müsen tragen helfen. Dieser Tochtermann erzählt mir diese Begebenheit

als wahr in dem 34er Jahr. Als sie Morgens früh bey heiterm Mondschein den Dornachberg hinunter bis zu dem holzenen Chreuz kamen, so sagte der Tochtermann, er solle doch in dem Pfeffigerschloß die feuerigen Männer auch auf Rossen beschauen. Wie er dieses sagte und der Vater zusah und der Tochtermann glaubte, der Vater hatte gebetet, so kamen gleich die Männer auf Rossen als wenn sie sie wollten zu Boden sprängen, und nicht den mindesten Schaden oder Schrecken erlitten hatten. Auch erzählt der Vater von feuerigen Kugeln, so aus dem Pfeffiger oder auch Dornach Schloß auf die Straße gefahren seien, daß die Fuhrleut mit den Pferden still stehen mußten. Auch erzählt er als wahr von Ramstein, daß in dem alten Haus under dem Schloß ein gewölbtes Kellerlein gewesen sey, daß wenn man Abends die Schaf darein gethan hat, so seyen sie Morgens alle tod gewesen. In diesem alten Haus, wo man jetzt noch ein ebenes Bödelein mit Neßlen bewachsen siehet, hat man viele wunderbare und merkwürdige Dinge erzählen gehört. Nemlich da auff diesem Platz ein Kalchofen brandte zu deßen neuen Haus, so gieng auf einmal einen Knall los wie ein Kanonendonner und der Ofen zersprang. Zwey Männer, ein Jude und ein Jäger, traten aus der Glut, der Jude soll vor 400 Jahr 4 Menschen vergiftet haben, der Jäger soll schon 1400 Jahr dort hineingebaut haben. Von diesem Hause ist viel Baumaterialien zu dem neuen Hause gebraucht worden, wo man nachher besonders viel Unglück unter dem Vieh bekommen hatte. Besonders um die Festtage als Hl. Weihnachten, Pfingsten, Ostern. Man sah an den Häuten, an der Brust fünf schwarze Finger eingedrückt. Siehe Alpenrosen von 1818. Die Begebenheit mit dem Kalchofen ist mehr als durch 30 Zeugen bestätiget worden, welches ich selbsten erzählen hörte.

Als er von Höllstein auf Brezwil kam, so war er in verschiedenen Häusern zu Haus — — —. Auf dieses kaufte er dem loblichen Spitthal in Basel 1783 das Geiten und Aunatt mit

Tschägligen für die Summe von 11,000 Pfund ab. So hat er durch sorgfältiges Haushalten und durch gute Zeiten einem jeden seiner sechs Kinder bey 6000 Franken ohne die Zapfholdern und Eichen hinderlassen. In jüngern Jahren erwarb er auch etwas im Landhandel, auch im Viehhandel. Er war in seinem hohen Alter zweimal auf Erlenbach gegangen, wo ich als ein sechzehnjähriger Knab mitgehen konnte. Es war eine herzliche Freude auf diesem Wege; denn auf allen seinen Wegen betrachtete er die Merkwürdigkeiten des Landes, auch konnte er sich nicht genug an der Allmacht und Güte Gottes sehen und bewundern.

65 Jahre bedrieb er die Arzneykunst und ward zu Stadt und Land berühmt. In äuserlichen und innerlichen Krankheiten, als in Beinbrüchen, krebsartigen Geschwüren und selbst dem Krebs, Gliederkrankheiten, Brustkrankheiten, Gelb- und Wassersucht, Entzündungsfieber, Augenkrankheiten, Ausschlegen, Magenkrampf, Halsentzündungen, Museröhr, Fallende Sucht u. dergl. viele glückliche Curen gemacht. Neben seinem sparsamen, hauslichen Leben that er den Armen in medizinischer Hilfe viel gutes und auch in andern Nothfählen. In dem Griechenkrieg, wo der Türck die Griechen verfolgte und aus allen christlichen Ländern ihnen gesteuert wurde, so gab er einmal 50 Franken und noch einige mal zu 16 Franken. Er fragte mich, ob ich es auch zufrieden wäre. Ich sagte: Ja, und gieng in ein Nebetstüblein und vergoß eine milde Thräne für den so guten Vater und auch für die Griechen.

Von Körper war er groß und stark, besonders in den Armen. Sein Schattenriß — wer nur ein wenig kennt — zeigt Stärke und redliche Vestigkeit und Verstand an; der Schattenriß ist sehr gut gemacht. Ein guter Schattenriß zeigt oft mehr an als ein gutes Gemäld.

Im Essen und Trinken war er außerordentlich mäßig bis in sein Ende. Ich erinnere mich noch wohl, daß er in 20 Jahren nicht fünf Mas Wein im Hause getrunken hate. In die Wirths-

häuser gieng er gar nicht, und wenn er über Feld gieng, war er sehr mäßig. Gebrannte Geister, als Brandtwein, Kirsch &c., trank er gar nicht, anderst als wenn er Husten hatte, dann zündete er Brot an. Fleisch und Backwerk war seine Speise gar nicht. Erdäpfel, wie auch alle Pflanzenspeisen, Milch, Caffee war seine Lebensart. Auch im Schlafen war er mäßig, er schlafte nie über 7—8 Stund, auch gab er sich im Laufen viel Bewegung.

Nach meiner Mutter Tod war er bis in sein Ende bey mir auf dem Tschägligen; den Tschägligen hab ich an mein mütterliches Erb genohmmen.

In der Französischen Revolution von 98, wie er theils geschrieben und erzählt hate, denn er war ein Feind der Franzosen und der Umwälzungen, da er sich mit Wort und That dagegen vertheitigte, so war man ihm Feind, und man trohete ihm den Kopf abzuschlagen. Man glaubte, die Pfarrer müßten alle vertrieben werden. Wie er erzählte, so hat schon ein Mann für an den Sonntagen eine Predigt vorzulesen sich angeboten, dieser Mann hat die zweite Revolution von 30 erlebt und ist ein Erz-Revolutionär gewäsen; dieser war einige Jahr auser der Gemeind, da kam er einmal und sagte: Habt Ihr den schwarzen Teufel noch? u. dergl. In dieser Revolution machte er einige Gedichte, die Liestaler waren damals auch die Anfänger und Stifter, wie auch in Basel ein Ochs u. s. w. Er mußte, wie er manchmal erzehlte, auch in Lebensgefahr seyn. Er war ein großer Feind der Franzosen, und so hat er die erst Revolution als ein ächter Schweizer durchgekämpft, und so hat ihm der Herr noch bey 30 Jahr durchgeholfen, und wurde noch in zeitlichen und geistlichen Gütern so reichlich gesegnet. So entschlief er noch fünf Vierteljahr vor der zweiten und viel gräulicheren Revolution als die erste von 98 in dem Herrn und ruhete von seinen Mühseligkeiten und Gefahren, die er in seinem Laufbahn von 86 Jahr erlebt hatte, getrost und freudig bey seinem Herrn, da er noch bei Lebzeiten sich gesehnt hatte.

III.

Ich war getauft worden den 21. Februar 1790 mit Namen Joh. Heinrich. Meine Eltern waren Joh. Rudolf Althaus, Arzt von Brezwil auf Tschägligen, und Maria Suter, des Jacob Suter alt Meyers Tochter von Brezwil; Taufzeugen waren Mathias und Heinrich Althaus, und Catharina Heß geb. Merian. Ich war von meiner Mutter einziger Sohn, ich hatte noch fünf Stiefschwestern. — Ich wurde bey meinen Eltern auf dem Tschägligen erzogen, ich wurde zu keiner Profession angehalten. — Von da mußte ich in die Schule gehen, da mir aber das Auswendiglehrnen schwer fiel, so war mir die Schule zuwider, das Schreiben war also meine Hauptsache, das Rechnen war mir auch zuwider, in der Schule schrieb ich viel Schweizerlieder ab mit Noten, wo ich noch ein Büchlein hab. Da der alte Schulmeister Strauman uns Schüler weder in der Ortographie noch Geographie lehrnt noch etwas davon kennte, so wird man meine Unerfahrenheit leicht verziehen können; und ich finde schon viele Jahre, das es um Ortographie zu lehrnen nicht wohl der werth mehr ist. Denn bey der jetzigen Welt, bey allen ihren so vielen ortographischen und geographischen Kenntnissen und noch unzähligen Gelehrtheiten, zerfällt doch die Welt am ärgsten; besser vür den Landmann ist, er sorge für Nahrung und Kleider und für das ewige Heimat, und deine Rede sei Ja Ja, Nein Nein, als eine viel umfassende gelehrte Schrift, daß nur Lug und Trug darhinder ist. Meine Schreibart hat ich seit der Schule etliche mal geenderet, in der Schule lernte ich nichts als Lesen, Schreiben und auch ein wenig Rechnen; da der Schulmeister die Religion und die zehen Gebotte besser kennte als Orto- und Geographie und uns dieselben so nachdrücklich ans Herz legte, so hate ich dessen Lehren noch immer in meinem Herzen eingeprägt, denn das Stehlen, Lügen und Betriegen u. s. w. wurde uns abschenlich vor die Augen gestelt. Auch las ich gerne Geschichten und Er-

zählungen; der alte Rochow, Kinderfreund und das Noth= und Hülfsbüchlein und die Bilderbibel waren meine Lieblingsbücher, man hate damals noch nicht so viele Kinderschriften als jetzt. Von dem 10. bis 25. Jahr lehrnte ich von mir selbst etwas Küfer= und Schreiner=Arbeit, auch im Eisen verschiedenes, allerley Werkzeug zu machen. Mit diesem ging die Jagd. Da ich auf einer Einzelen auferzogen wurde und bis in das 25. Jahr schüchter war, besonders gegen Herrenleute.

An Sonntagen hielt ich mich mit dergleichen Kameraden an abgelegen Orten auf als hohe Bergen, Waiden, wo man sich mit Fogelschießen beschäftigte, später mit einem Mann, der Ziegler genannt, und giengen wir auf die Haasenjagd. Wir waren für das Jagdleben gut geübt, auch der Vater war mit uns auf die Jagd gegangen und schoß noch in seinem 70. Jahr junge Haasen und Schnepfen besser als manche Jungen. Der Ziegler ist jetzt in America gestorben.

Ein halb Jahr nach der Muter Tod ward mir ein Mädchen angerathen, ohne daß ich sie besonders kannte, sie war des verstorbenen drei=König=Wirt Tochter von Riehen, allwo ich mich den 14. Juli 1816 ehelich verlobte. — So lebte ich etwa drei Jahr durch verschiedenes geführt in der Ehe. Wer einmal weiß, wie die Jagdsucht oder =Lust aus dem Menschen so schwer zu vertreiben ist, der kann schwerlich glauben, daß mir dieser Trieb auf einmal weggenommen worden ist.

Nach diesem bekam ich ein Trieb und Liebe zur Kreuterwissenschaft und lehrnte kostbare Sachen daraus zu ziehen und zu bereiten. 1820 schrieb ich das erste Mal medizinische Auszüge zusammen, theilte die Arzneymittel in Classen u. s. w. Auch lernte ich so viel ich nötig hate Latinisch, um alle Namen und Rezepte zu verstehen, auch den Namen der Krankheit aus dem Latinischen in das Teutsche zu bringen. Und so vertrieb ich mit diesem bey zehn Jahren die

Zeit, ohne das ich glaubte auser meinem Hause nur für einen Batzen zu praktizieren. Da ich mit diesen arzlichen Unterhaltungen die Zeit zubrachte, so gaben mir viele Bücher und Gegenstende gute Lehren für die Religion und Liebe zum Christenthum. Zur Beförderung des Christenthums war mir auch eine Reise wichtig; ich mußte mit meiner Schwester Sohn in das tordige Institut in Kornthal, eine Brüdergemeinde in dem Königreich Würtemberg.

Da mein Vater drei Monat krank war und die Arzneyen nicht mehr bereiten konnte und ich mich in dieser Sache beflissen hate, so konnte ich ihm dieses auf Verordnung alles zubereiten, wo in dieser Zeit viele glückliche Curen gemacht wurden. In seinem hohen Alter hate er noch den größten Zulauf und machte noch die größten Curen, die weit und breit berühmt wurden. Einige Tage vor seinem Ende sagte er mir, da hast du einige gute Bücher, aber die Zubereitungen der Arzneyen seyen weit mehr als alle diese Bücher. Ich mußte es seither oft gestehen. Er verordnete Morgens früh, als er am Abend starb, noch Arzneyen. Er starb Abends Carfreitag um 4 Uhr den 17. Aprill 1829 sanft, ohne Schmerzen mit bettenden Lippen in einem Alter von 86 Jahren, zwei Monaten, 20 Tag.

Das künstlerische Leben in Basel
vom 1. November 1900 bis zum 31. Oktober 1901.

Ein Rückblick über Theater, Musik und bildende Kunst.

Von

Alb. Geßler, E. Th. Markees und A. Visscher-van Gaasbeek.

A. Theater (Schauspiel).

Am 17. September 1900 wurde die zweite Theatersaison eröffnet, die ohne die Leitung des unvergeßlichen, um die Hebung unserer Theaterverhältnisse so hochverdienten Herrn Hugo Schwabe-Hegar hatte begonnen werden müssen. Herr Direktor Leo Melitz, ein unserm Bühnenverbande schon über ein Jahrzehnt angehöriger Künstler, führte im Auftrage der Theaterkommission die technischen und die künstlerischen Angelegenheiten, und es ist ihm thatsächlich gelungen, in Oper und Schauspiel Gutes, ja an manchen Abenden Mustergültiges zu bieten. Im Schauspiel verfügte unsere Bühne allerdings über eine erste Kraft: Frl. Ada Blanche, eine Darstellerin von großem Können und tiefer poetischer Empfindung. Leider hat sie uns in diesem Herbste verlassen und ist jetzt am Wiener Burgtheater engagiert. In der Zeit, über die wir hier zu berichten haben, hat sie uns noch zwei ganz hervorragende Leistungen geboten: eine Judith und eine Rhodope, beides Hebbel'sche Figuren, die letztere in dem prächtigen, aber wenig gegebenen Trauerspiel „Gyges und sein Ring." Auch als Marfa in Schillers „Deme-

trius" hat Frl. Blanche einen vorzüglichen Eindruck hinterlassen. Noch eine Dame ist nach längerer Thätigkeit an der Basler Bühne von uns geschieden, Frl. Podechtel, die seiner Zeit als Naive vielen Erfolg gehabt hatte, später dann aber im Fach der Sentimentalen weniger glücklich gewesen war.

An Gastspielen hervorragender Künstler sind zu nennen dasjenige unseres dem Verbande des Wiener Volkstheaters angehörigen Mitbürgers Otto Eppens, der uns in Calderons „Richter von Zalamea," im „Faust" (als Faust), in Anzengrubers „Pfarrer von Kirchfeld" und in „Wallensteins Tod" Leistungen von tiefer, echter Schönheit bot. Ihm folgte als Gast ein bedeutender Komiker, Herr Felix Schweighofer, der besonders im „Nullerl" von Morre einen großen Erfolg errang. Ein sehr erfreuliches Ereignis war sodann das Gastspiel von Frl. Irene Triesch aus Frankfurt, die als Nora (Ibsen), als Cyprienne (Sardou) und als Maria Magdalene (Hebbel) eine Kunst freier und zugleich innerlich großer Darstellung an den Tag legte, wie sie nicht oft gefunden wird. Auch das Straßburger „Elsässische Theater" hat bei uns gastiert und zwar zuerst mit dem „Her Maire," dem besten, später in einem der schwächeren Stücke seines Dichters Stoskopf: „d'Pariser Reis." Von den Mülhauser „Elsässern" hörten wir „d'Rantzau." — An klassischen Dramen sind — ohne Gäste, nur mit dem seit Jahren ziemlich unverändert gut gebliebenen Ensemble unserer Bühne — außer den genannten Stücken noch Shakespeares „Lear" und „Was ihr wollt," sowie „Wallensteins Lager" über die Bretter gegangen. — An wichtigeren Novitäten gab's von November bis zum Schluß der Saison Dreyers „Probekandidat," Sudermanns „Johannisfeuer," Björnsons „Ueber die Kraft" (1. Teil), Lienhards „Der Fremde" und Hauptmanns „Einsame Menschen," Werke, von denen namentlich das Drama Björnsons einen tiefen Eindruck machte.

Von Zeit zu Zeit kehren auch Franzosen (die Truppen Achard und Baret) bei uns ein, und wir bekommen da meist stark gepfefferte Pariser Schwänke, hie und da aber auch etwas ganz Gutes zu sehen. So gab es im zu schildernden Zeitraum Rostands „Aiglon" und Brieux' „Robe rouge," das erste Stück eine hochpoetische Napoleonverherrlichung, das letzte eine sozial-ethische Studie über französische Rechtspflege: beides hervorragende Werke. Auch Rostands „Cyrano de Bergerac" ging — nicht zum erstenmal — über unsere Bretter (Truppe Mondharmont). — In der im September 1901 begonnenen neuen Saison haben wir an Novitäten Fuldas „Zwillingsschwester" und Otto Ernsts „Flachsmann als Erzieher" gesehen; die klassische Kunst war durch Schillers „Jungfrau von Orleans" und Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen" vertreten. Es fehlte in diesen Stücken hingegen sehr die hervorragende Künstlerin, die in den letzten Wintern unser Schauspiel so schön gehoben hatte. An männlichen Mitgliedern besitzt unsere Bühne einige gute Kräfte, so den ersten Helden Herrn Feldhaus, den jugendlichen Liebhaber Herrn Dysing, den Heldenvater Herrn Schmidthoff und den Charakterspieler Herrn Hagen.

Ein „dramatischer" Genuß eigener Art war die Vorlesung von Aeschylus' „Agamemnon" durch den bekannten Deklamator Emil Milan in der Aula des Museums.

B. Konzert und Oper.

5. November. Das Brüsseler Streichquartett der Herren Schörg, Daucher, Miry und Gaillard konzertiert mit sensationellem Erfolg im Stadtkasino.

11. November. Im Theater wird, bei Anlaß der Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Theaters, Richard Wagners „Rheingold" zum erstenmal aufgeführt und zwar mit sehr großem

Erfolge. Die Vorstellung wird eingeleitet durch einen von Hermann Stegemann gedichteten Prolog.

12. November. Zweiter Kammermusikabend des Brüsseler Quartetts, der ebenso erfolgreich ist wie der erste.

13. November. Das im Kasinosaal abgehaltene Konzert des Pianisten und früher überall angestaunten Wunderkindes Raoul Koczalski ist schlecht besucht und bietet im Wesentlichen keine besonders hervorragenden Leistungen.

18. November. Im dritten Abonnementskonzert produziert sich Fräulein Mary Münchhoff und erregt durch ihre Kunst im kolorierten Gesange das größte Aufsehen.

20. Dezember. Der Gesangverein bringt im Münster ein „Weihnachtsmysterium" von Philipp Wolfrum unter Leitung des Komponisten zur Aufführung; die Aufnahme beim Publikum war eine sehr geteilte. In demselben Konzert wird zum erstenmal seit dem Jahre 1867 wieder Bachs „Magnificat" gesungen.

1901.

7., 9. und 10. Januar. Gastspiel der kgl. bayr. Kammersängerin Frau Senger-Bettaque im Stadttheater. Sie tritt auf als Elisabeth in Wagners „Tannhäuser," als Frau Fluth in den „Lustigen Weibern" von Nicolai und mit dem größten Erfolg als Carmen in Bizets gleichnamiger Oper.

13. Januar. Benefizkonzert des Herrn Kapellmeister Dr. A. Volkland, zugleich fünfundzwanzigjähriges Jubiläum seiner hiesigen Thätigkeit. Das Konzert, in dem außer dem Orchester noch die Liedertafel sowie der Gesangverein mitwirken, ist sehr stark besucht.

18. Januar. Erste Aufführung von Verdis „Othello" im Stadttheater.

20. Januar. Im sechsten Abonnementskonzert tritt Herr Otto Hegner mit sehr großem Beifall als Solist auf.

9. Februar. Aufführung von Robert Schumanns „Manfred" im Musiksaal. (Manfred: Hr. Dr. Ludwig Wüllner aus Köln.) Außerdem werden zwei Stücke von Verdi aus dessen „Quattro pezzi sacri," nämlich ein „Te Deum" und ein „Lobgesang auf die Jungfrau Maria" zu Gehör gebracht.

11., 13. und 15. Februar absolviert Frau Dr. Welti-Herzog ein dreimaliges Gastspiel im Stadttheater. Sie läßt sich als Konstanze in Mozarts „Entführung aus dem Serail," als Baronin Freimann im „Wildschütz" von Lortzing und als Susanne in des erstgenannten Meisters „Hochzeit des Figaro" hören.

17. Februar wird im achten Abonnementskonzert eine neue Symphonie von Hans Huber aufgeführt, die den Namen Böcklins trägt. Das Werk, das der Komponist persönlich dirigiert, findet eine höchst beifällige Aufnahme.

5. März. Letzter Kammermusikabend des Brüsseler Streichquartetts.

10. März. Im Stadttheater findet die erste Aufführung von Siegfried Wagners Oper „Der Bärenhäuter" statt. Das Werk wird sehr gut gegeben und erregt Interesse in musikalischen Kreisen.

31. März. Schluß der Theatersaison.

20. April. Zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der „Allgemeinen Musikgesellschaft" findet im Musiksaal ein Festkonzert statt, dessen Erträgnis dem Orchester zu gute kommen soll. Außer dem letzteren beteiligen sich an der Ausführung des Programmes der Gesangverein und die Liedertafel. Neben Webers „Jubelouvertüre" und „Mahomets Gesang" von Kempter wird Beethovens „Neunte Symphonie" zu Gehör gebracht.

12. und 13. Mai. Der Gesangverein veranstaltet seine Frühjahrskonzerte und führt Sonntag, den 12. Mai, als Hauptwerk derselben Händels „Judas Maccabäus" im Münster auf.

Am gleichen Tage fand morgens um 11 Uhr eine Kammermusikaufführung statt, in der ausschließlich Kompositionen von Brahms zu Gehör gebracht wurden. Montag den 13. Mai fand abends um 6 Uhr das auf diese Aufführungen gewöhnlich folgende Künstlerkonzert statt, in dem die einzelnen Solisten noch besonders zu Worte kamen.

C. Malerei und Plastik.

In der baslerischen Heimstätte für bildende Kunst, der Kunsthalle, wechseln die Ausstellungen ziemlich rasch. Der Anfang des Novembers 1900 sah eine schon im Oktober begonnene Ausstellung von Basler Künstlern. Es boten darin hervorragende Landschaftsbilder die Maler Emil Schill, Alfred Chatelain, Carl Theodor Meyer, Emanuel Bürgy, Otto Mähly, Hermann Meyer, Franz Krauß, Rudolf Löw, Hans Lendorff, Theophil Preiswerk, Leon Wolff (†), Frl. Marie Siebenmann und Frl. Marie LaRoche. Im Porträtfache leistet Fritz Burger Ausgezeichnetes; auch von Heinrich Altherr, Gottfried Herzig, Frieda Liermann, Wilhelm Balmer, Susi Rittmeyer und Max Buri waren Arbeiten da, die zum Teil recht gut genannt werden durften. Im Genrefache hatten Emil Beurmann, Burkhart Mangold, F. Mock und Frl. Auguste Roßmann Gutes zu zeigen. Die Plastik war durch einige Arbeiten des geschickten Ciseleurs Hans Frei und durch die Wettsteinstatuette Max Leus vorteilhaft vertreten. Gleichzeitig mit den Werken der Basler waren Landschaften des Genfers Albert Gos ausgestellt.

Die Basler „Sylvester-Ausstellung" wurde abgelöst durch eine Kollektion von Werken der Münchner Secession. Wir nennen nur einige der Hauptwerke: Stucks „Furien," Hierl-Deroncos „Liebesgarten," Uhdes „Kinderstube," Segantinis „Musikalische Allegorie," Höckers „Ausklingenden Tag," Ribots „Sänger,"

Janks „Bauern," Dettmanns „Säemann," H. B. Wielands (eines Baslers) „Schwyzerinnen bei Rotenturm," W. Balmers (Basel) „Porträt seiner Frau," F. Overbecks „Stürmischen Tag," F. Völlmys (Basel) „Italienische Landschaft," W. L. Lehmanns „Abendwolken," C. Th. Meyers „Herbstlandschaft," Hubert von Heydens und Schramm-Zittaus „Hühner."

Eine dritte Ausstellung brachte Bilder schweizerischer Maler von der Pariser Weltausstellung; darunter Albert Weltis poesievollen, farbig und kompositorisch so originellen „Hochzeitsabend"; ebenso war von Welti das Doppelporträt seiner Eltern, eine durch ihre Frische ganz eigenartig anmutende Leistung, ausgestellt. Gleichzeitig waren in der Kunsthalle Werke von Trübner, Lenbach, Thoma, Ottilie Röderstein und Prof. E. Zimmermann, ferner eine Kollektion Aquarelle und Oelbilder moderner Holländer und Belgier, sowie eine Serie von Bildern des Berliners Felix Possart und des poesievollen jungen Franzosen Lucien Monod zu sehen.

Am 30. Januar fand im obern Kasinosaale eine Trauerfeier für Arnold Böcklin statt. Gesänge der Liedertafel und ein Bläser-Oktett rahmten eine ernste Gedächtnisrede von Prof. Wölfflin ein. Später wurde im Garten der Kunsthalle vor Mitgliedern des Kunstvereins eine zweite Rede gehalten; eine Beleuchtung der Elisabethenkirche und eines geschmackvoll aufgestellten Böcklinmonumentes schloß sich daran.

Am 21. Februar feierte Dr. Ernst Stückelberg seinen 70. Geburtstag. Sämtliche Tagesblätter beglückwünschten ihn in längeren Artikeln, und Abordnungen des Kunstvereins und der Basler Künstlergesellschaft brachten ihm ihre Sympathien dar.

Auf den 13. April veranstaltete dann der Kunstverein eine Ausstellung der Werke des Meisters, deren Eröffnung feierlich begangen wurde. Am Nachmittag um 3 Uhr fanden sich die Festgäste — auch Damen — im hübsch dekorierten Ausstellungs-

saal ein. Der Präsident des Kunstvereins begrüßte den Jubilar und überreichte ihm eine von Hans Frei ciselierte goldene Medaille. Der Vorsitzende der Künstlergesellschaft brachte ein mit Beiträgen sämtlicher Mitglieder gefülltes Künstler-Album dar; und Dr. Stückelberg selbst dankte für die Ovationen bewegt und herzlich. Am Abend fand dann im Musiksaal ein glänzendes Fest statt. Das Orchester der Musikgesellschaft und der Reveillechor der Liedertafel verschönerten es durch tonkünstlerische Beiträge. In Reden wurde der Jubilar gefeiert: der Kunstverein, die Basler Regierung, der hohe Bundesrat, die Gesellschaft schweizerischer Maler und Bildhauer, der schweizerische Kunstverein, die Universität Zürich, der Kunstverein Winterthur und Freunde brachten Glückwünsche, Adressen und Geschenke. Allen dankte der Gefeierte in schlichten Worten. Dann kam ein Festspiel, welches eine Anzahl von Bildern des Meisters verlebendigte und sie zu einander in Beziehung setzte; es schloß mit der Darreichung eines silbernen Kranzes an den Jubilar. Reicher Beifall lohnte die Damen und Herren, die das kleine Stück trefflich dargestellt hatten. Eine zweite Festdarbietung des Abends war ein lebendes Bild: Tells Schuß aus Stückelbergs Fresken; es war eine Prachtleistung; auch sie fand brausenden Beifall.

Die Stückelberg-Ausstellung enthielt etwa 200 Werke aus allen Schaffensperioden des vornehm empfindenden, noch immer rüstig arbeitenden Meisters, der auch jetzt noch vor Aenderungen der Technik nicht zurückschrickt und darum in seinem ganzen Oeuvre frisch geblieben ist.

Gleichzeitig mit einem Teil der Stückelberg-Ausstellung war in der Kunsthalle eine interessante Kollektion von Werken der Münchner Luitpoldgruppe zu sehen.

Dann aber mußte, wer weiter Kunst genießen wollte, nach der Gewerbe-Ausstellung wandern. Dort hatten in einem ebenso

nobeln wie originellen Gebäude (Arch. Visscher) die Basler Künstler eine größere Anzahl ihrer Werke ausgestellt. Die Aufhängung derselben — thunlichst einzeilig auf dunkelm Grunde — befremdete vielfach; aber nur, weil diese Art, Bilder vereinigt zu sehen, ungewohnt war; in Wirklichkeit durfte die spaziöse Anordnung in dem stimmungsvoll ausgestatteten Raume eine treffliche genannt werden; man wird sie vermissen, wenn man wieder vor unseren vollgehängten Kunsthallewänden wird stehen müssen. Die Qualität des Ausgestellten war gut. Wir können hier die einzelnen Aussteller nicht nochmals nennen, da es im ganzen dieselben sind, die wir oben aufgeführt haben. Von dort nicht erwähnten seien hier nachgetragen: F. Schider, K. Amiet, A. Höflinger, Frl. Baumann und Dr. Stückelberg als Porträtisten, Fritz Völlmy, Hans Garnjobst, Jakob Wagner, W. de Goumois, F. Billeter und E. Dill als Landschafter, H. B. Wieland, E. Breitenstein, B. Flury, Frau Mons-Im Hof und Max Buri als Genre- und Stilleben-Maler, Aug. Heer, Adolf Meyer und Frau S. Burger-Hartmann als Skulptoren.

Als ein ganz großes künstlerisches Ereignis, bei dem die bildende Kunst als Architektur, Dekoration und Kostümentwerfung ihr gut Teil mitzuwirken hatte, dürfen auch an dieser Stelle das Festspiel und der Festzug zur Bundesfeier angeführt werden. Es sind dabei die Herren Maler F. Baur, B. Mangold, F. Kraus und K. Jauslin in hervorragender Weise thätig gewesen. Die Festplakette hatte Hans Frei geschaffen, ein Medailleur, dessen Kunst auch von auswärts viel in Anspruch genommen wird; so hatte er für die Stadt Lübeck zur Eröffnung des Elbe-Trave-Kanals eine große Medaille, für das Luzerner eidgenössische Schützenfest den „Thaler" zu machen.

Ein Ereignis in der Kunstwelt Basels war die Eröffnung einer Damen-Malschule durch Hrn. Fritz Burger; ähnliche Ein-

richtungen stehen unter der Leitung von Frl. Augusta Roßmann, sowie der Herren H. Lendorff und F. Mock; Frl. Roßmann hat im Laufe des Winters eine Ausstellung von Arbeiten ihrer Schülerinnen veranstaltet.

Einen schweren Verlust erlitt die baslerische Kunst durch den am 1. Juni erfolgten Tod Hans Sandreuters, des begabtesten Böcklinschülers, eines Meisters, auf dessen Werke (z. B. den Schmiedenzunftsaal in Basel und die Mosaiken im Zürcher Landesmuseum) die Vaterstadt und das Vaterland stolz sein dürfen; er war ein ganzer Künstler und ein edler Charakter.

Die neue Saison begann im September 1901 mit der schweizerischen Turnus-Ausstellung; ein daselbst aufgehängtes Gemälde von Ferdinand Hodler „Frühling" bot Anlaß zu heftigen Diskussionen über den eigenartigen Künstler. Ein zweites Werk Hodlers „Scene aus der Schlacht bei Näfels" wurde ins Museum angekauft.

Die öffentliche Kunstsammlung im Museum ist in der Zeit, über die wir berichten, noch durch eine Landschaft von Sandreuter, eine solche von Schill, zwei Bilder von Böcklin, eines von Preiswerk und eines von Stückelberg (Schenkung von Basler Damen) vermehrt worden.

Dem „Turnus" folgte in der Kunsthalle eine Ausstellung von 18 Bildern des großen deutschen Malers Fritz von Uhde. Leider ist der Plan, eines der ausgestellten Bilder „Jesus predigt am See" durch Subskription für das Museum zu erwerben, mangels genügender Beteiligung zunichte geworden.

D. Architektur.

Das erste Jahr des zwanzigsten Jahrhunderts fällt in eine Periode so reger Bauthätigkeit, wie sie Basel bisher wohl noch nie durchgemacht hat. Wir sind es gewohnt geworden, jährlich eine große Anzahl neuer Bauwerke entstehen zu sehen, ohne uns zunächst

viel anderes dabei zu denken, als daß hierin das enorme Anwachsen der Einwohnerzahl einen sichtbaren Ausdruck findet. Da aber dieser Ausdruck ein bleibender sein wird, wenigstens für absehbare Zeit, und da die Physiognomie der Stadt in den nächsten Jahren und Jahrzehnten voraussichtlich — hoffentlich — noch um einige interessante Züge bereichert wird, dürfte es angebracht sein, sich dieselbe hin und wieder anzuschauen im Hinblick auf die Thatsache, daß auch der Geist einer Zeit immer in den Bauwerken einen untrüglichen Ausdruck gefunden hat. Zudem haben Alle, die in irgend einer Beziehung zur Bauthätigkeit stehen, eine künstlerische Pflicht zu erfüllen. Eine Stadt, die wie Basel nicht nur durch die reizvolle Gestaltung der Erdoberfläche und der landschaftlichen Umgebung, sondern auch durch eine große Anzahl von den Vorfahren überkommener Bauwerke von hoher künstlerischer Bedeutung einen ehrenvollen Platz unter den Sehenswürdigkeiten der Welt einnimmt, hat ein Anrecht auf besondere Sorgfalt und Behutsamkeit in allen Fällen, wo es sich darum handelt, das uns überlieferte Stadtbild zu ändern: eine Forderung allerdings etwas idealer Natur, die im Sturm unserer geschäftlich denkenden Zeit oft gänzlich ignoriert wird. Umsomehr müssen wir dankbar anerkennen, daß bei einer großen Zahl der in diesem Jahre entstandenen Bauten das entschiedene Bestreben zu erkennen ist, sich der Umgebung glücklich einzuordnen, so z. B. bei dem imposanten Stadtbild, welches das Großbasler Ufer, von Kleinbasel aus gesehen, darbietet. Ende 1900 wurde durch Fr. Stehlin der An- und Umbau des alten Wohnhauses Albanvorstadt 69 vollendet, ohne daß der malerische Charakter der Umgebung im geringsten Einbuße erlitten hätte. Auch der Hohenfirstenhof ist durch Architekt E. Vischer mit einem Anbau versehen worden, der sich pietätvoll dem Charakter des altertümlichen, langgestreckten Herrenhauses anschließt. Unmittelbar daneben ragt der Turm und das Dach des Ecke Rittergasse und Firstengäßlein

durch E. LaRoche erbauten Wohnhauses hervor. In seiner ganzen Art erinnert dieses stattliche Gebäude an die Basler Bürgersitze des achtzehnten Jahrhunderts; zum Andenken an die Ulrichskapelle, welche im Mittelalter auf demselben Grundstücke stand, wurde das neu erbaute, im Januar 1901 eingeweihte Haus, „zum Ulrichsgärtlein" benamst. Vor der Fassade gegen die Rittergasse breitet sich behäbig der Garten aus, gegen die Straße vornehm abgeschlossen durch ein hohes Gitter, welches sich getreu an das schön geschmiedete, von dem früheren Hause übernommene Portal anpaßt.

Kehren wir auf unsern Standpunkt am Kleinbasler Ufer zurück, so bemerken wir unterhalb der alten Brücke neben den „Drei Königen" zwei Neubauten, das Hotel Bauer, Arch. H. Tamm, und ein Geschäftshaus, Arch. E. Laroche, beide in dem Bestreben erdacht, das Stadtbild um ein charakteristisches Element zu bereichern. Der Stadtteil unterhalb der Johanniterbrücke befindet sich in einem unerfreulichen Zustande; die prächtige Allee und der reizvolle Pavillon des früheren Ochs'schen Landgutes sind nun ganz verschwunden und haben unschönen Nutzbauten Platz gemacht.

Aber ein Anfang zur Wiederherstellung eines befriedigenden Anblicks ist wenigstens gemacht. Wir bemerken den Turm des neuen Kühlhauses der Schlachthofanlage, in seiner Silhouette an den St. Johannthor-Turm anklingend. Es bleibt nur zu wünschen, daß das gute Beispiel, welches unser Hochbaubureau in der Ausbildung der Erweiterungsbauten des Schlachthauses gegeben hat, nicht ohne Nacheiferung bleibe. So werden wir hoffen können, daß auch diese nördlichste Ecke Basels und schweizerischen Landes künftig einmal wieder einen ansprechenden Anblick gewähren wird.

Die Bebauung des Kleinbasler Ufers unterhalb der Johanniterbrücke hat in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht, und nun ist dort auch ein Monumentalbau erstanden. Den Architekten G. und J. Kelterborn ist die dankbare Aufgabe zugefallen, dort

ein Schulhaus zu errichten. Der freien, weithin sichtbaren Lage am Rhein entsprechend wurde bei der Gestaltung des Aeußeren das Hauptgewicht auf gute Massenverteilung und Silhouettenwirkung gelegt, wozu die Anlage von Eck-Risaliten und die Höherführung des von einem Uhrtürmchen bekrönten Mittelbaues Gelegenheit gab. Das architektonische Detail ist, wie es sich für ein Primarschulhaus geziemt, schlicht gehalten, trotzdem wurde durch die Art der Fenstergruppierung, den Kontrast der roten Hausteine und der hellen Putzflächen, sowie durch die Anlage eines breiten Treppenaufganges mit gewölbter Portalvorhalle am Rheinweg eine bei aller Einfachheit lebhafte Wirkung erzielt. Im Frühjahr 1900 begonnen, ist das Gebäude nunmehr in seiner äußern Erscheinung nahezu vollendet.

Daß Basel der Jugenderziehung ein starkes Interesse allezeit entgegenbringt, ist auch jetzt wieder bewiesen; sind doch, einschließlich des eben genannten, nicht weniger als vier Schulhäuser in diesem Jahre aufgerichtet worden, davon drei Primarschulen für Mädchen und Knaben, um den Ansprüchen neu entstandener Außenquartiere Genüge zu leisten.

Wir sehen im oberen Teil von Kleinbasel das Rosenthalschulhaus, ein in den Formen der deutschen Frührenaissance errichtetes stattliches Gebäude; ferner in Großbasel im äußersten Teile des Westplateaus am Gotthelfsplatz das Schulhaus gleichen Namens. Beides Werke unseres Hochbaubureaus, weisen sie in der architektonischen Gestaltung viel Verwandtes auf.

Die vierte unserer Schulhausbauten ist bestimmt für die Obere Realschule. Auf dem Platze des alten Elisabethengottesackers wurden im Herbst vorigen Jahres die Grundmauern gelegt, und am 7. September letzthin konnten die Dachstühle dieses nunmehr im Rohbau vollendeten Gebäudes aufgerichtet werden. Die Formen lehnen sich an diejenigen der schweizerischen Architektur des achtzehnten Jahrhunderts an, eine Bauweise, welche sich durch ihre vornehme, jeder

Ueberladung abholde Auffassung französischer Spätrenaissance-Formen in hervorragender Weise für eine Aufgabe der vorliegenden Art eignet. Die Intention der Architekten F. Stehlin und E. LaRoche war, die zahlreichen Fenster so zu gruppieren, daß dieselben dem Gebäude so wenig wie möglich den Typus eines Fabrikgebäudes geben möchten. Zur Erreichung dieses Zieles half wesentlich die bisher bei uns weniger übliche Verlegung der Aula in den ersten Stock mit; denn hierdurch war es möglich, die Gleichförmigkeit der langgestreckten Hauptfassade zu durchbrechen und die Mittelpartie bedeutend kräftiger und monumentaler zu gestalten. Die Lage dieses stattlichen Gebäudes innerhalb grüner Anlagen ist eine besonders glückliche.

Nachdem die Verlegung der Elsäßerbahnlinie im Mai vollendet war, konnte bald darauf der Birsigviadukt für den Fußgängerverkehr provisorisch freigegeben werden. Es war ein neuer Reiz, von dieser hochgelegenen Straße aus einen freien Blick über die tiefer liegenden Teile der Stadt gegen Elisabethenkirche und Münster zu genießen und besonders auch auf die Pauluskirche.

Im Juli 1898 begonnen, ist dieses monumentale Werk des Architekten Karl Moser (Aarau) nunmehr vollendet und feierlich eingeweiht. Die Grundsätze, welche Moser als richtunggebend für seine Kunst verfolgt, finden bei der Pauluskirche charakteristischen Ausdruck. Das Ganze ist aus dem Programm heraus entwickelt. Die Grundzulage soll dem Zweck des Gebäudes entsprechen, der Aufbau, die Architektur, den Zweck so klar wie möglich zur Erscheinung bringen. Zur Erreichung dieses Zieles wurden grundsätzlich klare Formen und Linien zu Hilfe genommen, oft, und je nach der Anpassung, in Anlehnungen an alte Stile. Vor allem wurden eine wirkungsvolle Baumasse und eine sprechende Silhouette gesucht; infolge dessen spielt auch das Dach eine große Rolle. Die Fensteröffnungen wurden nach dem innern Bedürfnis verteilt, sollen aber im Aeußern einen wirksamen Gegensatz zu den Mauerflächen bilden.

Das Ornament wurde auf bestimmte Stellen konzentriert und hält sich zumeist an Naturformen, die entsprechend und nach dem Charakter des Materials vereinfacht und architektonisch behandelt wurden. Häufige Verwendung von Flachbildhauerei, welche die Fläche nicht zerreißt und sie doch veredelt oder interessant macht, giebt dem Bau noch einen ganz besonderen Charakter.

Die Pauluskirche ist das erste Gotteshaus, das in Großbasel als ein protestantisches erbaut wurde.

Auch Kleinbasel hat in diesem Jahre eine neue Kirche erhalten, die St. Josephskirche (Architekt Hardegger von St. Gallen). In einer gewissen Anlehnung an alte Barock-Kirchen spricht sich die Bestimmung für den katholischen Gottesdienst aus. Das Detail ist allerdings, wohl infolge der Verwendung von Granit für die architektonischen Gliederungen, bedeutend einfacher, als dies in der Regel bei den Kirchen der genannten Stil-Epoche der Fall ist. Die Gesamtwirkung ist einheitlich und würdig.

Im Mittelpunkt des Interesses für die Bauthätigkeit unseres Jahres steht das Rathaus. Nach nahezu 400-jähriger Lebensdauer ist dieses Denkmal an den Eintritt Basels in den Schweizerbund in verjüngter Form vor unsern Augen neu erstanden und durch Anbau des linken Flügels und eines imposanten Turmes mächtiger gestaltet worden. Im Frühjahr 1900 begonnen, konnten diese Anbauten zu Ende desselben Jahres eingedeckt werden, während in diesem Jahre die Fassaden am Marktplatz mit bildhauerischem und malerischem Schmuck versehen wurden. Der Architekt E. Vischer hat hier das Hauptgewicht darauf gelegt, durch ruhige Mauerflächen das Gebäude als Ganzes mächtig zu gestalten; die architektonischen Details sind bei den neuern Teilen im Aeußern und Innern in den Formen der süddeutschen und schweizerischen Renaissance gehalten, welche auch im alten Rathause in der letzten Bauperiode Verwendung gefunden hatten.

Die Bemalung der alten Fassade wurde möglichst getreu auf Grund der in allen Teilen deutlich erkennbaren Spuren aus dem siebzehnten Jahrhundert ausgeführt. Der Zusammenhang mit den neuen Teilen wird durch die farbige Behandlung der Gesimse und der Skulpturen vermittelt.

Ein einfacheres Beispiel mittelalterlicher Bauweise finden wir in der Gerbergasse. Im September 1900 begonnen, wurde das neue Haus E. E. Zunft zu Safran im Juli dieses Jahres im Aeußern vollendet. Die Fassade ist in niederländischer Gotik (Anfang des 16. Jahrhunderts) aus hellgrünem Moselsandstein erstellt. Durch die starke Hervorhebung der Fenster im Hauptgeschoß soll das Vorhandensein des großen Zunftsaales äußerlich erkennbar gemacht und zugleich ein Uebergewicht gegen die großen Ladenöffnungen im Erdgeschoß gegeben werden (Architekten Linder und Visscher).

Wie die alte Safranzunft der Forderung nach Verbreiterung der alten Gassen in der innern Stadt hat weichen müssen, so auch eine ganze Reihe anderer alter Häuser. Wir beschränken uns darauf, von den zahlreichen neu erstandenen Geschäftshäusern diejenigen herauszugreifen, welche durch ihre architektonische Erscheinung Anspruch auf Beachtung haben.

In der untern Freien Straße erwähnen wir das Central-Hotel, in modernem Sinne unter Anwendung verschiedener Stilelemente von H. Tamm erbaut; ferner das Geschäftshaus K. J. Wyß von Architekt E. Vischer in französischer Renaissance ausgeführt und im Frühjahr 1901 vollendet.

In der obern Freien Straße fesselt ein Neubau durch klare Proportionen unsere Aufmerksamkeit. An Stelle der Häuser „zur Mohrin“ und „zum Eichbaum,“ welche samt dem Nachbarhause zu Anfang des Jahres abgerissen wurden, ist im Mai mit dem Bau des Geschäftshauses A. S. & Co. begonnen worden. In der Behand-

lung der Fassade knüpft der Architekt E. La Roche an die Zeit der Blüte unserer Schweizerstädte in geschäftlicher und künstlerischer Hinsicht zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an. Die Zusammenfassung der beiden oberen Stockwerke durch Lisenen, das kräftig ausgebildete Hauptgesims und die fein empfundene Zeichnung des Details geben der Fassade den Ausdruck einer ruhigen Sicherheit.

An der Ecke der Streit- und Weiße Gasse haben die Gebr. Stamm das Geschäftshaus S. Bell, Söhne vollendet.

Die neugeschaffene Falknerstraße hat in der durchgreifenden architektonischen Umwandlung, die ihr bei der Beschaffenheit der alten Rückfassaden nicht erspart bleiben konnte, die ersten Stadien überstanden.

Von den dort fertiggestellten Fassaden interessieren uns vor allem die zum Hotel Metropol gehörige und schräg gegenüber jene des Geschäftshauses Kübler Söhne. In der eigenartigen architektonischen Behandlung derselben erkennen wir die Hand des Architekten Moser; Stilformen gotischen Ursprungs mischen sich mit rein modernen Pflanzenornamenten. Das Bestreben, sich den praktischen Anforderungen anzupassen, findet in seinen Werken einen neuen charakteristischen Ausdruck.

Die der Post gegenüberliegende Seite der Rüdengasse ist nun, nachdem die beiden Eckhäuser der Falknerstraße fertig erstellt sind, in ihren definitiven Zustand gelangt. Während Architekt F. Walser in der Durchbildung des Hauses „zur Rose" die Absicht verfolgt hat, in Anlehnung an die Früh-Renaissance einen Kontrast gegen die Post zu schaffen, haben die Gebr. Kelterborn bei dem Neubau der Herrn J. Baur-Sprenger getrachtet, nicht nur im Stil, sondern auch in der Auswahl eines farbigen Hausteinmaterials sich dem Postgebäude möglichst anzupassen. Als Pendant zur Handelsbank ist am Albangraben der Neubau der Handwerkerbank entstanden. Bei der äußeren Gestaltung dieses monumental wirkenden

Gebäudes waren von den Architekten Gebr. Kelterborn verschiedene Faktoren zu berücksichtigen. Einmal die Ecklage an zwei Straßen von durchaus verschiedenem Charakter: einerseits an der, trotz zahlreichen Neubauten als alte Hauptstraße Basels charakteristisch gebliebenen Freien Straße und anderseits mit der Hauptfront an dem ruhigen modernen Albangraben mit seinen in strengen Formen gehaltenen palastähnlichen Fassaden. — Dann verlangte die so bedeutend wirkende Rotunde der Handelsbank auch bei der gegenüberliegenden Neubaute eine einigermaßen groß wirkende Ecklösung, die um so mehr berechtigt war, als verschiedene Straßen direkt zu dieser Ecke hinführen. Alles dies führte zu einer Architektur in den Formen Louis XVI. und Empire, allerdings in moderner Auffassung, die es ermöglichte, bei Einfachheit der Details große Linien und Verhältnisse zur Geltung kommen zu lassen. Der zweifache Charakter des Hauses als eigenes Geschäftshaus und als Miethaus wurde durch die Anlage von zwei Portalen zum Ausdruck gebracht, von denen das eine direkt in die Bank und das andere in das geräumige Treppenhaus führt.

Die Korrektion des Schnabelgäßleins hat in diesem Jahre einen Schritt vorwärts gemacht, man hat mit der Erstellung der Neubauten begonnen.

Am Petersgraben begegnen wir noch einem Werk der Architekten Kelterborn, dem in einfachem gotischen Stile ausgeführten Wohn- und Geschäftshause des Herrn R. Brenner.

Das stetige Anwachsen der Einwohnerzahl Basels hat naturgemäß eine Erweiterung des Stadtgebietes zur Folge. Die Unternehmungslust hat sich schon längst des innerhalb der Kantonsgrenzen noch zur Verfügung gebliebenen Geländes bemächtigt. Von dem bisher nur aus dem Stadtplan bekannten Straßenzügen haben in diesem Jahre wieder einige Gestalt gewonnen; so hat besonders das Westplateau in der Umgebung der Pauluskirche nunmehr gänz-

lich den ländlichen Charakter abgestreift. An der Bundesstraße, der Böcklin- und der Rütimeyerstraße sind mehrere Neubauten entstanden, von denen leider nur ein kleiner Teil in baukünstlerischer Hinsicht Beachtung verdient. Die Architekten Romang & Bernoulli haben bei der ersten ihrer zwei Häusergruppen an der Bundesstraße den Charakter der Pauluskirche zur Richtschnur genommen und bei Anlehnung an mittelalterliche Bauweise einen wirkungsvollen Gesamteffekt erreicht. Durch ein mächtiges rotes Ziegeldach überdeckt, wirkt diese Gruppe zusammen mit den herrlichen Bäumen der alten Neubadstraße sehr sympathisch.

Am neuen Güterbahnhof zu St. Johann ist ein anderes Quartier im Entstehen begriffen. Dort hat Karl Moser mit dem Salmenbräudepôt einen Ton angeschlagen, der hoffentlich bei der weiteren Ausgestaltung dieses Quartiers nicht ganz verloren geht. Auch die übrigen äußern Quartiere der Stadt haben mehrere Neubauten entstehen sehen, die aber in baukünstlerischer Hinsicht kein Interesse bieten. Wir möchten nur noch die Neubauten des Architekten Doppler im Horburgquartier erwähnen, bei denen die Freude an malerischer Gruppierung einen frischen Ausdruck findet. Die Moserschen Bauten scheinen hier vorbildlich gewesen zu sein. Eine Anzahl charakteristischer größerer und kleinerer Einfamilienwohnhäuser ist im äußern und inneren St. Albanquartier entstanden, von denen wir einige aufzählen wollen: Am 6. Juli wurde die Aufrichtung des Wohnhauses von Herrn E. R.-S. St. Albanvorstadt Nr. 72 gefeiert. Das Gebäude nebst Dependenzen steht auf einem eigentümlich geformten Stücke der ehemals Doblerischen Liegenschaft. Die Konfiguration des Terrains führte zur Schaffung eines Hofes, gegen welchen sich sämtliche Fassaden der Dependenzen und die Vorderfassade des Wohnhauses richten. Es war auf diese Weise möglich, einerseits das Wohnhaus so weit zurückzuschieben, daß die Hinterfassade ganz in den freien Raum zu stehen kam, der durch den zugehörigen

und die nachbarlichen Gärten gebildet ist; andererseits maskieren von der Hofseite aus die Dependenzgebäude die unschönen Hinterfassaden der Nachbarhäuser. Für die Architektur wurden die Formen der Basler Bauten des 18. Jahrhunderts gewählt. Architekt: F. Stehlin.

Im Sommer dieses Jahres wurde die 1900 begonnene „Krippe zu St. Alban“ in der Albanvorstadt Nr. 70 bezogen. Die ganz einfach gehaltenen Fassaden lehnen sich im Stil an mittelalterliche Bauweise an (Architekt E. Vischer).

Am 1. Oktober wurde das neue Wohnhaus, welches sich Herr Dr. A. H.-P. an der Dufourstraße erstellen ließ, bezogen. Die 15 Meter breite Fassade gegen die Straße wurde durch einen kräftig vorspringenden Erker und einen Risalitaufbau belebt; auch sollten diese beiden Bauteile dazu dienen, den großen Flächen der Scheidemauern gegen die Nachbarn ein gewisses Gegengewicht und belebendes Moment gegenüberzustellen. Architekt F. Stehlin.

Im Rohbau finden wir am Hirzbodenweg und an der Wartenbergstraße einige Häuser, die durch die Art der Behandlung interessieren. Das Wohnhaus St.-G., im Stil an baslerische Vorbilder erinnernd, erhält durch die ins Breite gehenden Proportionen und das dominierende Dach einen neuartigen Charakterzug (Architekt E. Vischer).

Wohnhaus C. F.-F. Die Fassade soll dem zum bequemen Wohnen entworfenen Grundriß ungeschminktesten Ausdruck geben und durch ihre breiten, behäbigen Verhältnisse und Formen das behagliche Innere wiederspiegeln. Bunte Farben ersetzen eine reichere Architekturgestaltung. Durch die Rückstellung des Hauses von der Baulinie wird in erster Linie der Schatten der Nachbarhäuser auf die Hauptwohnräume vermieden und ebenso ein freier Ausblick auf die sämtlichen rückwärtsliegenden Gärten gewonnen. An der Straße war es dadurch möglich, einen grünen Rahmen von Rasenplatz und seitlichen Baumgruppen zur bunten Fassade zu finden. Das Haus wurde

begonnen am 8. Juli 1901. (Architekten Suter und Burckhardt). Von denselben Architekten Wohnhaus R. Ph.-M. Wartenbergstraße 39. Eine intensive Raumausnützung verlangte die Anlage eines Zwischenstockes, der in der Fassade deutlich Ausdruck findet. Freundliche und ausgesprochen vom Konventionellen abweichende Farben werden die Fassaden lebensfroh, und bei aller Einfachheit eine persönliche Anschauungsweise des Bauherrn bekundend, wirken lassen. Das Haus wurde begonnen am 16. August 1901.

Auf einige andere Wohnhausgruppen, deren Bauperiode in unserm Jahre wbegonnen, erden wir im nächsten Bericht zurückkommen.

Zweck und Ziele des Historischen Museums.

Von

Prof. Albert Burckhardt-Finsler.

Vortrag, gehalten im Bernoullianum, den 1. Dezember 1901.

Wie auf dem Gebiete des Staates und der Volkswirtschaft Stillstand gleichbedeutend mit Rückschritt ist, so darf auch mit Recht und Fug behauptet werden: Ein öffentliches Bildungsinstitut, das nicht einen stetigen Fortschritt aufweisen kann, geht zurück. So verhält es sich auch mit einer Sammlung, welche öffentlichen Zwecken, vorab der Bildung und Belehrung des Volkes, dienen soll. Eine gedeihliche Entwicklung aber wird stets mehr Interesse in immer weitern Kreisen wachrufen, was wiederum darin sich äußert, daß der betreffenden Anstalt auch vermehrte Mittel zur Entfaltung ihrer Thätigkeit zu Gebote gestellt werden. Allein wenn dies der Fall ist, so hat auch die Gesamtheit jederzeit das Recht, Aufschluß zu verlangen über das, was durch die anvertrauten Mittel ausgerichtet wird, und ihre Wünsche zu äußern, wenn in dieser oder jener Hinsicht wohlberechtigte Erwartungen nicht in Erfüllung gehen.

Von diesen allgemeinen Anschauungen ausgehend, möchte ich es in dieser Stunde versuchen, Ihnen, hochgeehrte Herren und Damen, als den Vertretern desjenigen Publikums unserer Stadt, das sowohl für das künstlerische und wissenschaftliche Leben Basels

ein hohes und eingehendes Interesse besitzt, als auch vielfach diese Bestrebungen in hochherziger Weise unterstützt, Rechenschaft abzulegen über Zweck und Ziele einer unserer öffentlichen Sammlungen, die stolz darauf ist, sich nicht als die letzte unter ihren Geschwistern der Gunst und des Wohlwollens der Basler Bürgerschaft zu erfreuen. Ich möchte Ihnen reden über das, was das Historische Museum bezweckt und über das, was seine Ziele für die Zukunft sind. Ich thue dies umso lieber, als einmal die Beantwortung dieser Frage nicht eine ganz einfache und selbstverständliche ist, und als in nicht allzu ferner Zeit größere bauliche Veränderungen und Erweiterungen nicht zu umgehen sein werden, welche ansehnliche Summen in Anspruch nehmen dürften. Auch hat seit der Eröffnung des Museums in der Barfüßerkirche am 21. April 1894 die Sammlung so sehr an Umfang und Bedeutung zugenommen, daß heute nach 7½ Jahren eine derartige kurze Rechenschaftsablegung mehr als gerechtfertigt sein dürfte.

Wir fragen zuerst nach dem Zweck des Historischen Museums. In welchem Sinne und Geiste werden da Gegenstände in solcher Anzahl aufgehäuft, welche geistige Richtschnur dient den Organen der Verwaltung zur Leitung? Das liegt doch auf der Hand, um ein planloses Aufspeichern möglichst großer Quantitäten von Altertümern kann es sich hier nicht handeln, ein derartiges Vorgehen würde jedenfalls nicht die Bezeichnung eines Museums, sondern eher diejenige eines Hamsternestes rechtfertigen, und der ehrwürdige Name der Musen würde durch eine solche stupide Handlungsweise arg kompromittiert. Also höhere geistige Gesichtspunkte, wissenschaftlich und künstlerisch zu begründende Intentionen müssen hier vorhanden sein. Welches sind sie? Die Antwort hierauf setzt sich aus drei Teilen zusammen. Einmal handelt es sich um die einem Museum eigene Darstellung der äußern Geschichte, zweitens um die Darstellung der künstlerischen

Thätigkeit und endlich drittens um die Darstellung des täglichen Lebens, der Kultur einer Bevölkerung. Auf diesen drei Gebieten eine möglichst große Vollständigkeit zu erreichen, ist das Ideal eines zielbewußten Museumsvorstehers. Wenn es einmal einem gelänge, in seiner Sammlung vollkommen und allseitig die äußere historische Entwicklung, die Entfaltung des künstlerischen Lebens von den Anfängen durch die Jahrhunderte hindurch sowie die unendlich reiche und vielfältige kulturgeschichtliche Bethätigung eines Volkes oder gar mehrerer Nationen durch schöne und zweckmäßig aufgestellte Gegenstände darzustellen, so wäre dies wohl eine Leistung, welche den großen Errungenschaften auf geistigem Gebiete zur Seite zu stellen wäre, und ein derartiges Museum müßte als achtes Weltwunder allgemein angestaunt werden. Anfänge und Ansätze zu derartigen Instituten sind ja vorhanden, wohl am großartigsten im britischen Museum zu London, dann im Louvre zu Paris, in den Berliner Museen und an andern Orten mehr. Wer weiß, ob nicht mit der Zeit die Amerikaner, die ja für solche excentrische Pläne am meisten beanlagt und bemittelt sind, zur Verwirklichung derartiger Ideen noch am ehesten berufen sind.

Für uns aber sind natürliche, räumliche und auch zeitliche Grenzen vorhanden, welche die Aufgabe auf ein genau umschriebenes Maß reduzieren und deren allmähliche Lösung wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit in Aussicht stellen.

Werfen wir vorerst einen Blick auf die räumlichen Schranken, welche dem Historischen Museum als einer kantonalen und lokalen Sammlung gezogen sind.

Das Schweizerische Landesmuseum in Zürich hat naturgemäß die ganze Eidgenossenschaft zum Gegenstand seiner Sammlung und Darstellung. Die Gräberfunde aus vorrömischer Zeit, welche vor einigen Jahren im Kanton Tessin gemacht worden sind, haben hier ebenso gut ihre Stellung, wie die Gegenstände, welche in den Höhlen

von Thayngen gefunden worden sind, und die originellen Schreinerarbeiten, die einst die Abtei Münster im entlegensten Südostthale Graubündens geziert haben, gesellen sich zu den Altertümern, welche in früheren Jahrhunderten der Stolz der kleinen aargauischen Städte gewesen sind. Dagegen ist alles ferngehalten, was unsern Nachbarn jenseits der heutigen Schweizergrenze angehört hat, wenn nicht infolge persönlicher Verhältnisse oder historischer Ereignisse eine innere Zugehörigkeit geschaffen wurde, wie dies z. B. bei dem berühmten Allianceteppich der Fall ist, auf welchem die Künstler der Pariser Gobelins zur Ausschmückung der königlichen Gemächer den Bundesschwur Ludwigs XIV. mit den Eidgenossen vom Jahre 1663 dargestellt haben.

Unser Basler Museum hat sich geographisch andre, engere Grenzen gezogen. Wir beschränken uns auf Basel und seine Umgebung. Darunter verstehen wir alle diejenigen Gegenden ohne Rücksicht auf die politische Zugehörigkeit, deren geistiger und materieller Mittelpunkt seit Jahrhunderten die Stadt Basel gewesen ist. Mehr nur zur Ergänzung und Vergleichung werden die entfernteren Schweizer Kantone und deutschen Lande herangezogen. So besitzen wir seit der Gründung der Mittelalterlichen Sammlung durch Wilhelm Wackernagel eine große Anzahl von Holzskulpturen aus der Stadt und deren Umgebung; da war es geradezu Pflicht des jeweiligen Vorstehers, diese Abteilung nicht nur durch weitere hiesige Specimina nach Kräften zu vermehren, sondern die ganze oberrheinische und schwäbische Kunst mit einzubeziehen, damit allmählich die gesamte Kunstrichtung, deren einer Hauptsitz Basel gewesen ist, verfolgt und die Verschiedenheit der nachbarlichen Stile erkannt werden kann. Dieses Bestreben hat uns den schönen Altar mit den Heiligen des Bistums Würzburg und vor allem das Hauptstück in dieser Hinsicht, den Altar von Sta. Maria-Calanca, verschafft; und unter diesen Erwägungen wurden im Laufe dieses

Jahres eine Pieta in Sachseln, ein St. Gregor aus dem Breisgau, ein St. Niklaus aus Lowerz, zwei Kruzifixe und ein Palmesel aus Klingnau und andere Skulpturen mehr erworben.

Aehnlich verhält es sich mit einer zweiten Hauptabteilung des Historischen Museums, mit den Arbeiten der Goldschmiedekunst. Auch auf diesem Gebiete besaß Basel weit und breit die führende Stellung, weshalb in erster Linie Gegenstände aus Edelmetall, welche das Beschauzeichen der Stadt Basel und die Meistermarken ihrer Goldschmiede, der Fechter, Biermann, Merian, Bavier, Handmann, des Hans Schrotberger, und vieler andrer mehr tragen; allein nicht minder erwünscht war uns vor einigen Jahren die Erwerbung einer silbernen Kanne, die im Kanton Uri entstanden ist, und eines Pokals, welcher das Z. von Zürich zur Schau trägt.

Ebenso verhält es sich bei der dritten Hauptabteilung des Museums, bei den Arbeiten der Textilindustrie. Unter den Geweben und Stickereien bilden einige Basler Arbeiten, an ihrer Spitze der große Teppich mit der Geschichte des reichen Mannes und des armen Lazarus, den Mittelpunkt, um den sich eine große Anzahl wertvoller Stücke gruppiert, welche den verschiedensten Gebieten des Landes angehören.

Im Prinzip aber wird der lokale Charakter des Museums durchaus gewahrt und dies aus guten Gründen. Einmal darf man sich nicht verschweigen, daß ansehnliche Kunstwerke auswärtiger Herkunft durch die großen Sammlungen des Auslandes vollständig absorbiert werden; diese Dinge kommen nicht nach Basel, und die Mittel, welche für deren Erwerbung nötig sind, gehen in Zahlen, wofür unser Budget viel zu bescheiden ist. Wohl ist es ja möglich, daß ausnahmsweise auch unserem Museum etwas Derartiges angeboten wird; allein da heißt es, ganz besonders Obacht geben, damit man nicht betrogen wird. Vor einer Anzahl Jahre z. B. wurde eine prächtige französische Elfenbeinschnitzerei aus dem 15. Jahrhundert

angetragen, ein Gegenstand, welcher für den Louvre, das Musée de Cluny oder die Sammlung zu Chantilly von größtem Interesse gewesen wäre. Die Verwaltung des Historischen Museums zeigte zuerst Lust, das Kunstwerk, dessen Preis ein mäßiger war, zu kaufen, dann stiegen aber Bedenken auf und die Anschaffung unterblieb. Einige Monate später kam in Genf ein ähnliches Stück, das nur wenige Abweichungen aufwies, auf den Markt, damit war die Fälschung evident und die Enthaltsamkeit des Museums glänzend gerechtfertigt. Nun aber sucht niemand derartige Kunstgegenstände in einer schweizerischen Sammlung, wo sie zudem in einen auffallenden Kontrast treten würden zu den Produkten lokaler Provenienz. Ein Privatmann allerdings ist in dieser Hinsicht ganz anders gestellt, seine Sammlungsthätigkeit ist durch keine festen Prinzipien geleitet und seine Sammlung trägt vielmehr den Charakter einer sogenannten Kunst- und Raritätenkammer, wie sie früher von Fürsten und auch von städtischen Obrigkeiten angelegt wurden. In dieser Hinsicht ist das Urteil fremder Besucher, welche selbst alle großen Museen kennen, maßgebend. Alle ohne Ausnahme betonen es, nur durch Wahrung des lokalen Charakters könne eine solche kleinere Sammlung ihren Rang behaupten und als wichtige Lehrstätte für Kunst und Geschichte Anspruch auf allgemeine Achtung erheben. Also wir verzichten auf die Fayencen eines Luca della Robbia und Bernard Palissy — wenn uns jemand eine solche schenkt, so reihen wir sie natürlich mit großem Dank der Sammlung ein — und beschränken uns auf diejenige Keramik, welche in unsrer Gegend blühte, oder deren Erzeugnisse hier allgemein in Gebrauch gewesen sind. Das Ideal freilich wäre, wenn neben dem Historischen Museum mit seinen nationalen Originalien als notwendige Ergänzung noch eine Sammlung bestände, deren Aufgabe es ist, in guten Abgüssen, Nachbildungen und graphischen Darstellungen die auswärtige Kunst dem Besucher vorzuführen, wie dies für Architektur und

Plastik im Trocadero zu Paris der Fall ist. Ich denke, diese wenigen Motive, denen sich noch weitere beifügen ließen, werden genügen, um die räumliche Begrenzung des Historischen Museums vollkommen zu begründen und zu rechtfertigen.

Nun kommt aber auch noch dazu eine zeitliche Umrahmung. Nicht alles, was auf unserm Boden von den Zeiten der Erzväter bis auf die Tage Kaiser Wilhelms II. entstanden ist, soll zur Darstellung und zur Aufspeicherung gelangen. Da müssen vorerst jene langen, nach vielen Jahrhunderten zählenden Perioden abgetrennt werden, welche der historischen Zeit unsres Landes vorangegangen sind. Wir scheiden also aus die Erzeugnisse der Urbevölkerung, die mit den in historischer Zeit das Land bewohnenden Völkern in keinem Zusammenhange steht, Gegenstände, welche sich viel besser für eine ethnographische oder eine naturwissenschaftliche Sammlung eignen als für unser Museum. Wir sind noch einen Schritt weiter gegangen, indem wir auch die Denkmäler der Pfahlbauerzeit, welche den Uebergang zur historischen Periode bildet, der ethnographischen Sammlung zugewiesen haben. Es konnte dies um so unbedenklicher geschehen, als in der nähern und weitern Umgebung sich keine derartigen Niederlassungen befanden, so daß schon aus diesem Grunde von keiner Kontinuität mit den spätern Bewohnern des Landes die Rede sein kann. Der Anfangspunkt unsrer Sammlung ist also gekennzeichnet durch das Erscheinen der Römer in Rauracien, Munacius Plancus und C. Julius Cäsar sind gewissermaßen die Portalfiguren des Historischen Museums. Von da an aber hat alles Wert und Bedeutung für die Sammlung bis an die Schwelle der Gegenwart, wo wiederum eine gewisse allerdings bewegliche Schranke gezogen werden muß.

Es kann nicht die Aufgabe eines historischen Museums sein, die Geschichte, die Kunst und die Kultur der Gegenwart darzustellen. Dies muß, wenn es verlangt wird, an andern Orten und auf andre

Weise geschehen. Allein was verstehen wir unter Gegenwart? Ist diese begrenzt durch die Wende des Jahrhunderts oder durch irgend ein folgenschweres politisches Ereignis? Doch wohl kaum. Für unsern vorliegenden Bedarf möchten wir sagen: Unter Gegenwart verstehen wir die Spanne Zeit, welche, von heute an zurück gerechnet, das durchschnittliche Lebensalter eines Menschen umfaßt, für den jetzigen Augenblick also eine Periode, die etwa mit dem Abschluß des deutsch-französischen Kriegs ihren Anfang nimmt. Gegenstände aus dieser Periode würden in der Regel dem Historischen Museum nicht einverleibt werden. Während z. B. vor einigen Jahren ein Stück des Spitzenkragens, den einst Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein getragen hatte, mit Freuden in die Sammlung aufgenommen wurde, würden wir dagegen doch davon Umgang nehmen, in derselben Kleidungsstücke unsrer jetzigen Staatsmänner auszustellen, obschon wir keinen Augenblick daran zweifeln, daß kommende Geschlechter ihnen die gleiche Verehrung und Bewunderung entgegenbringen werden, welche wir dem Bürgermeister des 17. Jahrhunderts zu zollen pflegen.

In künstlerischer Hinsicht ist naturgemäß das Gewerbemuseum dazu bestimmt, die Gegenwart zur Darstellung zu bringen, so daß im Grunde dieses die richtige Weiterführung des Historischen Museums sein sollte. Auch hier würde die Grenze eine flüssige sein, indem konsequenterweise die älteren Partien des Gewerbemuseums jeweilen „historisch“ würden. Wir führen als Beispiel die Zimmereinrichtungen an, allerdings wie wir sie gerne hätten, nicht wie sie thatsächlich vorhanden sind. Ein Innenraum im Stile Louis Philippe, wie unsre Eltern und Großeltern sich eingerichtet haben, würde gewiß die Besucher des Historischen Museums in hohem Grade interessieren, ebenso ein Basler Wohn- oder Eßzimmer aus der Zeit des zweiten Kaiserreichs. Wie lehrreich wäre ferner hauptsächlich für künftige Generationen die Darstellung eines Salons aus den Siebenziger- oder Achtzigerjahren, da man glaubte, mit dem

Wiederaufleben der deutschen Renaissance dem Geschmack für lange Zeit die allein seligmachende Richtung gegeben zu haben. Es ist dem Historischen Museum unmöglich, alle diese Wünsche zu erfüllen, und es könnte dies auch nur mit sehr großen Opfern geschehen. Wenn aber ein Gewerbemuseum es sich zur Aufgabe machen würde, die jeweiligen Stilrichtungen der Gegenwart etwa in der Art vorzuführen, wie es für die modernste Richtung an unsrer letzten Gewerbeausstellung geschehen ist, so würde nicht nur eine eminente Lehraufgabe solcher Institute glänzend gelöst, sondern es würde für die Zukunft eine historische Sammlung angelegt, wie sie später nur noch sehr unvollkommen zu stande gebracht werden kann.

Gerne wollen wir schließlich auch bei dieser zeitlichen Einschränkung zugestehen, daß sie manchmal überschritten werden muß, wie wir z. B. natürlich kein Bedenken getragen haben, die nagelneue Bundesfeierplakette auszustellen oder der Uniform unsres hochverehrten Heinrich Wieland selig einen Platz unter den militärischen Kostümen anzuweisen. Auch finden sich einige Bronze-Schwerter vor, welche geschwungen worden sind, wohl bevor die Legionen Roms den Boden unsres Landes betreten haben. Immerhin werden im Großen und Ganzen die angeführten Grenzen eingehalten werden, und wir möchten nun schildern, wie innerhalb derselben der Ausbau der historischen, der kunstgewerblichen und der kulturgeschichtlichen Abteilung sich vollzieht.

Sprechen wir erst von der historischen Sammlung, in welcher wir diejenigen Gegenstände unterbringen, die sich auf die Geschichte der Stadt und ihrer Umgebung beziehen. Diese letztere bringt es mit sich, daß die Zahl der kriegerischen Altertümer und der Trophäen vielleicht weniger groß ist, als z. B. in Bern, in Zürich und an andern Orten, die in der Kriegsgeschichte eine größere Rolle gespielt haben als Basel. Immerhin ist das alte Inventar des Zeughauses, obschon zwei Dritteile desselben bei der Trennung nach

Liestal gekommen sind, noch recht ansehnlich und enthält einige Stücke, um deren Besitz wir mit gutem Grund beneidet werden. So redet die alte eiserne Kanone, das genaue Gegenstück zu der „tollen Grete" in Gent, eine sehr beredte Sprache. Ihre Anwesenheit in Basel kennzeichnet besser als manche zeitgenössische Chronikstelle die Gesinnung und Denkweise Karls des Kühnen, welcher selbst die unbehilflichsten Bombarden aus den Niederlanden heraufschleppen ließ, um den verhaßten Eidgenossen und oberrheinischen Städterepubliken den Garaus zu machen. Und was erzählt uns nicht alles das älteste Stadtpanner, das einst am 18. Oktober 1367 in blutiger Schlacht bei Endingen am Kaiserstuhl verloren gegangen war und erst zur Reformationszeit aus der Kirche zu Reichenweyer wieder in seine alte Heimat zurückgebracht wurde. Oder sollen wir das Panzerhemd Karls des Kühnen erwähnen, dessen allerdings stark mitgenommene Reste in einem Glasschrank aufbewahrt werden, oder das Stadtpanner von Avignon, das den Baslern nach der Schlacht von Grandson als Beutestück zufiel. In ähnlicher Weise sind auch aus den spätern Jahrhunderten gar viele historische Stücke da, deren eingehende Beschreibung sich decken würde mit einer Geschichte unserer Stadt bis in die neuere Zeit. In der Schatzkammer erglänzen die ehrwürdigen Geräte, die einst der Schmuck des Basler Münsters gewesen sind; das silberne Haupt des Bischofs Pantalus, des ersten legendenhaften Vorstehers der Basler Kirche, das Reliquienkästchen mit dem goldenen Kruzifixus, das der Bürgermeister der Stadt Basel zu berühren pflegte, wenn er an St. Johann des Täufers Tag dem Bischof den Eid der Treue leistete, und so vieles andere mehr, woran sich manche schöne aber auch mehr als eine traurige Erinnerung knüpft. Sollen wir die Gegenstände erwähnen, die aus dem Besitze des größten deutschen Humanisten, des Desiderius Erasmus, stammen, das Wappenbild, das einst Hans Holbein auf die Himmelzunft gestiftet hat, oder all die vielgestaltigen Pokale,

die Wappenbücher und Meisterkronen, die bei festlichen Anlässen bis auf den heutigen Tag die Freude der Zunft- und Gesellschaftsbrüder sind, und welche deutlicher als die meist so mangelhaft geführten Protokolle für die historische Bedeutung und das Ansehen dieser alten Korporationen sprechen? Von den Zeiten der friedlich vollzogenen Revolution des Jahres 1798 erzählt der Freiheitshut, um welchen am 22. Januar des genannten Jahres die besten Töchter Basels den Reigen getanzt haben, und an die bösen Tage der dreißiger Jahre erinnert nicht nur die Fahne der Bürgergarde und der Totenkopfschild vom Tschako eines der Regierung treu ergebenen Bürgers, sondern auch eine Kugel aus einer Luzerner Kanone, welche am 3. August 1833 so unheilvoll für die Stadt in den Kampf eingegriffen hat. Hoch an zwei Pfeilern der Kirche sind endlich zwei schwarz-rot-goldene Fahnen befestigt, welche in einer Zeit, da von Deutschland Einigkeit und Freiheit geträumt wurde, nach blutigen Kämpfen über die Schweizer Grenze geflüchtet wurden. Die eine derselben hat nach dem Gefecht bei Kandern Hecker seinem Freunde Karl Brenner zur Aufbewahrung übergeben, als er nach den Vereinigten Staaten auswanderte; damals hoffte er auf eine Rückkehr in bessern Tagen und auf eine schließliche siegreiche Entfaltung der Reichsfahne, die er dann in Basel wieder holen wollte. Seine Hoffnungen sind in Erfüllung gegangen, freilich in etwas anderer Weise, als er sie gehegt hatte. Das Reichspanner ist entfaltet worden, aber nicht das schwarz-rot-goldene, sondern das schwarz-weiß-rote, und nicht von einem schwäbischen Freiheitsschwärmer, sondern von dem eisernen Kanzler aus dem Norden und seinem königlichen Herrn, der einst als Prinz von Preußen gerade in der Südwestecke Deutschlands die Ordnung hergestellt hatte. Allein was führen wir hier das Einzelne an, da wir doch keinen Ueberblick über alle die mehr oder weniger bedeutenden Stücke geben können, die mit der Geschichte Basels in so engem Zusammenhang stehen. Nur

zweier Gegenstände, vielleicht der am meisten charakteristischen für unsere Stadt, sei hier noch Erwähnung gethan. Da hängen an der linken Seitenwand des Chores sämtliche 1805 beim Niederreißen der Kirchhofmauer zu Predigern geretteten Bruchstücke des Totentanzes, Malereien, welche gewiß aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammen und in spätern Zeiten manchmal übermalt worden sind. Es ist eine Darstellung, welche mit dem allgemeinen Konzil von 1431—1448 und mit den damals nicht selten auftretenden Pestilenzen in Zusammenhang steht, also auch ein hochwichtiges Altertum, mit dem allerdings Hans Holbein nichts zu thun, außer daß seine 1538 zu Lyon erschienenen, künstlerisch und inhaltlich viel höher stehenden Todesbilder durch den Totentanz des Predigerklosters angeregt und beeinflußt worden sein mögen. Unter diesen Umständen wäre es sehr erwünscht, wenn endlich einmal in unserer Stadt die Mär von der Autorschaft Holbeins für die Gemälde des Predigerklosters aufgegeben und diese Marotte denjenigen Engländern überlassen würde, welche sich einmal unter keinen Umständen belehren lassen wollen. Bei dieser Gelegenheit möchten wir gerne noch einen Gedanken äußern, der zwar eher später, wenn von den Zielen des Historischen Museums die Rede sein wird, anzubringen wäre, den wir aber wegen seiner inneren Verwandtschaft mit dem eben Behandelten dennoch hier einfügen möchten. Da der Totentanz der Prediger ein eigentliches Wahrzeichen unserer Stadt gewesen ist, ein Denkmal ernsten Denkens und Fühlens unserer Vorfahren, da ferner nicht nur eine Reihe Bruchstücke, sondern auch alte genaue Aufnahmen des gesamten Bildercyklus noch vorhanden sind, sollte es nicht möglich und erwünscht sein, eine Kopie dieser Bilder irgendwo an passender Stelle anzubringen? Wir sind überzeugt, daß ein derartiges Wiederauflebenlassen des Totentanzes, dessentwegen Basel in der ganzen Welt bekannt war, von Fremden wie Einheimischen mit Freuden begrüßt würde!

Führt uns dieses eine Wahrzeichen die ernste Seite des Basler Charakters vor Augen, so bringt das andre, das noch angeführt werden soll, die andre Haupteigenschaft unsres Volkes zum Ausdruck, nämlich die Freude an Spaß und Spott. Diese hat ihren klassischen Ausdruck im Lällenkönig gefunden. Was hat man nicht alles an dieser bescheidenen Kupfermaske, die nun die Emporenbrüstung des Museums auszeichnet, seit alter Zeit herumgedeutet und gelehrten Scharfsinn bis in die jüngsten Tage nutzlos vergeudet. Hat man denn nicht genug Erklärung damit, daß man es im 17. Jahrhundert wie heutzutage in Basel lustig fand, über die Thorheiten seiner Mitmenschen zu lachen und sie zu verspotten, was am drastischsten durch das Ausstrecken der Zunge angedeutet wurde. So wurde es im einzelnen wie im allgemeinen gehalten, und es ist im Grunde kein schlechtes Zeichen für eine Stadt, wenn ihre Bürger noch genug Witz und Verständnis für den Witz besitzen, um gegenseitig ihre vielen Thorheiten lächerlich und damit unschädlich zu machen. Lällenkönig und Fastnacht sind eng verwandte Dinge, und es ist kein Zufall, daß beide in Basel zusammengetroffen sind. Da braucht man keinen geplanten Ueberfall, keine verschlafenen Konzilsväter und kein unästhetisches Kleinbasler Gegenstück zur Deutung des Lällenkönigs; der Basler Bürger gehe in sich selbst, und er wird in der eigenen Brust ein Stück Lällenkönig ohne langes Suchen entdecken.

Daß diejenigen Altertümer, von denen bisher die Rede gewesen ist, historische Stücke in des Wortes echtestem Sinne sind, wird wohl niemand bezweifeln, allein wichtiger ist für unsern vorliegenden Zweck die Frage, wie weit muß dieser Begriff des historischen Altertums ausgedehnt werden, und wie kann dem Ideal, der Darstellung der Geschichte Basels im Historischen Museum bei den großen vorhandenen Lücken auch nur einigermaßen Genüge geleistet werden?

Die Antwort auf die erste Frage geht dahin, daß eben alles in einem historischen Museum Aufnahme finden sollte, was irgendwie mit der Geschichte der Stadt und ihrer Umgebung, mit Persönlichkeiten, welche eine hervorragende Stellung eingenommen haben oder mit öffentlichen Institutionen zusammenhängt. Wie weitherzig ein derartiger Satz nach unsrer Ansicht zu interpretieren ist, mögen besser als prinzipielle Auseinandersetzungen einige Beispiele darthun. Das Museum soll sich nicht nur bestreben, alle Staats-, Rechts-, Zunft-, Kirchen- und Kriegsaltertümer zu sammeln, sondern es muß ebenso sehr bestrebt sein, die Münzen vollständig zu besitzen, welche entweder hier geschlagen oder in Handel und Wandel allgemein gebraucht worden sind. Ferner werden Inschriften, Wappen, Jahreszahlen, welche im Laufe der Zeit hauptsächlich infolge des notwendigen Umbaus der Stadt von ihrem ursprünglichen Platze entfernt werden, in einem derartigen Institute eine gesicherte und wohlwollende Aufnahme finden. Hierhin gehören auch die Grabsteine alter und neuer Zeit, wie wir denn erst neulich die Freude hatten, anläßlich der Aufhebung des Elisabethengottesackers das Epitaphium des 1832 verstorbenen Obersten und Kriegsschriftstellers Johannes Wieland, sowie dasjenige der Letzten aus dem Hause Bärenfels bei und in der Barfüßerkirche aufzustellen. Alte Gebäudeteile werden hier ihren Platz finden müssen, ein Satz, dessen Richtigkeit schon längst von der Leitung des Museums anerkannt ist, dessen Ausführung aber wegen der Raum- und Geldklemme bisher zum guten Teil unmöglich gewesen ist. In unsern Tagen, da so manche merkwürdige Fassade des alten Basels verschwindet, wäre es doppelt wünschbar, wenn einige charakteristische Beispiele des ehemaligen Straßenbildes im Hofe des Museums aufgestellt und so für künftige Zeiten gerettet werden könnten. Daß mit der Realisierung dieser Aufgabe der Anfang gemacht ist, beweisen die vielen Bauteile, welche wir gesammelt

haben, so die Fassade des ehemals VonderMühll'schen Hauses an der Brotlaube, Erker und Fenster des Weitnauer'schen Hauses an der Freienstraße, das Portal der Safranzunft, die Giebelbekrönung des alten Rheinlagerhauses, das Erdgeschoß der Goldnen Münze u. a. m. Zu unserm größten Bedauern liegen aber diese Architekturen im Hofe und in den Kellern des Museums herum, da bis jetzt ein Ausstellen derselben aus den oben angeführten Gründen unmöglich gewesen ist. Wir hoffen anläßlich einer spätern Erweiterung des Museums wenigstens einen Teil des vorhandenen Materials verwenden und so ein gewiß sehr anziehendes Stück des alten Basels aus den Trümmern erstehen lassen zu können.

Allein sollte dies auch möglich werden, so wird doch stets ein dahin zielendes Unterfangen Stückwerk bleiben; denn nur das wenigste läßt sich im Museumshof aufstellen. Da muß noch ein weiteres Mittel in Anspruch genommen werden, nämlich die graphische Darstellung. Der Anfang hiezu ist gemacht worden, aber auch nur der Anfang, indem eine Anzahl Stadtansichten, so der Prospekt aus der Schedel'schen Chronik, die Ansicht aus Münsters Kosmographie und vor allem Matthäus Merians prächtige Stadtbilder unter Glas und Rahmen ausgestellt sind. Dazu sollen nun noch die einzelnen Gebäude kommen, dann die historischen Ereignisse, Porträts, Karrikaturen und Kostümfiguren. Manches diesbezügliche Blatt befindet sich noch in den Mappen des Museums, andres muß dazu erworben werden; ganz besonders aber rechnen wir bei Vervollständigung dieser Abteilung auf viele gütige Schenker, befinden sich doch in Privatbesitz noch unzählige derartige Blätter, welche selten angesehen werden, während sie hier im Museum von vielen Besuchern stets mit neuem Vergnügen bewundert und studiert würden. Die Sammlung, welche uns hier als mustergültiges Vorbild vorschwebt, ist das Musée Carnavalet in Paris, jenes in den reizenden Räumen des einstigen Hotels der Madame de Sévigné

an der Rue des Francs-Bourgeois untergebrachte Historische Museum von Paris, in dessen Sammlungen sich die ganze Vergangenheit dieser Stadt wiederspiegelt. Sollte es mit der Zeit gelingen, etwas ähnliches für unser Basel zu stande zu bringen, so würden sich die größten Opfer an Zeit, Geld und Arbeit auf das reichlichste lohnen.

Gerne wollen wir übrigens zugeben, daß eine solche historische Sammlung sich vielfach deckt, sowohl mit der künstlerischen wie mit der kulturgeschichtlichen Abteilung des Museums, indem derartige geschichtlich wichtige Gegenstände oft auch einer künstlerischen Gestaltung sich erfreuen und ebenso für die Kultur der betreffenden Zeit von hohem Interesse sind. Dies führt uns zu der zweiten Aufgabe, welche unser Museum zu erfüllen berufen ist, indem es die Kunst der Vergangenheit, wie sie sich in Basel und seiner Umgebung entwickelt hat, darzustellen berufen ist.

Freilich müssen wir in dieser Hinsicht eine gewisse Einschränkung feststellen, welche uns durch die Kunst-Sammlungen des Museums an der Augustinergasse geboten wird. Die Malerei mit den ihr verwandten Künsten findet dort ihre Pflege, so daß das Historische Museum auf das Sammeln von Oelbildern, Kupferstichen und Holzschnitten grundsätzlich verzichten kann. Immerhin giebt es doch auch Fälle, in denen das letztere ergänzend eintreten muß, nämlich dann, wenn die betreffenden Bilder bei nur mäßigem Kunstwert ein gewisses historisches Interesse darbieten. So wurde vor kurzem ein Gemälde des Basler Malers Rudolf Brandmüller, Bacchus und Venus darstellend, gerne angeschafft. Auch mag ein Bild von Hans Bock, welches uns das Badeleben des XVI. Jahrhunderts schildert, im Historischen Museum seinen richtigern Platz gefunden haben, als in der Gemäldegalerie an der Augustinergasse, und endlich suchen wir gerade zu dieser Zeit eine Kreuzigung Christi zu erwerben, welche, wahrscheinlich ebenfalls ein Werk des Hans Bock, einst den Hoch-

altar der alten, jetzt nicht mehr vorhandenen Pfarrkirche zu Arlesheim geziert hat. Vollkommen aber ziehen wir in unsern Bereich diejenige besondere Art der Malerei, welche einst in Basel mit großem Erfolge gepflegt wurde, die Glasmalerei, für deren Aufgaben die größten Meister der Zeit gearbeitet haben. Dank der großen Anzahl von Glasgemälden, welche in jüngster Zeit durch den Assistenten des Museums sorgfältig katalogisiert worden sind, ist es nun möglich, die Basler Glasmalerei von ihren Anfängen bis zu ihrem letzten Vegetieren zu Ende des 18. Jahrhunderts zu verfolgen, besonders wenn dazu noch die in öffentlichen Gebäuden, wie im Rathaus, in der Kirche zu St. Leonhard, im Schützenhaus, im Gesellschaftshaus der kleinen Stadt und anderswo befindlichen Scheiben zu Rate gezogen werden. Auch fehlt es nicht an einigen guten Stücken, welche außerhalb Basels, an andern Orten der Schweiz, entstanden sind, so daß auch eine Vergleichung der Basler Kunst mit diesen angestellt werden kann. Immerhin beschränken wir uns mit den weitern Erwerbungen auf Basel; so konnte im Laufe dieses Jahres eine sehr schöne Wappenscheibe gekauft werden, welche im Jahr 1579 die beiden Obersten Zunftmeister Lukas Gebhart und Bernhard Brand wahrscheinlich in das Stachelschützenhaus gestiftet hatten. Vor einigen Jahren aber wurden mit Aufbietung aller Kräfte und gütiger Unterstützung mehrerer Gönner des Museums aus dem Douglas'schen Schloß Langenstein bei Stockach fünf größere Glasgemälde, darunter der heilige Wolfgang mit dem knienden Stifter, dem Basler Ratsherrn Morand von Brunn, erworben, welche wohl den Höhepunkt der Basler Glasmalerei kennzeichnen. Dazu kommen die drei Bilder mit der figurenreichen Kreuzigung Christi, welche von der Gottfried Kellerstiftung um die Summe von 42,000 Franken gekauft und in verdankenswertester Weise in der Barfüßerkirche deponiert wurden. Wohl mag man sich fragen, ist es gerechtfertigt, für Glasgemälde solche Summen auszugeben? Allein wenn

in Erwägung gezogen wird, daß immer noch die Glasmalerei früherer Jahrhunderte unerreicht dasteht, und daß diejenigen modernen Glasgemälde unstreitig die vorzüglichsten sind, welche sich am genauesten an die alten Vorbilder anlehnen, so wird man sich auch mit den sehr hohen Preisen einigermaßen aussöhnen, die für gute alte Stücke ohne Ausnahme bezahlt werden. Aber auch derjenige, der in der modernen Glasmalerei seine eignen Wege wandelt, wird stets bei den alten Malern in die Lehre gehen und wird bei aller Freiheit des eigenen Erfindens und Schaffens sich doch Schritt für Schritt diejenigen Lehren und Erfahrungen zu Nutze machen müssen, die ihm aus den alten Werken entgegenfließen. Darum wird auch keine kunstgewerbliche Sammlung dieser Originale entbehren können, besonders da auch die besten Abbildungen von Glasmalereien ungemein viel zu wünschen übrig lassen.

Wenden wir uns nun der Architektur zu, so muß zum Teil auf das verwiesen werden, was schon früher anläßlich der historischen Gegenstände gesagt worden ist. Es kann nur wiederholt werden, daß es aus praktischen Gründen ungemein schwierig ist, größere Bauteile bei so beschränktem Raume aufzubewahren oder gar instruktiv aufzustellen. Einen etwelchen Ersatz können Modelle und Reliefs bieten, und es ist nur zu bedauern, daß nicht in früherer Zeit, etwa zu Anfang des 19. Jahrhunderts, da noch so manches alte Bauwerk fast unangetastet vorhanden war, eine größere Anzahl solcher äußerst lehrreicher und ansprechender Nachbildungen in reduziertem Maßstabe erstellt worden sind. Was für einen stets sich steigernden Wert z. B. besitzt nicht das im Museum aufbewahrte Modell der alten Rheinbrücke, jetzt, da der ehrwürdige Bau bald verschwunden sein wird. Aehnlich verhält es sich mit den ehemaligen Festungswerken und den Schlössern der Landschaft, welche alle in kurzer Zeit dem sichern Untergange preisgegeben sind. Diejenigen unter Ihnen, hochgeehrte Herren und Damen, welche das Münchener

Nationalmuseum kennen, erinnern sich wohl mit Vergnügen an das große Kork-Relief der Stadt, auf welchem jedes einzelne Haus genau zu erkennen ist. Eine derartige Arbeit ließe sich wohl auch nach dem Merian'schen Plane für das Alte Basel erstellen, wenn der nötige Raum, das nötige Geld und vor allem der nötige Künstler mit der für eine solche Arbeit sehr nötigen Geduld vorhanden wäre.

Doch verweilen wir nicht allzu lange bei der Baukunst und wenden wir uns noch der dritten Schwester im Reigen der bildenden Künste, der Skulptur zu. In dieser Hinsicht hat von jeher das Historische Museum alle Anstrengungen gemacht, um dem Besucher ein möglichst vollständiges Bild darbieten zu können. Römische Bruchstücke aus Augst und Basel weisen darauf hin, wie sehr auch so weit entfernt von Rom, hier an der Grenze des Reiches die Bildhauerkunst entwickelt war, und wie auch der gelbliche Kalkstein des Jura unter dem Meißel des geschickten römischen Skulptors zu lebendigen Darstellungen kriegerischen Charakters oder zu pietätsvollen Grabdenkmälern sich verarbeiten ließ. Und wie diese alten Zeugnisse römischer Kunstthätigkeit, sobald sie dem Schoße der Erde entnommen worden sind, der Sammlung einverleibt werden, so verhält es sich auch mit den Arbeiten mittelalterlicher und neuerer Steinskulptur, welche da und dort ausgegraben oder bei Renovierung alter Bauwerke — wir nennen nur das Münster, das Rathaus und das Spalenthor — durch neue Nachbildungen ersetzt werden. Auf diese Weise ist das Historische Museum zu einer fast ununterbrochenen Reihe von Bildwerken gekommen, innerhalb welcher die Figuren vom Glücksrad über der Galluspforte, die Legende des h. Nikolaus aus St. Leonhard, der h. Martin von der Münsterfassade, die Konsolen vom Nordgang des Spalenthors, die in reformierter Zeit zur Justitia umgestaltete Madonna von der Uhr des Rathauses die wichtigsten Etappen in der reichen Entwicklung mittelalterlicher Bildnerei bezeichnen. Dazu kommen aus der Zeit

der Renaissance der Holbeinbrunnen mit dem Bauerntanz, der Rebhausbrunnen mit den nach Peter Flötner gearbeiteten musizierenden Gestalten bis hinab zu dem Neptun, welcher die Zierde des schönen Barockbrunnen des Mentelinhofes bildete. Diese Sammlung nimmt jedes Jahr um eine ganz ansehnliche Anzahl von Nummern zu; denn der Boden des alten Basels ist an solchen verborgenen Schätzen reich, und bei dem Abbruch der halben innern Stadt wird gar manches Zierstück von seinem ursprünglichen Platze entfernt und findet dann seinen Weg in unsere allgemeine Versorgungsanstalt, um daselbst noch manchem Besucher heimelige Geschichten aus alter Zeit zu erzählen und für den guten Geschmack vergangener Geschlechter ein beredtes Zeugnis abzulegen. So gelangte erst vorgestern eine reiche Thürbekrönung aus dem an der Schneidergasse gelegenen Hause „zum Efringen" schenkweise in den Besitz des Museums. Sie weist das Wappen des Bürgermeisters Johann Rudolf Faesch und seiner Gemahlin der Anna Gebweiler nebst einer Inschrift auf; das ganze ist bekrönt durch einen sitzenden Windhund, das Sinnbild der Treue. So ist es die Pflicht des Museums, stets ein wachsames Auge zu haben auf diese Bauteile und plastischen Zierstücke, welche dem alten Basel zum guten Teil seinen ausgeprägten Charakter verliehen haben, und welche als Vorbilder und Muster oft deutlicher die ästhetischen Gesetze dem modernen Empfinden vermitteln als lange theoretische Auseinandersetzungen und Beschreibungen.

Wohl noch reichhaltiger als die Sammlung der Steinskulpturen hat sich im Laufe der Zeit diejenige der Holzschnitzereien gestaltet. Das, was hier an Heiligenfiguren und an Darstellungen aus der biblischen Geschichte vorhanden ist, die unzähligen Statuen und Statuetten, die Hoch- und Flachreliefs, sie geben uns einen Begriff von dem gewaltigen Reichtum, welcher besonders zu Ende des Mittelalters vorhanden gewesen sein muß. Dazu kommen die

Bruchstücke von Chorstühlen und Orgelgehäusen, die geschnitzten Dielen und Balken von den Decken und Getäfern der Zunftsäle und der Kirchen. Wie ganz anders muß in jenen Zeiten das Auge auch des einfachen Mannes durch diese tägliche Anschauung geschult gewesen sein, gegenüber der Stumpfheit, welche heutzutage im allgemeinen der Plastik entgegen gebracht wird. Freilich an Kritik fehlt es vorab in Basel nicht, wenn etwa ein Denkmal errichtet oder eine Bronzefigur auf den Giebel einer Kirche sollte gestellt werden; allein man wird kaum behaupten können, daß diese vielen und lauten Urteile stets der Ausfluß eines geläuterten und veredelten Verständnisses sind. Auch fällt es jedermann auf, wie ungemein zurückhaltend unsere modernen Architekten mit der plastischen Ausschmückung ihrer Gebäude sind, eine wie untergeordnete Rolle das Figürliche sowohl im Innern wie an den Fassaden spielt. Man bringt Nischen an, welche nicht ausgefüllt werden, man läßt Baldachine sich erheben, unter denen nichts zu finden ist, man begnügt sich mit leeren Giebelfeldern und glatten Lunetten, man meißelt Eichenkränze aus, um sie erst nach Jahrzehnten mit verdienstvollen Häuptern auszufüllen, oder man errichtet gewaltige Postamente, welche faute de mieux für Elektrizitätsmaste benützt werden. In den Häusern aber, selbst in den besser ausgestatteten, tritt die Plastik sehr hinter der Malerei zurück. Und doch wie reizend wirkt nicht ein solches geschnitztes oder gegossenes Figürchen, eine Büste aus Thon, ein Köpfchen aus Marmor an richtiger Stelle richtig plaziert!

Da hat denn ein historisches Museum stets wieder die wichtige Aufgabe, den Sinn und die Vorliebe für die Plastik zu wecken und zu steigern durch den Hinweis auf Zeiten, da diese Kunst der eigentliche Liebling der Menge gewesen ist, durch eifriges Sammeln der noch vorhandenen Reste und durch Erleichterung des Studiums und des Kopierens alles desjenigen, was auch für den modernen Bedarf von Wert ist. Schon höre ich den Einwurf, verschont uns

doch mit dem alten steifen Zeug, mit diesen Heiligen, die kein Glied rühren, und diesen Marien, die alle denselben typischen Ausdruck aufweisen. Die moderne Kunst hat sich glücklicherweise frei gemacht von dem Banne der Tradition, sie formt frei und selbstherrlich und verschmäht es, fernerhin die Sklavin vergangener Jahrhunderte zu sein. Das sei alles zugegeben und mit Freude anerkannt. Ja es ist ein neues freies Leben in das künstlerische Schaffen gefahren und vielfach ist gottlob der Bann gebrochen worden, welcher alle Selbständigkeit zu ersticken drohte, Geist und Form sind wieder das unzertrennliche Eigentum des künstlerischen Individuums geworden. Allein, ist deshalb die moderne Kunst eine unhistorische, greift sie nicht, wenn auch unter klarem Vorbehalt freier Erstellung und Verwendung nach dem unerschöpflichen Schatze vergangener Jahrhunderte? Was ist denn im Grunde die von England aus so siegreich sich entfaltende Kunstrichtung anderes, als ein Zurückgreifen zu der dem Volke in Fleisch und Blut übergegangenen und aus Fleisch und Blut des Volkes herausgebildeten Gothik in Verbindung mit einem eifrigen Studium der Natur, wie es der heutige Stand der Naturwissenschaft gebieterisch vorschreibt. Diese beiden Faktoren sind Zettel und Einschlag für das Gewebe, das wir als die moderne Kunstrichtung bewundern. Als diese letztere zum erstenmal sich mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit geltend machte, da konnte einem der Gedanke kommen, jetzt ist es aus mit dem Historischen Museum, die alten Heiligen, die schönen Getäfer des sechzehnten Jahrhunderts, die künstlichen Goldschmiedarbeiten, Monstranzen wie Kirchtürme und Reliquiare wie Kapellen und die bunten Teppiche mit ihrem Fabelwesen haben ihre Schuldigkeit gethan und können gehen. Allein diese Furcht hat sehr bald dem Gegenteil, nämlich schaffensfreudiger Zuversichtlichkeit Platz gemacht, indem es sich immer mehr herausstellte, daß der echte moderne Künstler zwar das bisherige oft geistlose Kopier- und Kompositionssystem allerdings gründlich

verwirft, allein dafür mit souveräner Freiheit das Gute allenthalben aus der Vergangenheit sich aneignet und nach eigenem Gutdünken damit schaltet und waltet. Bei einem solchen Vorgehen aber kann eine Sammlung, welche die alten Formen möglichst vollkommen zusammenzustellen sucht, nur in höchstem Grade erwünscht sein.

Wenn bisher eigentlich nur von der großen Kunst die Rede gewesen ist, so gilt das Gesagte nicht minder auch von dem weiten Felde, auf dem Kunst und Gewerbe sich treffen. Gerade auch auf diesem Gebiete hat ein gewaltiger Umschwung stattgefunden, sind neue Formen, freilich oft mit sehr alten Anklängen, siegreich durchgedrungen, hat eine Mannigfaltigkeit in Erfindung und Technik Platz gegriffen, die wohl als eine der besten Aeußerungen des modernen Geistes angesehen werden kann. Aber gerade auch hier behalten die alten Gegenstände ihren ungeschmälerten Wert, gerade weil sie nicht mehr geistlos nachgeahmt werden, sodann weil sie dem frei schaffenden Genie zu erprobter Wegleitung und zu weisem Maßhalten dienen.

Wie nahe aber die Verwandtschaft zwischen den Produkten des neuesten Kunstgewerbes und der früheren Jahrhunderte oft sein kann, mag folgendes Beispiel illustrieren. Vor drei Wochen wurde für das Museum eine Stickerei zu Luzern erworben, eine gut erhaltene Arbeit, die etwa um 1350 entstanden sein mag. Dargestellt ist ein Jäger mit Saufspieß, gegen den ein Eber anrennt, im Hintergrund ist der Wald durch einen stilisierten Baum angedeutet. Rechts und links befinden sich je zwei Schilde mit dem Wappen der Familie Schnewelin aus Freiburg i/B. Die Arbeit ist in Plattstich ausgeführt, es fehlt jegliche Schattierung. Die Farbenskala ist sehr einfach, aber dafür um so wirkungsvoller; das Prinzip der Flächendekoration ist vollkommen durchgeführt. Würde das Kunstwerk nicht da und dort die Spuren hohen Alters tragen,

jedermann könnte in ihm das Erzeugnis der modernsten Kunstrichtung erblicken. Es ist dies nur ein Beispiel allerdings eines der frappantesten, wie eng sich alte und neueste Kunst oft berühren; allein es ließe sich noch auf eine große Reihe andrer Gegenstände hinweisen, auf Leinenstickereien und gewebte Stoffe, auf Flachschnitzereien und geschmiedete Eisenarbeiten, die alle unter den gleichen Gesichtspunkt fallen. Je reicher daher diese kunstgewerbliche Abteilung des Museums ausgestaltet wird, desto mehr wird sie auch stets im Fall sein, ihre Aufgabe zu erfüllen, welche darin besteht, befruchtend und anregend einzuwirken auf das Kunstgewerbe unsrer Tage, damit dieses im Historischen Museum nicht nur alte Gegenstände, wenn es verlangt wird, kopieren, sondern, was viel wichtiger ist, immer wieder auch für seine neuen freien Schöpfungen sich bei den mustergiltigen Formen vergangener Zeiten Rat und Belehrung holen kann. So bedeutet denn auch die Subvention, welche der Bundesrat alljährlich dem Historischen Museum als einem kunstgewerblichen Institut in höchst verdankenswerter Weise zukommen läßt und welche beinahe einen Dritteil der Gesamteinnahmen ausmacht, eine ebenso zweckmäßige als erwünschte Unterstützung zur Hebung des modernen Kunstgewerbes. Nur eines wäre zu wünschen, daß nicht nur die Gewerbeschule, wie es zu unsrer großen Freude der Fall ist, sondern auch der Handwerkerstand in noch höherem Maße, als es bis dahin geschieht, die Schätze des Museums in recht ausgiebiger Weise benützen würden.

Mit diesem Wunsche schließen wir unsre Bemerkungen über die künstlerische und kunstgewerbliche Aufgabe des Museums und gehen zum Schlusse über zu dessen Bedeutung auf kulturhistorischem Gebiete.

Hier möchte es am ehesten geschehen, daß die Berechtigungsfrage aufgestellt wird; denn wie die Kulturgeschichte selbst noch eine junge Wissenschaft ist, welcher eine gewisse Präzision und eine scharfe

Umgrenzung abgehen, so mag auch vielen Leuten ein kulturhistorisches Museum als ein Chaos erscheinen, in welchem alles und jegliches, bunt durcheinander geworfen, Unterkunft findet. Der Vorwurf, Kulturgerümpel in reichlichster Fülle und kritiklos aufzuspeichern, ist in der That auch dem Historischen Museum und seiner Leitung gemacht worden, allein doch nur scheinbar mit Berechtigung, wofür wir in den folgenden Bemerkungen den Beweis erbringen möchten.

An dem Satze, daß zur Entwickelung, d. h. zur Geschichte eines Volkes nicht nur Haupt- und Staatsaktionen, die Religionskriege und die Revolutionen gehören, sondern ebenso sehr die jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnisse, die Gestaltung des täglichen Lebens in Bezug auf Wohnung, Nahrung und Kleidung, die Sitten und Gebräuche, kurzum alles, was wir unter dem Namen der Kultur zusammenzufassen pflegen, wird kaum mehr gezweifelt werden. Wenn nun aber diese Kultur ein gleiches, ja vielleicht noch ein höheres Interesse bietet als die äußere Geschichte, so steht auch die Darstellung der erstern in einem Museum zum mindesten ebenbürtig da neben der Darstellung der letztern. Die kulturgeschichtlichen Altertümer haben dasselbe Anrecht, gesammelt zu werden, wie die historischen im engern Sinne des Wortes. Wer sich die Mühe nimmt, dem Denken und Fühlen eines Volkes in heutiger Zeit nachzugehen, der wird die diesbezüglichen Denkmäler vergangener Perioden mit dem gleichen Interesse verfolgen, wie der Geschichtsschreiber der Gegenwart die Ereignisse früherer Epochen. Bei diesem Stand der Dinge wird also nicht nur der Kulturhistoriker in einer derartigen Sammlung reiche Ausbeute finden, sondern es wird auch der Vertreter der Volkskunde, einer der modernsten Wissenschaften, auf das Vorhandensein gerade dieser Abteilung des Museums angewiesen sein.

Ist aber das soeben Gesagte richtig, dann fällt auch nichts mehr außerhalb des Bereiches unsrer Sammlung, was irgendwie

zur Darstellung der Kultur von Basel und seiner Umgebung beitragen kann.

Unter diesen Umständen wollen wir gerne den Hohn wegen Aufspeicherung von Bagatellsachen ertragen, wenn es uns nur stets mehr gelingen wird, so viele Gegenstände zusammenzustellen, daß eine annähernd lückenlose Entwicklungsreihe der einzelnen Arten geboten werden kann. Hüten wird man sich müssen vor Doubletten, die aber immer an verwandte Sammlungen und private Altertumsfreunde abgegeben und vertauscht werden können, wenn sie dem Historischen Museum allzu freigebig anvertraut werden. Es giebt ja gewisse Sachen, wie Visitenlaternen, Spinnrädchen, Kaffeekannen, Glätteisen, Cachemirshawls und Ridicules, welche stets wiederkehren, und für die es bei dem beschränkten Raume oft schwer hält, einen geeigneten Platz zur Aufstellung zu finden. Allein wenn dann eine ordentliche Anzahl dergleichen Dinge beieinander ist, so zeigen sich die feinern Verschiedenheiten, und was auf den ersten Blick als Doublette erscheint, entpuppt sich als ein selbstständiges existenzberechtigtes Wesen.

Auch ist es für ein Museum nur von Nutzen, wenn infolge von Mitarbeit verschiedener Persönlichkeiten stets wieder verschiedene Zweige der Sammlung mit besondrer Vorliebe behandelt worden sind. Bei der großen Mannigfaltigkeit der zu pflegenden Arten von Altertümern ist es geradezu unmöglich, daß ein und derselbe Vorsteher alle diese Zweige mit dem gleichen Verständnis und der gleichen Liebe umfasse, so hat z. B. Herr Prof. Moritz Heyne, der sich um die Sammlung in allen Beziehungen die bleibendsten Verdienste erworben hat, mit besonderm Eifer Musikinstrumente gesammelt, während seinem Nachfolger aus sehr natürlichen Gründen gerade diese Abteilung bedeutend ferner gerückt ist, so daß die freiwillige Mitarbeit seitens eines Freundes des Museums und Kenners der Musikgeschichte auf diesem speziellen Gebiete mit vorzüglichem Dank begrüßt wird.

Die soeben genannten Andeutungen weisen darauf hin, daß eine Vollständigkeit der Darstellung in Bezug auf die Kulturentwicklung unseres Volkes wohl kaum je zu erreichen ist. Dafür sind die Funde und Reliquien aus dem frühern Mittelalter zu dürftig, indem erst mit dem 15. Jahrhundert das vorhandene und wohl auch das noch zu gewinnende Material sich durch etwelche Reichhaltigkeit auszeichnet. Werfen wir z. B. einen Blick nur auf die Zimmereinrichtungen, so reicht die älteste, welche wir besitzen, mit Mühe ins 15. Jahrhundert zurück, dann kommt das 16. mit zwei, das 17. mit vier und endlich das 18. mit einem Interieur. Nicht vertreten sind also außer dem frühern Mittelalter die Stile Ludwigs XVI., des Kaiserreiches und des ganzen neunzehnten Jahrhunderts. Ferner ist nur das städtische Wohn-, Eß- und Schlafzimmer zur Darstellung gelangt, es fehlen aber die Bauernstube, die Zunftstube, die Apotheke, der Kaufladen, das Comptoir und die Weinschenke, alles Räumlichkeiten, deren Vorhandensein vollkommen gerechtfertigt wäre. Wie bei den Wohnräumen als solchen verhält es sich auch bei den einzelnen Hausgeräten, bei den Möbeln, den Stoffen und Stickereien, obschon gerade in dieser Hinsicht das Historische Museum reicher ausgestattet ist als manche sonst bedeutendere Sammlung des In- und Auslandes. Es kommt dies einmal wohl daher, daß die Gründung der mittelalterlichen Sammlung durch Wilhelm Wackernagel in das Jahr 1856 fällt, also in eine Zeit, da noch sehr viele Altertümer im Lande vorhanden waren, und zweitens daß bei dem ausgeprägten häuslichen Sinn und der großen Wohlhabenheit der Basler Bürger speziell diese Gattung von Gegenständen stets mit ausgezeichneter Vorliebe gehegt und gepflegt wurde. So enthalten denn nicht nur die Zimmer, sondern mehr noch die auf der Empore befindlichen Glasschränke ein sehr großes kulturhistorisches Material, welches es wohl verdient, daß es mit größter Sorgfalt und auch mit entsprechenden

Geldopfern vervollständigt werde. Hier läßt sich das Gesellschaftsspiel vom 16. bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts verfolgen. Wir sehen, wie schon zu Platters und Wurstisens Zeit das Gänsespiel beliebt war, während daneben die Puppensammlung durch ihre Reichhaltigkeit Jung und Alt erfreut. Dort sind die Stammbücher ausgestellt, in welchen die Freundschaftsgefühle von drei Jahrhunderten ihren Ausdruck und ihre Ablagerung gefunden haben, und an einem andern Orte bietet sich uns Gelegenheit, die Geschichte der prosaischen Eßwerkzeuge zu verfolgen von den platten Löffeln der Römer bis zu den jetzt als altmodisch erfundenen Pathenlöffeln, wie sie unsre Eltern und Großeltern noch erhalten haben. In Holz gestochene und thönerne Gebäckmodel, zierlich geschnittene Waffeleisen mit Wappen und Inschriften, stattlich getriebenes Kupfergeschirr und schwere eherne Gegenstände erzählen uns von dem fröhlichen Thun und Treiben und von dem Kunstsinn unsrer Vorfahren, welche auch das alltägliche Geräte einer hübschen Form und des passenden Ornaments nicht entbehren lassen wollten.

Da ist es denn eine Freude weiterzusammeln und einzureihen, wobei auch das scheinbar Unscheinbare seinen Wert besitzt und eine Lücke auszufüllen berufen ist. Auf diese Weise erhalten wir Einsicht in das intime Thun und Treiben derer, welche in früherer Zeit in Stadt und Land gelebt und gearbeitet, gegessen und getrunken, gelacht und geweint haben. Neben diesem historischen und wissenschaftlichen Werte einer solchen kulturgeschichtlichen Sammlung fällt aber ebensosehr ins Gewicht die praktische Bedeutung, welche sie wie die kunstgewerbliche Abteilung für das Gewerbe der Gegenwart besitzt. Ueberhaupt ist ja eine Scheidung zwischen Kunst und Kultur im Grund ein höchst willkürliches und äußerliches Vorgehen, indem erstere nur als eine spezielle und zwar eine der höchsten Aeußerungen der letztern aufzufassen ist.

Wir schließen diesen Abschnitt unsrer Abhandlung in der Annahme, es sei uns gelungen, auch Ihnen, hochgeehrte Herren und Damen, den Wert der Kulturgeschichte und damit auch die Berechtigung der kulturgeschichtlichen Abteilung des historischen Museums überzeugend klar gelegt zu haben.

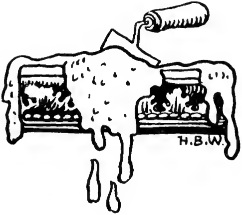
Soll nun noch ein Wort gesagt werden über die Ziele und Wünsche, welche, wie bei allen sich gedeihlich entwickelnden Instituten, so auch bei dem historischen Museum reichlich vorhanden sind, so lassen sich dieselben dennoch in wenige Schlußsätze zusammenfassen.

Wenn das Historische Museum erreichen soll, was in den bisherigen Ausführungen angedeutet worden ist, wenn es wirklich eine Stätte der Belehrung und Bildung für unser Volk, eine Rüstkammer für Gelehrte, Künstler und Handwerker, eine Ergänzung für den Schulunterricht und eine Heimstätte des guten Geschmackes sein soll, dann muß ihm auch die völlige Freiheit in Bewegung und Ausdehnung zugestanden werden; es genügt nicht, daß nach Kräften gesammelt wird, es müssen auch die notwendige wissenschaftliche Beschreibung und eine zweckdienliche Aufstellung ermöglicht werden, und endlich muß eine durchaus liberale Benützung des Vorhandenen stattfinden können. Dazu bedarf es aber in noch höherem Maße als bisher der nötigen Arbeitskräfte, des nötigen Raumes und des nötigen Geldes. Wenn wir auch auf keinen ganzen Stab Anspruch erheben, wie er anderorts angestellt wird, so wäre doch neben dem Konservator und dem Abwart die Anwesenheit eines ständigen Assistenten und zweier Museumsdiener sehr erwünscht. Diesem Bedürfnis sucht die Leitung des Museums dadurch entgegenzukommen, daß aus den Eintrittsgeldern die allernötigsten Arbeitskräfte besoldet werden, wodurch faktisch die Zahl der Mitarbeiter erhöht wird. Vor allem aber sollte mehr Raum geschaffen werden. Als die Barfüßerkirche umgebaut wurde, machten wir uns keine Illusionen über deren Aufnahmefähigkeit; allein wir glaubten doch, daß das

Gebäude für volle zehn Jahre reichlich genügen werde. Wir haben uns darin geirrt, und jeder Besucher des Museums kann sich selbst am besten überzeugen, wie unheilvoll die Ueberladung wirkt. Da kann nur ein Neubau helfen, der am Steinenberg zu errichten ist, ein Gebäude, welches bestimmt wäre, die kulturhistorische Abteilung aufzunehmen, während dann die Barfüßerkirche das eigentliche Musée Carnavalet, die historische Sammlung im engen Sinne des Wortes, würde. Eine weitere Möglichkeit, das Museum zu erleichtern, würde darin bestehen, daß neben der Aufführung eines Neubaues, der unter allen Umständen kommen muß, eine Filiale des Museums in einem andern Stadtteil errichtet würde, indem etwa ein altes historisches Gebäude zu Museumszwecken herzurichten wäre, wobei wir in erster Linie auf das kleine Klingenthal, die ehemalige Wohnung der Aebtissin, hinweisen möchten. Allein alles das kostet Geld und zwar viel Geld, und dieses ist bekanntlich momentan in Basel rar, deshalb wird auch in dem vorliegenden Falle Geduld von nöten sein, bis der Staat wieder in die Lage kommen kann, für derartige ideale Zwecke seine milde Hand zu öffnen. Vielleicht greift auch hier die private Freigiebigkeit helfend ein, und es erlebt das Historische Museum einmal eine ähnliche Freude, wie sie soeben dem zoologischen Garten zu teil geworden ist. Auch dürfen wir mit Genugthuung rühmen, daß uns eine große Anzahl von Gönnern und Freunden noch nie im Stich gelassen und erst neulich wieder durch reiche Beiträge die Anschaffung einiger hervorragender alter Teppiche ermöglicht hat. Dazu kommt der so wohlthätige Verein für das Historische Museum, der uns ebenfalls jedes Jahr ansehnliche Summen zur Verfügung stellt und dessen Mitglied zu werden bei den mäßigen Jahresbeiträgen des Einzelnen einem sehr weiten Kreise unsrer Bevölkerung möglich sein sollte.

Allein wir möchten nicht mit dem Bettelsack schließen, sondern mit dem Ausdruck aufrichtigen Dankes für all das Interesse und

Wohlwollen, welches unsere Bevölkerung je und je dem Historischen Museum entgegengebracht hat, und das hoffentlich auch im neuen Jahrhundert nicht erkalten wird, wofür mir Ihr heutiges Erscheinen, hochgeehrte Herren und Damen, der beste Beleg zu sein scheint.



Goethe und Thomas Platter.

In der Lektüre Goethes in den letzten zwanzig Lebensjahren nimmt Thomas Platters Lebensgeschichte eine hervorragende Stellung ein. Der Dichter nennt sie in einer autobiographischen Notiz unter den Büchern, die das Jahr 1812 „würzten," an erster Stelle.

Im Tagebuch des Jahres 1812, das gewissenhaft jede Lektüre verzeichnet, finden wir sie vom Januar bis Ende März mehrmals erwähnt. Der Dichter las sie rasch, kam mehrmals darauf zurück und trug daraus auch der regierenden Herzogin vor.

Goethe hat von den Tagen an, wo ihm die uns heute trocken anmutende Lebensbeschreibung Götzens von Berlichingen die begeisterte Schilderung eines rohen Selbsthelfers in wilder anarchischer Zeit entlockte, bis in sein hohes Alter hinein, wo er den Sleidan vornahm, für das 15. und 16. Jahrhundert deutschen Geisteslebens nach jeder Seite hin eine Vorliebe gehabt. Es sei hier noch erinnert an seine Hans Sachsstudien, an die Biographien berühmter Männer in Wielands teutschem Merkur, denen er gewiß sehr nahe stand, wenn sie auch nicht aus seiner Feder sind, und seine mühevolle Lektüre der Memoiren des Ritters Hans von Schweinichen. Goethe fühlte hier eine Art Wahlverwandtschaft.

Wer seine Lektüre an Hand der Tagebücher mustert, wird zudem die Beobachtung machen, wie das Biographische, nicht der Menge des Gelesenen, aber der Intensität der Beschäftigung nach,

eine bedeutende Rolle spielt. Zu sehen, wie das Leben des einzelnen Menschen aus oft geringen Anfängen sich entwickelt, wie es wird und sich entfaltet, wie jedes Individuum gerade das ergreift, was ihm und seinen Anlagen entspricht, das Verhältnis des Eigenen und des Angeeigneten, das Problem der Originalität: das alles war ihm stets vom größten Interesse.

Von diesen beiden Seiten aus läßt sich erklären, warum Platters Leben sich der Teilnahme des Dichters so sehr empfahl. Hier fand er wieder einen Vertreter seines geliebten 16. Jahrhunderts; zwar keinen Ritter, keinen dichtenden Handwerker noch Gelehrten, sondern einen Schulmann, dessen äußerst wechselvolles Schicksal von einer neuen Seite Aufschluß über das Kulturleben der großen Zeit zu geben geeignet war. Dabei eine Jugendentwicklung, die ihn vielleicht oft an Jung Stilling erinnerte; Stilling und Platter arbeiteten sich beide durch eine harte und entbehrungsreiche Jugend aus eigener Kraft empor, beide mit gleichem Gottvertrauen, wenn schon bei Platter Stillings pietistisches Element gänzlich fehlte.

Auch die Darstellung war so, wie Goethe sie liebte: derb, frisch, ursprünglich, gegenständlich, wenn auch die ältern Drucke die Sprache nicht unverfälscht geben. Dazu kam das schweizerische Kolorit, der schweizerische Schauplatz, lauter Momente, die Goethe die Lebensbeschreibung innerlich nahe bringen mußten.

Was den Anstoß zu dieser Lektüre gab, ist nicht recht zu erkennen. Vielleicht ist sie in Verbindung zu bringen mit den Studien zu der eigenen Lebensgeschichte, von denen der Dichter im März des gleichen Jahres an Knebel berichtet. Ebenso wenig gelingt es, festzustellen, was für ein Druck Goethe vorlag. Ob an eine von Grimm ausgegangene Anregung gedacht werden darf, wage ich nicht zu entscheiden. Jakob hatte durch Savigny Kenntnis von dem Werke und kannte einen Druck des Thomasius und einen Bal-

dingers. Er schreibt seinem Bruder Wilhelm darüber und rühmt die Treuherzigkeit, Ehrlichkeit und Gescheitheit der Schrift. Vielleicht, daß Goethe auf Grund früherer Beziehungen zu Wilhelm von diesem auf die seltsame Geschichte geführt worden ist.

Wie stark ihr Eindruck auf den Dichter gewesen sein muß, kann man aus der Stelle eines 1821 geschriebenen Aufsatzes, betitelt: „Der deutsche Gil Blas" ermessen, wo der Dichter von dem „kräftigen Heischen der wilden Studierenden auf ihren stromartigen Wanderungen" spricht; sie scheint geradezu in Erinnerung an Thomas Platters fahrendes Schülertum geschrieben zu sein.

Ernst Jenny.

Basler Chronik

vom

1. November 1900 bis 31. Oktober 1901.

Von Dr. Fritz Baur.

November 1900.

1. Eine vom Wahlreformverein veranstaltete große Versammlung in der Burgvogtei bespricht das am nächsten Samstag und Sonntag zur Abstimmung kommende eidgenössische Initiativbegehren betr. Einführung des Proportionalverfahrens für den Nationalrat und das kantonale Gesetz über die Wahlen in den Großen Rat nach dem gleichen System. Es treten auf Reg.-Rat Speiser, Nat.-Rat Iselin und Nat.-Rat Wullschleger, sämtlich zur Empfehlung der Vorlagen.

3./4. Die Abstimmung ergiebt in Basel für das Proportionalverfahren für den Nationalrat 3689 Ja, 4592 Nein, für die Wahl des Bundesrats durch das Volk 3332 Ja, 5754 Nein; in der Eidgenossenschaft wurde das erstere verworfen mit ca. 155,000 Ja und 245,000 Nein, das letztere mit 144,000 Ja und 268,000 Nein. Das kantonale Gesetz unterlag mit 3846 Ja und 4725 Nein. — Zwei zu gleicher Zeit vorgenommene Richterwahlen verliefen ohne Ergebnis.

4. Das in allen evangelischen Kirchen, wie am Reformationssonntag üblich, für die Evangelischen in der Diaspora, für den Bau einer protestantischen Kapelle in Goßau (St. Gallen) erhobene Kirchenopfer ergiebt netto 4599 Fr.

7./8. Es werden in den Primar- und Sekundarschulen der Stadt ca. 2000 Körbe Aepfel an die Schüler verteilt, ein generöses Geschenk der Gemeinden des Nachbarkantons Baselland, die den überreichen Obstsegen des Jahres 1900 auf diese Weise auch den Städtern zu gute kommen ließen.

8. Großer Rat. Nach Entgegennahme einer Motion und Gutheißung des Abstimmungsergebnisses vom 4. November wird über eine an den Rat gerichtete Beschwerde zur Tagesordnung geschritten und werden 43 Bürgeraufnahmen ratifiziert. Darauf weist der Rat zwei Rekurse ab und beschließt Korrektion der untern Freiestraße bei den Liegenschaften 7 und 9. Der Kredit für Umgebungsarbeiten an der Pauluskirche wird in der vom Regierungsrat beantragten Höhe bewilligt, entgegen dem Wunsche des Kirchenvorstands zu St. Leonhard und einem Antrag, der für Geläute und Orgel weiter gehen wollte. Das Gesetz betr. Organisation des Departements des Innern wird einer zweiten Beratung unterzogen und angenommen, der Gesetzesentwurf betr. Bürgerrecht und der betr. eine Handelshochschule je an eine neungliedrige Kommission gewiesen.

9. Die Rektoratsfeier wird mit einer Rede des abtretenden Rektors der Universität, Prof. Fr. Zschokke, begangen. — Dr. Theophil Kozak beginnt im Bernoullianum den ersten populären Kurs des Winters über Bilder aus dem internationalen Handel und Verkehr; es folgen im Gundoldinger Schulhaus Dr. Beaujon: Le roman français contemporain (zum erstenmal am 13. Nov.), im Bernoullianum Dr. Fritz Fichter über Grundlagen der Chemie (8. Jan. 1901) und im Klaraschulhaus Dr. Fritz Baur (11. Jan. 1901) über Bilder und Geschichten aus dem Jura.

10. Dr. Rud. Wackernagel tritt von seiner Stelle als Sekretär des Regierungsrates zurück.

10./11. Im zweiten Wahlgang werden gewählt zum Civilrichter Dr. Prosper Wolf mit 1633 Stimmen, während 978 W. Frey-Freyvogel zufallen, zum Strafrichter Karl Brenner-Senn mit 1649 Stimmen, während H. Pfaff-v. Mechel 944 macht.

13. Im Alter von 76 Jahren stirbt alt-Strafgerichtspräsident Dr. Ed. Thurneysen. Sein umfassendes Wissen, seine großen Gaben und seinen unbestechlichen Charakter stellte er ganz in den Dienst seiner Vaterstadt. Ein Richter von klassischer Gerechtigkeitsliebe und Berufstreue, hat er dem Gemeinwesen auch als Mitglied des Großen Rats und der Synode und in Schulinspektionen gedient.

15. In der letzten Sitzung vor Ablauf seiner Amtsdauer erledigt der Weitere Bürgerrat 62 Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

16. Prof. Stephan Bauer hält seine Antrittsvorlesung über das Studium der Nationalökonomie.

19. Nach langen schweren Leiden stirbt Fritz Weitnauer-Enholtz, ein thätiger und feinsinniger Kunstfreund, der seine Kennerschaft bei der Organisation der Ausstellungen des Kunstvereins so lange bethätigte als es ihm seine Gesundheit gestattete.

20. Zum Rektor der Universität für 1901 wird von der Regenz gewählt Prof. Fritz Fleiner, als Schreiber bestätigt Prof. G. Soldan. — Die baselstädtische Schulsynode hört Referate über das Examenwesen (am Vormittag) von Dr. Eman. Probst und Dr. Jul. Werder, sowie über die Schulgesundheitspflege (am Nachmittag) von Dr. med. Paul Barth. Den Beschluß des Tages bildet ein Bankett in der Rebleutenzunft.

22. Der Große Rat genehmigt 51 Bürgeraufnahmen, geht über den Anzug Wullschleger betr. Errichtung eines Volkshauses zur Tagesordnung, bewilligt einen Beitrag von 3000 Fr. für An-

schaffung eines schwereren Geläutes in die Pauluskirche, nachdem die Gemeinde zu diesem Zweck 7000 Fr. aufgebracht hat und geht dann an die Beratung des Prüfungsberichts für 1899, von dem ein erster Teil erledigt wird.

24./25. Der Weitere Bürgerrat wird auf eine fernere Amtsdauer von drei Jahren neu bestellt. Von der wahlberechtigten Bürgerschaft beteiligen sich wenig über 20 %.

27. Das Budget für 1901 weist im Entwurf der Regierung auf an Einnahmen 10,944,040 Fr., an Ausgaben 12,681,738 Fr., also ein Defizit von 1,737,698 Fr., wozu noch außerordentliche Ausgaben für Bahnhofbauten im Betrag von 1 ½ Millionen kommen.

28. Familienabend der sämtlichen Positiven Gemeindevereine in der Burgvogteihalle. — Die Polizeimänner, die mit verschiedenen Forderungen zu ihrer materiellen Besserstellung von der Regierung sind abgewiesen worden, beschließen, hiergegen an den Großen Rat zu rekurrieren.

Dezember 1900.

1. Zum Rektor der Knabensekundarschule wird gewählt Lehrer W. Zürrer. — Zum außerordentlichen Professor der Theologie mit dem Lehrauftrag für neuere Kirchengeschichte wird ernannt der bisherige Privatdozent lic. theol. Paul Wernle.

Die von Prof. Stephan Bauer geleitete Volkszählung, deren vorläufige Ergebnisse schon im Laufe des Vormittags vom Sonntag, 2. Dezember, bekannt wurde, wies die folgenden bereinigten Resultate auf: Wohnbevölkerung 112,842, ortsanwesende Bevölkerung 112,691 Personen. Die Wohnbevölkerung des ganzen Kantons zerfällt in 52,823 männliche und 60,019 weibliche Personen, weiter in 68,724 ledige, 37,502 verheiratete, 6025 verwitwete und 591 geschiedene Personen. Davon waren 28,137 Bürger der Zähl-

gemeinde, 1142 Bürger anderer Gemeinden des Zählkantons, 40,424 Bürger anderer Schweizer Kantone und 43,139 Ausländer. Weiter gehörten der protestantischen Konfession an 73,126, der katholischen 36,987, der israelitischen 1903, einer andern oder keiner Religion 826. Als Muttersprache geben an das Deutsche 107,205, Französisch 2741, Italienisch 2361, Romanisch 102, andere Sprachen 433. Die Zahl der Haushaltungen beträgt 23,527. — Eine zugleich mit der Volkszählung vorgenommene Zählung der Arbeitlosen ergab total 1446 Personen, d. h. auf je 1000 Einwohner 1,32 Arbeitlose. In der Zeit der Arbeitlosenbewegung im Januar 1901 wurden durch Zählung derer, die sich als arbeitlos meldeten und durch Berechnungen für den 1. Dezember 1900 als wirkliche Zahl der Arbeitlosen ermittelt 1162. — Für die Verteilung der angegebenen Zahlen auf die Gemeinden des Kantons und die Quartiere der Stadt müssen wir auf die Tagespresse verweisen.

6. Der Weitere Bürgerrat hält seine konstituierende Sitzung ab. Der Engere Bürgerrat wird bestätigt mit W. Uhlmann-Becker als Präsidenten und R. Brand-Sandreuter an Stelle des verstorbenen F. Greuter als Mitglied. Nach der Wahl der Prüfungskommission für 1900 wird der Verkauf eines Stückes Spitalland am Gotthelfplatz ratifiziert. — Infolge von Regen, der mit starkem Föhn während mehrerer Tage geherrscht hatte, tritt die Wiese aus und reißt nahe bei ihrer Mündung in den Rhein etwa 15 m neu erbauten Damm weg.

10. Die außerordentliche Generalversammlung der Aktionäre der Schweiz. Centralbahn im Stadtkasino in Basel ratifiziert mit überwiegender Mehrheit den vom Direktorium abgeschlossenen, vom Verwaltungsrat bereits gutgeheißenen Vertrag betr. freihändigen Verkauf des ganzen Unternehmens an den Bund auf 1. Januar 1901.

Die Universität zählt im laufenden Wintersemester 525 (5 Damen) immatrikulierte Studierende und 170 (40) nicht imma-

trikulierte Hörer. Von jenen entfallen auf die Theologie 47, auf die Jurisprudenz 45, auf die Medizin 145 (4) und auf die Philosophie 288 (1). Aus der Schweiz stammen 377 Studierende, aus dem Kt. Baselstadt 8 Theologen, 26 Juristen, 56 (1) Mediziner und 81 Philosophen. Der Lehrkörper besteht aus 45 ordentlichen und 28 außerordentlichen Professoren und 35 Privatdozenten.

11. Antrittsvorlesung von Prof. Ed. Hoffmann-Krayer über wissenschaftliche Erforschung des Volkslebens.

12. Großer Rat. Das Gesuch der Kommission für eine Handelshochschule, einen dem Rate nicht angehörenden Sekretär sich beizugesellen, wird abgelehnt; dann wird die Vorlage betr. Krönung der Pfeiler der Wettsteinbrücke an die Regierung zurückgewiesen; zum Suppleanten des Civilgerichts wird gewählt Handwerkerbank-Direktor Ernst Bauer, des Strafgerichts E. Stolz-Holinger. Hierauf werden Geschäftsbericht und Staatsrechnung über 1899 genehmigt und wird eine Motion Zoller betr. Reduktion der Tramtaxen nach dem Gundeldinger Quartier abgewiesen.

Während des Vormittags war im Rate die Nachricht bekannt geworden, daß die Bundesversammlung den Basler Bundesrat Dr. Ernst Brenner zum Bundespräsidenten für 1901 gewählt hatte. Der Großratspräsident feiert das Ereignis mit einer entsprechenden kurzen Rede. Um 12 Uhr donnerten es von der Rheinschanze aus 22 Kanonenschüsse der Einwohnerschaft zu.

Leider hat Prof. Dr. Heinrich Wölfflin, der seit 1893 an unserer Hochschule mit vielem Erfolge Kunstgeschichte lehrte, einen ehrenvollen Ruf an die Universität Berlin erhalten und angenommen.

16. Im Alter von 81 Jahren stirbt Georg Wolf, ein Künstler im Fach der Lithographie und auch sonst in weiten Kreisen hoch angesehen.

21. Es findet eine Versammlung von Arbeitlosen statt, die beschließt, sich um Unterstützung an die Regierung zu wenden.

22. Zu außerordentlichen Professoren an der medizinischen Fakultät werden ernannt die bisherigen Privatdozenten DDr. F. Egger und C. Hägler.

26. Zum erstenmale wird 1900 der Stephanstag als bürgerlicher Feiertag benützt. — Kaum hat während des ganzen bisherigen Winters das Thermometer je für kurze Zeit 1—2° Frost gezeigt. Demgemäß stehen die Wiesen noch grün, entbehren sogar vielfach nicht des Blumenschmuckes. Aber die bodenlose Durchweichung von Weg und Steg erschwert nicht wenig den Genuß der Natur.

27. Gegen 300 Arbeitslose halten neuerdings eine Versammlung ab und verfügen sich dann in einem Demonstrationszug auf den Münsterplatz, wo im Rollerhof die Regierung während des Rathausumbaues ihr Heim aufgeschlagen hat. Die Sprecher erhalten vom derzeitigen Regierungspräsidenten Reg.-Rat Reese die Zusicherung, die Regierung werde sich in ihrer nächsten Sitzung, 29. ds., mit Abhilfe gegen die Arbeitlosigkeit befassen.

31. Rektor Bußinger tritt nach 50-jährigem Schuldienst in den Ruhestand. Während der letzten Jahrzehnte hatte er die an Ausdehnung stets zunehmende Knabensekundarschule geleitet.

Januar 1901.

1. Eine vom Kirchenrat angeordnete allgemeine Kirchenkollekte in den Jahresschluß- und Neujahrsgottesdiensten zu Gunsten der notleidenden Witwen und Waisen der Boeren in Südafrika wirft etwa 32,000 Fr. ab. — Der Civilstandverkehr im abgelaufenen Jahr 1900 weist auf für den gesamten Kanton Baselstadt 1170 Trauungen (1899: 1032), 3576 (3675) Geburten und 2074 (1785) Todesfälle. Von den 3459 (3549) Lebendgeborenen waren 1759 Knaben, 1700 Mädchen, von den 1957 im Kanton Verstorbenen (Totgeburten nicht eingerechnet)

sind 983 männlichen und 974 weiblichen Geschlechts. Durch Ueberschuß der Zahl der Geburten über die der Todesfälle hat sich die Bevölkerung im Jahre 1900 um 1502 Personen vermehrt, nämlich 756 männlichen und 726 weiblichen Geschlechts.

2. Die Regierung ermächtigt das Bau- und das Sanitätsdepartement zur Beschäftigung verdienstloser Bauarbeiter, so lange die Witterung es erlaubt. Zugleich soll das Departement des Innern sich über den Grund der Arbeitslosigkeit unterrichten. — Mit dem heutigen Tag fällt der erste Schnee dieses Winters.

6. Ein prächtiger Schlittschuhsonntag lockt Tausende aus der Stadt nach den Eisbahnen der Umgebung.

10. Großer Rat. Nach einer Interpellation über die Fürsorge des Staats für die Arbeitlosen und die Einreichung einiger Motionen wird gegen die Petition der Anwohner der Aeschenvorstadt um Erlassung des Beitrags zur Erneuerung des Holzpflasters Tagesordnung beschlossen, die Korrektion der obern Freien Straße auf deren linker Seite nach dem Antrag der Regierung genehmigt und werden die Gesetzesentwürfe betr. Betrieb der Materiallagerplätze auf dem Dreispitz, betr. Versorgung in Zwangsarbeits- und Besserungsanstalten und betr. Versorgung von Gewohnheitstrinkern angenommen.

11. Die Gemeinnützige Gesellschaft setzt eine 21-gliedrige Kommission nieder zum Studium der Frage der Errichtung eines Volkshauses zur Erinnerung an den Eintritt Basels in den Schweizerbund, das aus privater Initiative hervorgehen soll, nachdem der Große Rat es abgelehnt hat, einer Motion auf Errichtung einer solchen Anstalt aus Staatsmitteln Folge zu leisten.

14. Eine im Dezember 1900 wie alljährlich unter der Schuljugend vorgenommene Kollekte für die Suppenverteilung in den Primarschulen warf, wie jetzt bekannt wird, 8150 Fr. ab.

15. Professor Dr. E. Bumm, seit Ostern 1894 als Lehrer der Gynäkologie an der Universität, seit Neujahr 1896 als Direktor des Frauenspitals hier thätig, nimmt einen Ruf nach Halle an.

16. In Fiesole bei Florenz stirbt der Kunstmaler Arnold Böcklin, geboren am 17. Oktober 1827 in Basel. Seine künstlerische Bedeutung in wenigen Chronikzeilen zu umschreiben, wollen wir uns nicht vermessen. Wir verweisen hiefür auf den im 1898er Jahrbuch abgedruckten Vortrag von Professor Heinr. Wölfflin.

19. Nach längerer Krankheit stirbt 79jährig Dr. J. J. Schäublin, Waisenvater von 1866--1897. Wenn er auch in dieser Stellung am bekanntesten wurde, so hat doch der Verstorbene, der aus Riehen stammte, seiner Heimat noch in vielen anderen Stellungen gedient: als Primar-, Sekundar- und Reallehrer vor Antritt des Waisenvateramtes; als langjähriges Mitglied des Großen Rates (1858—1884) und, nachdem er 1852 Stadtbürger geworden war, des Großen Stadtrats (1866—1876), als eifriges Mitglied des Erziehungsrates und zahlreicher weniger wichtiger staatlicher und gemeinnütziger Kommissionen. — Viel Verdienst hat er sich erworben um die Pflege des Gesanges als Herausgeber der „Lieder für Schule und Haus," die eines der verbreitetsten Bücher sein dürften, durch praktische Thätigkeit in der Schule und in Vereinen und durch Leitung der Musikschule der Gemeinnützigen Gesellschaft. Dieser musikalischen Thätigkeit verdankte er seinen Doktortitel, den ihm am 50. Jahrestage seines Eintrittes ins Lehramt die Philosophische Fakultät Basel honoris causa verlieh.

24. Der Große Rat bewilligt die Kredite für eine Trambahn von der Schützenmattstraße bis an die Gewerbeausstellung und für ein zweites Tramgeleise in der Austraße; dann tritt er nach einer ungewöhnlich stark benützten Diskussion auf das Budget für 1901 ein.

26./27. Zum dritten Pfarrer zu St. Theodor an Stelle des nach St. Gallen berufenen Pfarrer Rothenberger wird ohne Gegenkandidaten als Vertrauensmann der Reformer gewählt Pfarrer Täschler d. Z. in Bußnang.

30. Vom Kunstverein und der Künstlergesellschaft wird eine Trauerfeier zu Ehren Arnold Böcklins veranstaltet. Im obern Kasinosaal hielt Professor H. Wölfflin eine kurze Gedächtnisrede, die eingerahmt war von Musikvorträgen und Gesängen der Liedertafel. Die Studentenschaft hatte einen Fackelzug veranstaltet.

Februar 1901.

2. In der Nacht vom 1. auf den 2. erfolgte ein ungewöhnlich starker Schneefall, doch ist schon am 5. die Schneedecke großenteils verschwunden.

6. Die Regierung wählt zu ihrem Sekretär, gleichzeitig Sekretär des Departements des Innern Dr. A. Imhof.

7. Nachdem der Große Rat eine Vorlage betr. Verbindungsgeleise an der Güterstation St. Johann angenommen und einen weitern Kredit von 36,840 Fr. für Erweiterung der pathologisch-anatomischen Anstalt bewilligt hat, beendigt er die Beratung des Budgets für 1901.

11. Die Preisausschreibung für Pläne zu einem neuen Kantonalbankgebäude hat folgendes Resultat: 2 zweite Preise ex aequo Karl Moser in Aarau und Gebr. Stamm in Basel; dritter Preis Suter und Burckhardt in Basel; vierter Preis E. Sandreuter aus Basel in Frankfurt a. M.

14. In einer Sitzung des Weitern Bürgerrats wird eine 1894 angenommene Motion, die den Engern Bürgerrat mit Studien beauftragte, über die Erbauung billiger Wohnungen durch die Christ. Meriansche Stiftung, wegen veränderter Verhältnisse als erledigt bezeichnet.

17. Als Pfarrhelfer der altkatholischen Gemeinde wird bestätigt Vikar Hänggi. — Die anhaltend starke Kälte mit Schneefall begünstigt in hohem Grad alle Wintersporte: Schlittschuhlaufen, Schlittenfahren, Schlitteln und Schneeschuhlaufen.

17./18. Jahresfest der Gesellschaft für Stadtmission. Am 17. als dem Haupttage hält Pfarrer E. Miescher im Vereinshaus eine Ansprache.

21. Großer Rat. Nach Ratifikation einer Anzahl Bürgeraufnahmen werden gewählt zum Mitglied des Erziehungsrats an Stelle des verstorbenen Waisenvaters Dr. J. J. Schäublin W. Heusler-VonderMühll, an Stelle des zurücktretenden Alt-Ratsherrn Dr. C. Burckhardt-Burckhardt zum Mitglied der Petitionskommission Dr. A. Bieder, zu deren Präsidenten Dr. E. Stöcklin; die Petition betr. Pflästerung des Marktplatzes wird abgelehnt, das Postulat der Mehrheit der Rechnungskommission betr. Mehrbesteuerung der Aktiengesellschaften der Regierung überwiesen; die Aufnahme eines Staatsanleihens von 10 Millionen wird bewilligt, der Verkauf eines Teils der Thüringischen Liegenschaft beschlossen, die Gesetze betr. Versorgung in Zwangsarbeits- und Besserungsanstalten und Versorgung von Gewohnheitstrinkern in zweiter Lesung angenommen, die Straßennetze zwischen dem jetzigen und dem zukünftigen badischen Bahnhof und auf dem Südostplateau genehmigt, endlich von der Errichtung eines Schwimmbades abgesehen.

22. Der Kunstmaler Dr. Ernst Stückelberger feiert seinen 70. Geburtstag. — Dr. Fr. Suter, früher Arzt einer schweizerischen Ambulance in Transvaal, hält im Bernoullianumsaale vor Mitgliedern der Militärsanitätsvereine, Samaritervereine und dergl. einen Vortrag mit Projektionen über seine Erlebnisse im südafrikanischen Krieg.

23. Als Professor der Gynäkologie und Direktor des Frauenspitals wird an Stelle von Professor E. Bumm berufen Dr. Otto von Herff, außerordentlicher Professor in Halle a. S.

24. Nach lang andauernder strenger Kälte bricht der hiefür durch alte Wetterregeln prädestinierte Mathiastag das Eis und der mildern Witterung die Bahn.

25. ffg. Die Fastnacht vollzieht sich ohne besondere bemerkenswerte Ereignisse oder Erscheinungen in den hergebrachten Formen.

27. Durch die Regierungsratsverhandlungen, in denen ein Kredit für die Ausrüstung eines Zimmers im Klarahofe bewilligt wird, erfährt man zuerst offiziell, daß Basel als Sitz eines internationalen Bureaus für Arbeiterschutz ausersehen ist.

März 1901.

10. Nach mehreren Tagen schweren Siechtums stirbt an den Folgen eines Schlaganfalles Konzertmeister Ab. Bargherr-Schultheß, geboren 1840 in Bückeburg, der letzte Schüler Spohrs und einer der ersten Joachims, der lange Jahre in Basels musikalischem Leben buchstäblich die erste Geige gespielt hat.

11. Samuel Barth-Bernoulli V.D.M. stirbt nach einer längeren Krankheit im 72. Altersjahr. Er hat nur wenige Jahre im Ausland (Bayreuth) amtiert, aber oft aushilfsweise die Kanzel bestiegen. Seinen Beruf fand er als Lehrer in der Töchterschule und bethätigte sich daneben vielfach an Werken christlicher Gemeinnützigkeit.

Das erste Geschäftsjahr der Kantonalbank, das fünf Quartale umfaßt, ergiebt einen Reingewinn von 305,522 Fr.

12. Dr. Karl Nef, Privatdocent für Musik, hält seine Habilitationsvorlesung über die Entwickelung des reformierten Kirchengesangs in der Schweiz. — Im Musiksaal hält der frühere Kommandant der Fremdenlegion in Transvaal, der Italiener Oberst Ricchiardi einen Vortrag mit Projektionen über den südafrikanischen Krieg zum besten der Witwen und Waisen der Boeren, der sich eines außerordentlich starken Besuches erfreut.

14. Der Große Rat überweist der Regierung das Initiativbegehren betr. Holzpflästerung und tritt ein auf den von einer Kommission vorberatenen Entwurf betr. Anlegung und Korrektion von Straßen, von dem er die ersten Paragraphen durchberät.

Der Verwaltungsrat des Konsumvereins, der wegen verschiedener Meinungsverschiedenheiten, bei denen auch die Angelegenheit Müller-Ott mitspielte, demissioniert hatte, wird neu bestellt im Sinn einer Fernhaltung parteipolitischer Gegensätze von der Leitung des Vereins.

20. Die venia legendi wird erteilt den DDr. Paul Ganz für Kunstgeschichte und Gustav Senn für Botanik.

21. Der Schweizerische National-Circus unter der Leitung des Kapitäns Leon Martin wird auf dem Landhof eröffnet.

22. Die außerordentliche Generalversammlung der Aktionäre der Schweiz. Centralbahn beschließt eine Dividende von 45 Fr. pro Aktie und den Verkauf der Bahn an den Bund. Die Geschäfte werden bis zur endgültigen Uebergabe von einer neungliedrigen Liquidationskommission unter dem Vorsitze von Aug. Stähelin-Vischer geführt.

24. Am frühen Morgen etwa um 4 Uhr wird ein schwaches Erdbeben verspürt.

28. Nachdem der Große Rat einen Kredit für Korrektion der Aeschenvorstadt und des Brunngäßleins bewilligt hat, berät er das Gesetz betr. Korrektion von Straßen &c. ein Stück weiter.

31. Es konstituiert sich die Gesellschaft für Errichtung eines Israelitischen Waisenhauses für die Schweiz in Basel mit einem einstweilen zugesicherten Kapital von 108,000 Fr.

Nach außerordentlich langer Dauer und hartnäckigem Beharren weicht der Nachwinter, der sich durch Kälte und Schneegestöber nur allzu bemerkbar gemacht hatte und selten Frühlingstimmung hatte aufkommen lassen. Ein milder Föhn bricht herein, der am folgenden Tag reichlich Regen brachte.

April 1901.

4. Der Weitere Bürgerrat erledigt in kurzer Sitzung eine Reihe von Begehren um Aufnahmen ins Bürgerrecht.

5. Nach schwerer Krankheit stirbt Gustav Stehelin, ein Kaufmann von feiner Bildung, der einen langen Aufenthalt in Mailand und viele Reisen durch Italien benützt hat, um einen reichen Schatz kunsthistorischer und historischer Kenntnisse zu sammeln.

6. Infolge starker Regengüsse und rascher Schneeschmelze steigen unsere Flüsse, insbesondere der Rhein bedrohlich an. Er bleibt so über die Osterzeit, bis über den 9. hinaus, ohne aber so hoch zu steigen, daß Unheil angerichtet würde.

8. Den Ostermontag benützen die Gewerkschaften zu ihren Besprechungen. Es tagen in Basel die internationale Textilarbeiterkonferenz, ferner die Generalversammlungen des schweizerischen Lithographen- und des schweizerischen Buchbinderverbandes.

10. Die Akademische Gesellschaft beschließt an den Gehalt des neu zu berufenden Professors für die Kunstgeschichte einen jährlichen Beitrag von 2500 Fr. beizusteuern.

11. Der Große Rat wählt zu seinem Präsidenten Dr. Ed. Kern, zu seinem Vizepräsidenten Dr. O. Zoller; das Bureau bestellt er aus Dr. Stöcklin, Nat.-Rat Wullschleger und Dr. Sulger. Regierungspräsident für 1901/1902 wird Reg.-Rat David, Vicepräsident Reg.-Rat Speiser. An das Stadttheater wird ein Darlehen von 30,000 Fr. bewilligt und die Vorlage betr. Verbreiterung des Birsigviadukts der Elsäßer Bahn auf Antrag der Regierung zu neuem Studium zurückgewiesen. Hierauf wurde Verlängerung der Straßenbahn bis zur Margarethenstraße (d. h. zum provisorischen Bahnhof) und Legung eines zweiten Geleises in der Güterstraße beschlossen.

13. Zum außerordentlichen Professor für Kunstgeschichte wird berufen Privatdocent Dr. Heinr. Alfr. Schmid aus Basel in Berlin.

Auf der Friedmatt stirbt Frau Dr. jur. Emilie Kempin geb. Spyri, einer der ersten weiblichen Juristen Europas und verdient als Vorkämpferin für Frauenrechte.

15. Prof. P. W. Schmidt feiert in aller Stille die Erinnerung an die vor 25 Jahren erfolgte Eröffnung seiner akademischen Thätigkeit. — Schlußfeier der Historischen Gesellschaft in der Rebleutenzunft.

19. Das am 21. Februar vom Großen Rat beschlossene 4 %ige Zehn Millionen-Anleihen wird so stark überzeichnet, daß das Syndikat nur 15 % der gezeichneten Summe zusprechen kann. — Die Viehzählung im Kanton ergiebt fast bei allen Gattungen von Haustieren eine beträchtliche Zunahme gegen die letzte Zählung 1896, mit Ausnahme der Ziegen und der Bienen.

22. Im Alter von 81 Jahren stirbt Peter Vischer-Burckhardt, früher einer der Chefs der Bandfabrik Hans Franz Sarasin (später Vischer & Cie.), Mitglied des Großen Rates und des Kriminalgerichts.

24. Promotionsfeier des Obern Gymnasiums in der Aula des Museums.

25. Großer Rat. Nach der Ratifikation einer Anzahl Bürgeraufnahmen und der Erledigung des Rückständeberichts wird der nötige Kredit bewilligt zur Ausschreibung einer Konkurrenz für die mittlere Rheinbrücke und dann fortgefahren in der Beratung des Korrektionsgesetzes.

Mai 1901.

6. Die Kollaudation der umgeführten und tiefer gelegten Eisenbahnlinie der Elsaß-Lothringer Bahn vom Centralbahnhof bis zur Landesgrenze liefert ein günstiges Ergebnis.

8. Nach nur wenige Tage dauernder Krankheit stirbt J. J. Schuster-Burckhardt, Präsident des Schweizerischen Bank-

vereins und der Gotthardbahn, früher der Schweiz. Centralbahn, einer der ersten Finanzmänner der Schweiz.

9. Im Großen Rat werden die Erstellung eines neuen Regenerationsgebäudes in der Gasanstalt sowie Landan- und Verkäufe am Schnabelgäßlein und am Trillengäßlein, weiter ein Kanalisationsplan für die Quartiere des rechten Birsigufers und die Erstellung des Steinen- und des Spalenrings nach dem Freiwerden des Birsigviaduktes beschlossen. Hierauf wird das Gesetz betr. Bau und Korrektion von Straßen in erster Lesung beinahe zu Ende beraten.

10. Zum Vorsteher der Gemeinnützigen Gesellschaft für 1901/1902 wird gewählt Reg.-Rat Dr. Paul Speiser, der schon vor 23 Jahren dieses Amt versah. — Hebelmähli in Hausen.

11./12. Es werden sechs Ergänzungswahlen in die Synode getroffen. Davon werden drei in der St. Leonhards-, je eine in der St. Peters- und der St. Theodorsgemeinde nach gemeinsamen Vorschlägen beider kirchlicher Richtungen getroffen; in der Münstergemeinde siegt der reformerische Kandidat.

12. In der Nacht vom 11. zum 12. fuhr der letzte Eisenbahnzug auf der alten Linie nach St. Ludwig. In früher Morgenstunde erfolgte der Anschluß der neuen Geleise an den Bahnhof. Am 12. ging schon der ganze Verkehr über die neue umgelegte Linie. Schon am 13. waren fleißige Arbeiter daran, das Westende des Centralbahnhofs abzugraben.

15. Die Eröffnung der Gewerbeausstellung auf der Schützenmatte vollzog sich unter der Gunst eines herrlichen warmen Frühlingstages. Am Vormittag um 10 Uhr versammelten sich die Behörden der Ausstellung und die Zünfte, Regierung und Großer Rat von Basel, Stadt und Land, sowie Engerer und Weiterer Bürgerrat auf dem Petersplatz, um unter Musik- und Trommelklang mit wallenden Fahnen nach der Ausstellung zu ziehen. Hier

ging in der großen Festhalle der eigentliche Eröffnungsakt vor sich. Es sprachen dabei Reg.-Rat Reese als Präsident des Baukomites und Oberst Wilh. Alioth als Präsident der Ausstellung. Hierauf folgte nach einem Rundgang durch die Ausstellung das festliche Bankett mit mehrern hundert Teilnehmern. Dabei traten als Hauptredner auf die beiden Vizepräsidenten Schlossermeister Göttisheim und Nat.-Rat Köchlin, sowie Reg.-Präs. David. Weiter kamen Vertreter von Baselland, von Baden und Elsaß-Lothringen, sowie ein Vertreter der Ausstellungskommission von 1877 zu Worte. Die Ausstellung, die bis Mitte Oktober dauern soll, war an diesem ihrem Eröffnungstag noch in mancher Beziehung unfertig. Eine prächtige, auf wenige Tage berechnete Blumenausstellung hob sich darum besonders wirkungsvoll hervor.

18. Die Staatsrechnung für 1900 schließt bei 11,739,735 Franken Einnahmen (budgetiert waren 10,726,960) und 12,930,366 Franken Ausgaben (13,307,205) mit einem Totalausfall von 1,190,631 Fr. (2,580,245). — Die Generalversammlung des Allgemeinen Konsumvereins beschließt auf Antrag des Verwaltungsrates für 1900 eine Dividende von $8^1/_2$ %.

22. Es erscheinen heute zur Ausnahme keine Regierungsratsverhandlungen. — Früh um 7 Uhr 58 wurde ein ziemlich starkes Erdbeben bei vollständig klarer Witterung beobachtet.

23. Großer Rat. Es wird beschlossen Aufstellung einer vierten Maschinengruppe in der Kraftstation des Elektrizitätswerkes; die Petition der Positiven Gemeindevereine auf Einführung des Proportionalverfahrens bei den Synodalwahlen wird abgewiesen, das Straßenkorrektionsgesetz in erster Lesung zu Ende beraten und eine Petition der Polizeimänner auf günstigere Anstellungsbedingungen abgewiesen.

25. Die Glocken der St. Pauluskirche, ein Werk des Meisters Rüetschi in Aarau, werden von der Schuljugend der St. Leonhardsgemeinde in den Turm gezogen.

26./27. Während der beiden Pfingstfeiertage wird die Gewerbeausstellung von mehr als 20,000 Personen besucht, dank der günstigen Witterung und dem niedrigen Eintrittsgeld.

30. Der Weitere Bürgerrat faßt Beschluß über die Verteilung des in diesem Jahr der Bürgergemeinde zufallenden Anteils der Chr. Merian'schen Stiftung auf die bürgerlichen Anstalten.

Juni 1901.

1. Im benachbarten Riehen, wo er sich vor einigen Jahren angebaut hat, stirbt der Kunstmaler Hans Sandreuter, der sich durch seine bisherigen Werke einen ehrenvollen Ruf erworben hatte, erst kürzlich in Dresden mit einer goldenen Medaille ausgezeichnet worden war und vor wenigen Tagen ein Gemälde an die Königl. Gemäldegallerie in Dresden verkauft hatte.

4. Dr. Paul Ganz hält seine Habilitationsvorlesung über die Bedeutung der schweizerischen Glasmalerei für die Kunstgeschichte.

5. Im laufenden Sommersemester zählt die Universität 531 immatrikulierte Studenten, darunter 5 Damen und zwar die theologische Fakultät 43, die juristische 57, die medizinische 138, die philosophische 293. Von den 192 Baselstädtern studieren 11 Theologie, 37 Jurisprudenz, 54 Medizin und 90 Philosophie.

6. Die evangelisch-reformierte Synode wählt zum Präsidenten Obersthelfer August Steiger, zum Vizepräsidenten Red. Otto Zellweger, zum Schreiber Dr. E. Probst, zum Kirchenratsmitglied an Stelle des verstorbenen Prof. Rud. Stähelin Prof. Rud. Handmann, zum Präsidenten des Kirchenrats Antistes von Salis. Der Bericht des Kirchenrats über das Jahr 1900 wird genehmigt. — Nach einer kurzen Lungenentzündung stirbt in rüstigem Alter Architekt Ed. Fueter-Gelzer, der durch eine ausgedehnte geschäftliche Thätigkeit in Basel sich Ansehen und Freundschaft erworben hat.

7. Die Liste der prämierten Aussteller der Gewerbe-Ausstellung wird von der Tagespresse veröffentlicht.

9. Es beginnt im Landhof auf einem halben Dutzend eigens dazu erstellten Bahnen ein auf 14 Tage berechnetes internationales Preiskegeln mit einem Gabensatz von 12,000 Fr., das sich eines starken Besuchs erfreut.

12. Der Lehrer der Philosophie an der Universität, Prof. Dr. C. Groos, nimmt einen Ruf nach Gießen an. — Zum Präsidenten der Kunstkommission wählt der Erziehungsrat an Stelle des nach Berlin berufenen Prof. H. Wölfflin Dr. D. Burckhardt-Werthemann.

13. Im Großen Rat wird nach einer Interpellation über einen gefährlichen Dynamittransport und nach Ratifikation einer Anzahl Aufnahmen ins Stadtbürgerrecht der Antrag Feigenwinter betr. Submissionswesen abgelehnt, über den Anzug Böllmy betr. Züchtigungsrecht der Lehrer zur Tagesordnung geschritten, der Anzug Burckhardt-Finsler betr. staatliche Fürsorge für die durch Arbeitlosigkeit veranlaßte Not überwiesen, ein Anzug betr. Vereinheitlichung der Tramtaxen in der Stadt vom Motionär fallen gelassen und das Initiativbegehren der Anwohner der Aeschenvorstadt betr. Holzpflästerung erheblich erklärt.

14. Der Kaufmännische Verein beschließt Schaffung eines ständigen Rektorats für seine Unterrichtsabteilung. — Der Allg. Konsumverein nimmt die Neuwahl von 37 Mitgliedern seines Genossenschaftsrates vor.

15. Es wird eine Konkurrenz ausgeschrieben zur Erlangung von Plänen für den Neubau einer mittleren Rheinbrücke.

15./16. Der Schweizerische Centralverein vom Roten Kreuz hält seine Delegiertenversammlung in Basel ab. Im Park der Gewerbe-Ausstellung haben seine baslerischen Sektionen in einem besondern Pavillon ihre Bestrebungen in äußerst gelungener und hübscher Weise veranschaulicht.

17. Die Witterung nimmt einen für diese Jahreszeit ungewöhnlichen Charakter an. Heftige Regengüsse nach vorausgegangener langer Trockenheit bewirken ein beträchtliches Sinken der Temperatur, so daß es auf den Jurahöhen bis Langenbruck hinunter schneit.

20. Zum Präsidenten des Schweiz. Bankvereins an Stelle des verstorbenen Schuster-Burckhardt wird gewählt Herm. La Roche-Burckhardt, bisher Vicepräsident.

21. Prof. Fritz Fleiner lehnt einen Ruf an die Universität Zürich ab.

23./24. Auf dem Feld bei St. Jakob werden von Reitern und von Zuschauern stark besuchte Rennen des Schweiz. Rennvereins abgehalten, die, am zweiten Tag von der Witterung wenig begünstigt, ohne Unfall verlaufen.

24. Die erste Probe zu dem Festspiel der Bundesfeier wird abgehalten, eines Gewitterregens wegen im Stadttheater anstatt auf dem Festplatz St. Margarethen.

27. Großer Rat. Nach einer Interpellation betr. Schlachtvieheinfuhr wurde für eine Motion der sozialdemokratischen Fraktion betr. Amnestie an der Bundesfeier die Dringlichkeit abgelehnt, wodurch die Sache hinfällig wird. Hierauf wählte der Rat zum Ersatzrichter für das Civilgericht Wilh. Bachofen-Dennler, ratifizierte einen Hauskauf, bewilligte die Erstellung einer provisorischen Turnhalle für das Rosenthalschulhaus, erklärte sich einverstanden mit dem generellen Projekt für Erweiterung des Pumpwerks in den Langen Erlen und bewilligte die Kosten der Wiesenkorrektion sowie das reduzierte Projekt für den Hochwasserdamm der Klybeckinsel. Endlich wird ein Projekt angenommen für Verbreiterung des Viadukts über das Birsigthal, das ehedem die Elsaß-Lothringer Bahn benützte.

Juli 1901.

4. Der Weitere Bürgerrat beschließt Errichtung einer Bannwartwohnung für die Hardt bei Birsfelden.

6. Die Universität veranstaltet eine akademische Bundesfeier in der Martinskirche. Nach einigen Worten des Rektors Prof. F. Fleiner hält Prof. Andreas Heusler die Festrede. Hierauf werden folgende Ehrenpromotionen vorgenommen: in der theologischen Fakultät Dekan Hauri (Davos), alt-Pfr. Sam. Preiswerk (Basel), alt-Obersthelfer Jw. Wirth (Basel); in der juristischen alt-Obergerichtspräsident Bärlocher (St. Gallen), Oberrichter Heuberger (Aarau), Bundeskanzler Ringier (Bern); in der medizinischen Hürlimann, Arzt (Unterägeri), Dr. Weber, Apotheker (Zürich); in der philosophischen R. Billwiller, Direktor der meteorologischen Anstalt (Zürich), Oberst A. Keller, Generalstabschef (Bern), Prof. Nicole (Genf), Alfr. Wolfer, Direktor der Sternwarte (Zürich).

7. Auf seinem Gute Schönenberg bei Pratteln stirbt nach kurzer Krankheit 70-jährig alt-Ratsherr Dr. Karl Burckhardt-Burckhardt, in richterlichen und administrativen Aemtern um seine Vaterstadt hoch verdient und auch in freiwilliger Thätigkeit nach alter Basler Sitte das Gemeinwesen vielfach fördernd.

9. Sommerfest der deutschen Kolonie im Sommerkasino.

Die Basler Bundesfeier 1501—1901.

Am 13., 14. und 15. Juli 1901 feierten Baselstadt und Baselland die 400. Wiederkehr des Tages, da sie in den Bund der Eidgenossen waren aufgenommen worden, die Basler Bundesfeier. Schon seit Monaten war man mit Rüstungen dazu beschäftigt. Namentlich die Vorbereitungen zur Aufführung des von Dr. Rudolf Wackernagel gedichteten Festspiels, zu dem Dr. Hans Huber die Musik geschrieben hatte, nahmen weite Kreise der Be-

völkerung in Anspruch. Am Sonntag, 7. Juli, hatte die erste Gesamtprobe des Festspiels mit dem Orchester stattgefunden auf der Festbühne am Fuß des Margarethenhügels, dessen Abhang in ansteigenden Reihen die Sitzbänke für mehr als 8000 sitzende Zuschauer bedeckten. Weiter oben reihten sich Stehplätze an. Die Bühne maß 30 m in die Breite und nicht viel weniger in die Tiefe. Ein gewaltiger Bogen gab ihr nach oben einen Abschluß. Die Coulissen waren einfach aber wirkungsvoll gehalten. Der Vorhang wurde durch einen Elektromotor in eine Versenkung gezogen, wenn die Bühne sichtbar werden sollte und hob sich am Ende jedes Aktes. Vor der Bühne war der Sitz des Chors und des Orchesters. Jener stellte mit seinen Reflexionen und Gesängen nach dem Muster des Chors in der attischen Tragödie den idealen Zuschauer dar. Zwei Hauptproben des Festspiels fanden statt Mittwoch, 10. Juli, vor der Schuljugend von ganz Baselland, und Donnerstag, 11. Juli, vor der von Baselstadt. Es zeigte sich dabei in weitern Kreisen, daß man mit der Wahl des Herrn Otto Eppens vom Wiener Volkstheater zum Oberregisseur eine sehr glückliche Hand gehabt hatte.

In der Stadt hatte man seit Anfang der Woche geschmückt und als der Freitag, 12. Juli, als ein strahlender Sommertag anbrach, da war Basel mit Fahnen, Wimpeln, Laub- und Blumengewinden, mit Triumphbogen, Ehrenpforten und Flaggenmasten, mit Inschriften und Wappenschilden zum Ehrentage schön geputzt. Doch der erste Teil der Feier spielte sich in Liestal, der Hauptstadt von Baselland, ab. Hier wurde den Gästen aus Bund und Kantonen, die um 1 Uhr im Extrazug angekommen waren, auf dem Gitterli der erste Willkomm geboten durch Reg.-Rat. Dr. Glaser von Baselland; den Gruß erwiderte im Namen der eidgenössischen Behörden Nat.-Rat Bühler. Die basellandschaftlichen Gesangvereine trugen eine von Dr. Adolf Vögtlin gedichtete, von Dir.

Kempter komponierte Kantate vor; nach einer kurzen Zeit gemütlichen Beisammenseins führte ein Extrazug der Centralbahn die Gäste nach Basel. Bei der Kreuzung der Bahnlinie und der St. Jakobsstraße stiegen die Herren aus. Etwa 40 Zweispänner nahmen sie auf, während die Kanonen der Kadetten von einer nahen Anhöhe herüber donnerten und die Stadtmusik ihre Weisen ertönen ließ. Dann setzte sich der Zug in Bewegung, angeführt und geschlossen von einer Abteilung Guiden. Die Wagen wurden eskortiert von berittenen Studenten. Vom Bahnübergang an der St. Jakobsstraße bis zum Aeschenplatz stand die gesamte Schuljugend des Kantons in geschlossenen, dichten Reihen Spalier und begrüßte die Landesväter mit Hüte-, Tücher- und Fahnenschwenken und mit jubelndem Zuruf. Der Zug machte nunmehr unter dem Läuten sämtlicher Glocken eine Rundfahrt durch die Stadt. Um 7 Uhr kamen die Wagen auf dem Marktplatz an, vor dem Rathaus. Der Platz wurde von der Mannschaft des militärischen Vorunterrichts frei gehalten. Die Ehrengäste wurden mit Gesängen der Eliten empfangen. Jeden Wagen begrüßte mit einem für dessen Insaßen besonders bestimmten Sprüchlein ein Mädchen; ein Knabe reichte, ebenfalls mit passend gewählten Worten, den Ehrentrunk. Manches der Kinder wird gern an diesen Dienst sich erinnern, da viele von den Ständen, deren Vertreter sie empfangen hatten, mit kostbaren Andenken erfreut wurden. Den Abend beschloß eine gesellige Vereinigung mit Musik und Feuerwerk, aber ohne Reden im Sommerkasino-Garten.

Als eigentlicher Festtag galt der Samstag, 13. Juli, der Heinrichstag. Musikalische Tagwacht in allen Straßen leitete den Morgen ein und ein Blick aus dem Fenster zeigte den Baslern, daß sie auch heute auf schönes Wetter rechnen durften. Um 8 Uhr sammelten sich die Gäste mit ihren Weibeln, die Behörden von Stadt und Land, die städtischen Zünfte und Gesellschaften

sowie die Vereine mit Bannern und einer Anzahl Musiken und Trommlerkorps auf dem Marktplatz. Dann bewegte sich der lange Zug schwarzer Herren die Stadt hinauf nach dem Münster. Die weite Kirche füllte sich sehr rasch. Um den Altar stellten sich in überaus wirkungsvoller Gruppe die Fähnriche und Weibel auf. Sie bildeten ein buntfarbiges Gemälde in ernster Umrahmung in dem leuchtenden Sonnenschein des Sommertages. Die Feier wurde eröffnet durch Gemeindegesang und einen Vortrag der Liedertafel („Die Himmel rühmen"); dann hielt Antistes von Salis seine Festpredigt über Jes. 63, 7: „Ich will der Güte des Herrn gedenken und des Lobs des Herrn in allem, das uns der Herr gethan hat." Ein abermaliger Chor der Liedertafel („Wir treten mit Beten vor Gott, den gerechten") und Gemeindegesang schlossen den Gottesdienst. Dann scharte man sich auf dem Münsterplatz um eine Estrade, auf der für Gäste und Behörden Sitzplätze errichtet waren und in deren Mitte eine Rednerbühne ragte. Ein ad hoc gebildeter Chor trug hier vaterländische Lieder vor. Es sprachen zu der Landsgemeinde Regierungspräs. Dr. H. David für Baselstadt, Landratspräs. Dr. Gysin für Baselland und Bundespräsident Dr. E. Brenner. Dann war der erste Akt der Feier zu Ende.

Die Regierung vereinigte ihre Gäste bei einem Bankett im Stadtkasino um sich. Reden hielten dabei Reg.-Rat Dr. Speiser und Nat.-Ratspräs. G. Ador, ferner Vertreter der Nachbarkantone Solothurn und Aargau.

Um 3 Uhr präzis begann das Festspiel. Der Chronist kann sich nicht auf eine lange Analyse des Schauspiels und der Musik, ebensowenig auf eine Würdigung der Aufführung einlassen. Es muß die Bemerkung genügen, daß der erste Akt des Festspiels am Tage nach der Schlacht bei Dornach auf der Walstatt von St. Jakob spielt; der zweite in Basel am Tage des Abschlusses des Basler

Friedens; der dritte auf dem Altmarkt bei Liestal an einem Schützenfest und der vierte am Heinrichstag des Jahres 1501 vor dem Basler Rathaus. Die Gesänge wurden von den Chören in musterhafter Weise sehr wirkungsvoll vorgetragen. Die Aufführung brachte das Festspiel vollkommen zur Geltung. Trotz der Ausdehnung des Zuschauerraumes ging nichts davon verloren. Namentlich bekam auch das Auge herrliche Bilder voll Farbe und Glanz und Bewegung zu schauen. Die Aufführung des Festspiels nahm, die Pausen mitgerechnet, ziemlich genau vier Stunden in Anspruch.

Nach einer Unterbrechung von zwei Stunden sammelte sich die Bürgerschaft wieder auf dem Rheinquai, der sich schon bei der Vereinigungsfeier 1892 als prächtiger Festplatz ausgewiesen hatte. Eine laue Sommernacht war angebrochen und es saß sich herrlich angenehm unter den mit Lampions behängten Bäumen und im Licht der den Häusern entlang glühenden elektrischen Bogenlampen. Die Brücken und das sich so wirkungsvoll aufbauende Großbasel glänzten in einer Beleuchtung von Tausenden und Abertausenden von Lampions und Talglichtern. Zwischen den Münstertürmen hing, von elektrischen Glühkörpern gebildet, ein mehrere Meter hoher Baselstab, den ein eidgenössisches Kreuz umrahmte. Bengalische Feuer und sprühendes, funkelndes, knallendes Feuerwerk ließen von Zeit zu Zeit die am Rheinquai bechernde Menge und die Tausende, die sich dem Rhein entlang hin und wider schoben, in hellen Jubel ausbrechen. Den ganzen Abend hindurch konzertierten auf verschiedenen in den Rhein hinaus gebauten Pritschen einige Musikkorps. Der erste Tag der Basler Bundesfeier war in vollem Umfange gelungen.

Der offizielle Teil des zweiten, des Sonntags, begann erst früh 10 Uhr. Da wurden die Ehrengäste an der Pforte der Gewerbe-Ausstellung empfangen durch E. Eckenstein-Schröter. Hierauf wurde ein Rundgang durch die Ausstellungsräume unternommen.

Am Mittag sammelte man sich zum Bankett in der großen Halle. Den ersten Toast hielt Oberst W. Alioth-Vischer, nach ihm sprach B.-R. Comtesse, und Reg.-Rat Grieshaber lud zur bevorstehenden Schaffhauser Bundesfeier nach Schaffhausen ein. Das Bankett mußte früh abgebrochen werden, weil die Aufführung des Festspiels schon um 2 Uhr begann. Die Darstellung war in allen Teilen eine gelungene Wiederholung der ersten. Nach der Aufführung ordneten sich die Spielenden zum Festzug, der sich unter dem Jubel ungezählter Zuschauer und unter einem anhaltenden Blumenregen durch die Hauptstraßen der Stadt bewegte. Der Zug bot Gelegenheit, die Buntheit und teilweise gediegene Pracht aller der Kostüme aus der Nähe zu bewundern, die man beim Spiel nur von ferne gesehen hatte. Es war wie ein Ausschnitt aus einem versunkenen Jahrhundert, was da an Basel vorüberzog. Der Abend am Rheinquai, ähnlich organisiert und gleich gelungen wie der vorangegangene, gehörte den Mitwirkenden, die in ihren farbigen Trachten um die Tische geschart ein ungewohntes Bild boten.

Am Montag fing man schon halb und halb wieder an zu arbeiten. Am Nachmittag aber trat nochmals das Fest in seine Rechte. Eine dritte Vorstellung des Festspiels, auch sie vor einem nahezu ausverkauften Zuschauerraum und unter strahlendem Himmel, reihte sich würdig an ihre Vorgängerinnen. An sie schloß ein Volksfest auf dem Festplatze selber sich an. Dabei kam der Tanz auf der Bühne zu seinem Rechte. Zu Massenchören gesammelte Gesangvereine gaben musikalische Vorträge zum Besten. Auf der Terrasse des Margarethenkirchleins wurden lebende Bilder gestellt. Raketen zischten in die Luft, Schwärmer krachten. Das Fest endigte in Freude und Vergnügen und zur Befriedigung aller derer, die bis zum frohen Kehraus ausgehalten hatten.

Von der Genugthuung der Gäste über die schönen Basler Tage sprachen die amtlichen Dankschreiben des Bundes und ein-

zelner Kantonsregierungen. Es sprachen davon auch die Berichte der baslerischen und der auswärtigen Presse.

Es mag zum Schlusse gestattet sein, die wichtigern litterarischen und künstlerischen Erscheinungen zu erwähnen, die durch das Fest hervorgerufen wurden. Da steht obenan die große von der Basler Historischen Gesellschaft im Auftrag der Regierung herausgegebene Festschrift, ein mit ausgesuchter Vornehmheit und maßvollem Luxus ausgestatteter Sammelband. In ihm vereinigten sich die besten Kenner baslerischer Geschichte, um die Entwicklung des Verhältnisses von Basel zur Schweiz darzulegen. In großen Zügen mit Verzicht auf störende und verwirrende Einzelheiten läuft die Darstellung dahin. Eine Erörterung der wissenschaftlichen und künstlerischen Bedeutung Basels im 15. und 16. Jahrhundert, die in der einfachen Ausgabe fehlt, macht in der Luxusausgabe mit zahlreichen Illustrationen den würdigen Schluß des Bandes aus.

An die Schuljugend wurde eine Schrift Dr. Paul Burckhardts verteilt über den Eintritt Basels in den Bund, die schon als Neujahrsblatt erschienen war und jetzt in handlicherem Format und geschmückt mit einigen Illustrationen meist nach zeitgenössischen Originalien neu aufgelegt wurde. Baselland hatte sich durch Prof. Albert Burckhardt-Finsler eine Festschrift schreiben lassen, die das gleiche Thema mit besonderer Berücksichtigung der Landschaft und mit Hervorhebung mehr novellistischer Züge behandelte. Prof. Andreas Heusler hatte die Rede, die er bei der akademischen Bundesfeier am 6. Juli gehalten hatte, unter dem Titel: Basels Aufnahme in die Schweizer Eidgenossenschaft drucken und verteilen lassen. Der Text zu Wackernagels Festspiel befand sich in aller Händen.

Die hervorragendste künstlerische Gabe war die offizielle Plakette, von Hans Frei modelliert und in einer größern und einer kleinern Redaktion in großer Menge unter die Leute gebracht.

Ferner überraschte das Finanzdepartement die Mitglieder der Behörden und der Festkommissionen mit einer Neuprägung des Groschens von 1499, der im Jahre von Basels Eintritt in den Bund die gangbare Münze war. Endlich erwähnt der Chronist kurz die Darstellung des Festzuges und die verschiedenen offiziellen Ansichtskarten, ganz zu schweigen von den zahllosen Amateurphotographien und ähnlichen Andenken.

* * *

16. Die Gemeinnützige Gesellschaft erteilt der Kommission, die für Errichtung eines Basler Volkshauses zur Erinnerung an die Bundesfeier niedergesetzt wurde, einen Kredit zur Erledigung der Vorarbeiten. Ein Aufruf, der der Bevölkerung die bevorstehende Sammlung ankündigt, erscheint im Laufe der folgenden Woche in den Tagesblättern.

25. Auf dem Nordbahnhof St. Johann entgleist aus einstweilen nicht näher ermittelten Ursachen der um 2 Uhr 43 nachmittags Basel verlassende Zug der Elsaß-Lothringerbahn.

August 1901.

1. Der Tag der Erinnerung an den ersten Schweizer Bundesschwur 1291 wird durch das Läuten aller Glocken begangen.

3. Der Vorstand des Kaufmännischen Vereins wählt zum Rektor seiner Unterrichtsabteilung Albert Stucki, z. Z. in Biel, mit Amtsantritt auf den 1. Oktober.

5. Als Subdirektor tritt in die Bank in Basel ein Karl Henrici-Veillard.

11. Ein starkes Gewitter spielt den Kulturen, namentlich den Reben in der Umgegend übel mit. Ueberhaupt haben wir einen gewitterhaften Sommer und die am 17. August zu Ende gehenden Hundstagferien haben einen nassen Verlauf genommen.

18. Auf dem Rhein findet zwischen Wettstein- und alter Brücke ein von einer ganzen Reihe Wasserfahrvereinen beschicktes, vom Rheinklub arrangiertes Wettfahren statt.

25. In einem Extrazuge der Gotthardbahn kommt mit einem Gefolge von etwa 50 Personen der Prinz Tschun, ein jüngerer etwa 20-jähriger Bruder des Kaisers von China, in Basel an. Tschun hatte den Auftrag, den Kaiser von Deutschland im Namen seines Bruders um Entschuldigung zu bitten für die Ermordung des deutschen Gesandten Freiherrn von Ketteler, die im Sommer 1900 in Peking angeblich durch die aufrührerische Bande der Boxer, aber wie es schien, nicht ohne Vorwissen des chinesischen Hofes vorgefallen war. Deutsche Offiziere erwarteten den Sühneprinzen in Basel, um ihn nach Potsdam zu geleiten. Aber hier erfuhr die Reise plötzlich eine Unterbrechung. Den Vorwand gab ein plötzliches Unwohlsein des Prinzen Tschun. Doch machte man bald kein Hehl daraus, daß über das den Chinesen nicht genehme Zeremoniell des Empfanges in Potsdam noch verhandelt werde und daß dies der wirkliche Grund des Aufenthalts sei. Etwa 8 Tage blieben die Chinesen in Basel im Gasthof zu den „drei Königen," ein Gegenstand angenehmen Staunens für die Bevölkerung. Basel erfreute sich während dieser Zeit einer großen Aufmerksamkeit der internationalen Presse. Erst am Dienstag 3. September erfolgte die Sühneaudienz Tschuns vor dem Kaiser Wilhelm in Potsdam. Damit nahmen offiziell die chinesischen Wirren nach einer Dauer von mehr als einem Jahr ihr Ende.

26. Das St. Jakobsfest, dessen Abhaltung des ohnehin festgesegneten Sommers wegen einigem Widerstand begegnet war, wird durch sehr ausgesprochene Ungunst der Witterung in ein ganz neues Programm gedrängt. Der Festzug konnte nicht stattfinden, die Festrede von Pfarrer Birnstiel zu St. Matthäus mußte in der Burgvogteihalle gehalten werden. Nur ein Kranz wurde am

St. Jakobsdenkmal niedergelegt. Die festliche Veranstaltung des Abends auf dem Münsterplatz fiel gänzlich dahin.

28. Der von der Basler Baugesellschaft unternommene Neubau des Gasthauses zum Bären in der Aeschenvorstadt stürzt in der Abendstunde plötzlich zusammen. Es wurden 13 Personen bei dem Unfall verschüttet, und zwar 6 verwundet und 7 getötet. Durch den Unglücksfall sah sich die Polizei gezwungen, die Aeschenvorstadt mehrere Tage hindurch für den Verkehr gänzlich abzusperren.

September 1901.

9. Nach langem Leiden stirbt im Alter von erst 45 Jahren der ordentliche Professor für Botanik und Vorsteher des botanischen Instituts an der Hochschule, Prof. Wilhelm A. Schimper. Er war erst seit 1898 an der Universität thätig, hat ihr aber durch umfassendes Wissen, große Gelehrsamkeit und pflichttreues Wirken trotz seiner Krankheit die wertvollsten Dienste geleistet.

12. Die Maurer-Gewerkschaft veranstaltet eine große Versammlung, in der auf einen Vortrag Nat.-Rat Wullschlegers hin im Anschluß an das große Bauunglück in der Aeschenvorstadt am 28. v. Mts. ein besserer Schutz der Bauarbeiter (obrigkeitliche Gerüstkontrolle u. dergl.) gefordert wird.

14. Die Basler Konsumgesellschaft hat seit ihrer Begründung im Dezember 1900 an Mitgliedern so sehr zugenommen, daß eine Statutenänderung notwendig wird, die den dadurch vermehrten Arbeiten Rechnung trägt und den Zeitraum vom Abschluß des Geschäftsjahres bis zur Auszahlung des Gewinnanteils ausdehnt.

19. Die Basler Truppen kehren aus den Herbstmanövern zurück, die sie im Verband der 5. Division im bernischen Oberaargau erst gegen die Berner Division (3), dann mit dieser vereint gegen eine aus Welschen gebildete Manöverdivision durchgefochten haben. Der Dienst war streng nicht nur wegen der Anforderungen

der Oberen an die Mannschaft, sondern auch wegen der ungünstigen nassen Witterung. Es wird das letzte Mal sein, daß die Basler Infanterie zusammen zu Friedensmanövern auszog. Längst war die Mannschaft zu stark für ein Bataillon und das Bataillon 54 zählte diesmal sechs Kompagnien. Laut Beschluß der Bundesversammlung wird noch diesen Herbst ein zweites Baselstädtisches Bataillon formiert, das die Nummer 97 bekommt und der 4. Division (Regiment XII) zugeteilt wird.

25. Die Verkehrskommission wählt zum Präsidenten des Verkehrsvereins an Stelle des zurücktretenden Hrn. Dr. Rud. Hotz Hrn. Dr. Ferd. Holzach.

27./28. Die Delegierten in das internationale Komite der internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz tagen zur Konstituierung des internationalen Arbeitsamtes in Basel. Vorsteher dieses Amtes wird Dr. Stephan Bauer, Professor der Nationalökonomie an der Universität Basel.

28./29. Die Delegierten des Schweiz. Lehrervereins halten in Basel ihre Jahresversammlung ab. Außer den Vereinsgeschäften wird bei den Hauptversammlungen im Bernoullianum verhandelt über die Freizügigkeit der Lehrer, über die Bearbeitung der Schweizerischen Schulgeschichte und über den naturkundlichen Unterricht in Sekundar- und Mittelschulen. — Die Kadetten unternehmen einen zweitägigen Ausmarsch nach Magden und Rheinfelden.

Oktober 1901.

2. Die Regierung ernennt eine Kommission zur Fürsorge für die Arbeitlosen während des bevorstehenden Winters unter dem Vorsitz von Prof. Albert Burckhardt-Finsler.

3. Jahresfeier der Diakonissenanstalt in Riehen.

6./7. Ein gewaltiger Sturmwind, der über einen großen Teil von Mitteleuropa hinging, richtet auch in Basel allerlei Un-

heil an. Ueberhaupt ist seit der Mitte des Sommers die Witterung fortwährend unbeständig und meist ungünstig.

7. In der Gewerbe-Ausstellung wird zu Ehren der Arbeiter ein stark besuchtes Fest abgehalten.

10. Der Große Rat erledigt in seiner ersten Sitzung nach den Sommerferien zunächst eine Interpellation betr. Vorkehrungen des Staates gegen drohende Arbeitlosigkeit und betr. baupolizeiliche Maßnahmen in Bezug auf Bauten nach dem Hennebique-System. Dann werden eine Anzahl Bürgeraufnahmen und der Ankauf der Liegenschaft Blumenrain 11 ratifiziert; die zweite Lesung der Vorlage betr. die Kosten der Wiesekorrektion und einen Hochwasserdamm am rechten Rheinufer wird erledigt und über eine Eingabe betr. kantonale Unfall- und Krankenversicherung zur Tagesordnung geschritten. Endlich weist der Rat die Vorschläge der Regierung betr. Revision des Wirtschaftsgesetzes an eine Kommission.

15. Nach einer Dauer von fünf Monaten wird die Gewerbe-Ausstellung mit einer kleinen Feierlichkeit geschlossen. Am 18. begann öffentlich und im Beisein eines Notars die Verlosung. Es waren 180,000 Lose zu 1 Fr. verkauft und 4400 Gewinne im Gesamtbetrag von 90,000 Fr. ausgesetzt. Die Ausstellung ist insgesamt von einer halben Million Personen besucht worden.

17. Die Basler Journalisten gründen zur Wahrung ihrer gemeinsamen Interessen den Verein der Basler Presse.

18. Von der „Basler Zeitschrift," dem neuen Organ der Historischen Gesellschaft, da jetzt die „Beiträge" eingegangen sind, erscheint das erste gehaltreiche Heft.

19 ff. Die Internationale Hundeausstellung im Ausstellungsgebäude auf der Schützenmatte wird von in- und ausländischen Hundezüchtern außerordentlich zahlreich beschickt.

20. Bei einer Versammlung von Delegierten der Grütlivereine von Basel Stadt und Land wird der Anschluß des Grütli-

vereins an eine neu gegründete schweizerische sozialdemokratische Partei besprochen, die binnen kurzer Zeit in dem Verein zur Abstimmung kommen soll. Die städtischen Vertreter erklären sich für den Beitritt, bei denen von Baselland ließen sich auch gegnerische Stimmen vernehmen.

24. Großer Rat. Der Ratschlag betr. Neueinteilung der Quartiere beschäftigt den Rat beinahe den ganzen Tag und wird schließlich trotz einer Menge Abänderungsanträge samt der neuen, durch die Volkszählung vom 1. Dezember 1900 bedingten Verteilung der Zahl der Großräte in der von der Regierung vorgeschlagenen Form angenommen. Ferner genehmigt der Rat den neuen mit den aargauischen Rheinsalinen abgeschlossenen Salzlieferungsvertrag.

28. Die Gemeinnützige Gesellschaft kauft für die Musikschule eine Liegenschaft an der Leonhardsgasse, damit diese darauf ein Anstaltsgebäude errichten kann.

30. Auf dem Bernoullianum wird um 3 Uhr 50 nachmittags ein Erdstoß verspürt.

31. Der Große Rat genehmigt den Bericht der Regierung über Fürsorge für Arbeitlose, beschließt weitere Unterstützung der Obst-, Wein- und Gartenbauschule in Wädensweil, sowie eine Aenderung des Gesetzes über Organisation der katholischen Landeskirche, erklärt die Initiative betr. Holzpflästerung unerheblich und geht dann zum Anzug Eckenstein und Kons. über, über den sich ein langer und hitziger Redekampf entspinnt. Der Rat geht aber darüber mit knapper Mehrheit zur Tagesordnung, mit sehr großer über den Anzug Schweizer betr. Abschaffung der körperlichen Strafen in den Schulen.